Digitized by Google

H. As. 4580 m

P

Lage F (S. 81–96) ist
verbunden und folgt
erst nach S. 112.

Digitized by Google

<36633633190011

<36633633190011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

H. As. 4580 m

81 B

La 29 32

Notta.

Der Verfasser äussert die historisch irrige Meinung daß die Insel Ceilon seit 1505 bekannt seye, da doch schon die Römer zu Claudius Zeiten sie unter dem Namen Taprobana kannten bereits, auch sogar 2 Gesandten aus jenem fernen Welttheil in Roms Mauern sahen.

Robert Percival's, Esq.

Beschreibung

von

der Insel Ceylon,

enthaltend

Nachrichten von ihrer Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und von den Sitten und Gebräuchen ihrer verschiedenen Einwohner.

Nebst

dem Tagebuche einer Gesandtschaftsreise an den Hof des Königs von Candy.

Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit einem Zusatze über die Perlenfischerey

übersetzt

von

J. A. Bergk.

J[ohann] A[dam]

Mit 1. Charte.

Leipzig, 1803.
bey Wilhelm Rein.

Vb/49/1030

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Vorrede des Uebersetzers.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Sitten, Meynungen, Einrichtungen und Gebräuche, in der man den Menschen auf dem großen Schauplatze seines irrdischen Thuns und Treibens erblickt, gewährt nicht allein ein interessantes sondern auch ein lehrreiches Schauspiel. — Allenthalben wirkt dieselbe menschliche Natur und gleichwohl zeigt sie al-

allenthalben Verschiedenheiten; die Anlagen und Kräfte der Menschen sind mit geringen Modifikazionen dieselben und demohngeachtet zeichnet sich die eine Nation durch ihre kalte Vernunft, die Andere durch ihre glühende Einbildungskraft, eine Dritte durch ihren raffinirenden Verstand aus. Woher rührt diese große Verschiedenheit nicht allein in der Denkweise, sondern auch in der Gesinnungsart bey gleichen Grundanlagen? Welches ist die Ursache, daß das eine Volk sanftmüthig und geduldig, friedfertig und leutselig, das Andere kühn und grausam, kriegerisch und rachsüchtig ist? Die äußere Natur ist die Ursache dieser Verschiedenheiten; von ihren verschiedenen Einwirkungen auf das menschliche Gemüth hängt dasjenige ab, was die große Mannigfaltigkeit und die gewaltigen Contraste im Temperamente und im Charakter der Menschen hervorbringt. Sie wirkt stark und gelinde, sie zeigt sich furchtbar und erhaben, und alles dieses formt und bildet den Menschen und giebt den Wirkungen seiner Kräfte die verschiedenen Schattirungen, in welchen er in Ansehung seiner Denk- und Gesinnungsart erscheint.

Es wäre ein lehrreiches Geschäfte, wenn jemand durch Hülfe von Reisebeschreibungen zeigte, wie sich der menschliche Geist unter den verschiedenen Nationen der Erde ausbildete, wie er wirkte, wie er, durch äußere Umstände veranlaßt, diese oder jene Meynung und Gesinnung annähme, wie er diesen oder jenen Verirrungen, Ausschweifungen

gen und Krankheiten unterworfen wäre, wie troß aller der Abweichungen und Verschiedenheiten, die man bemerkt, sich doch allenthalben seine ursprünglichen Gesetze offenbarten, wie er vermöge des Gesetzes der Ursächlichkeit Götter und Gespenster schüfe, wie er durch Vernunftideen belebt einen Urgrund der Welt aufsuchte und wie er in sich selbst etwas vom Körper Verschiedenes annähme. Die interessanteste Partie dieses Gemäldes würde die psychologische Entwickelung des Entstehens der verschiedenen Meynungen über Gott und die menschliche Seele seyn und wenn man an der Hand der Geschichte fortgienge und durch besonnenes Schliessen ersetzte, wozu die Geschichte keine Thatsachen liefert, so würde man über die Natur des menschlichen Geistes eben so vieles Licht verbreiten, als Aufklärung in die Geschichte der Menschheit bringen.

Allein die Zeit scheint noch nicht gekommen zu seyn, wo man eine solche Psychologie des menschlichen Geistes unter allen Himmelsstrichen und auf allen den verschiedenen Stufen seiner Kultur liefern könnte. Es fehlt noch zu sehr an Thatsachen, als daß man das, was sich durch Vernunftgründe ausmachen läßt, auch durch die Geschichte beweisen könnte. Zu vielen Aeußerungen des menschlichen Geistes fehlen noch die Data; man würde bey weitem noch nicht alle die Lücken ausfüllen können, die sich zwischen der Kultur für

 die

die Thierheit und für die Menschheit der menschlichen Natur zeigen, noch weniger würde man alle die besondern Nüanzen und Schattirungen bemerkbar machen können, in welche sich die intellektuellen und moralischen Wirkungen des menschlichen Geistes kleiden. Viele Theile der Erde sind noch gar nicht bereist; Andere sind nicht viel mehr als dem Namen nach bekannt und von den Meisten kennen wir bloß die äußern Umrisse. Die meisten Reisenden sind nicht Menschenkenner genug, um absichtliche Beobachtungen über die Erscheinungen der menschlichen Thätigkeit bey den verschiedenen Nationen anstellen zu können. Einige sind für oder gegen ein Volk partheyisch eingenommen; Andere sind nicht mit der Sprache, in der es sein Inneres ausspricht, bekannt. Und so lange man nicht länger unter den verschiedenen Nationen der Erde verweilt, als bis jetzt beynahe alle Reisende gethan haben, hat man auch noch keine Hoffnung, daß man Eines von denjenigen Völkern, die noch auf einer niedren Stufe der Kultur stehen und die entweder noch gar nicht in bürgerlicher Gesellschaft leben oder bey denen die Bande, die durch den Staat um die Menschen geschlungen werden, noch sehr locker sind, in Ansehung seiner intellektuellen und moralischen Eigenschaften, seines Kopfs und seines Herzens vollständig kennen lernen werde.

Die Reisebeschreibung, die ich hier vollständig übersetzt liefere, giebt dem Menschenforscher viele interessante Data zur Erforschung der Verschiedenheiten der menschlichen Denkungs- und Gesinnungsart unter verschiedenen Himmelsstrichen. Der Verfasser hebt Thatsachen aus und läßt diese für sich selbst sprechen. Seine Beobachtungen sind mannigfaltig und sie scheinen größtentheils rein und unpartheyisch aufgefaßt zu seyn. Er hat zwar die Meynungen und Sitten der Völker, die er geschildert hat, nicht vollständig dargestellt (denn es fehlen noch viele Gesichtspunkte, aus denen der Mensch, und wenn er auch bloß physisch lebte, zu betrachten ist); allein er hat doch Einige von den Hauptpunkten eines Volkscharakters herausgehoben und dadurch Gelegenheit zur Errathung der Uebrigen gegeben. Seine angeführten Thatsachen tragen meistentheils den Stempel der Wahrheit: denn sie stimmen entweder mit dem überein, was schon andere Reisende von Ceylon bekannt gemacht haben oder sie lassen sich aus Analogie folgern und erhärten. Die interessantesten Punkte dieser Reisebeschreibung sind die Darstellung des Physischen der Insel Ceylon und die Schilderung seiner verschiedenen Einwohner; und man kann die Reise des Verfassers mit Recht für ein trefliches Geschenk halten, das er dem Publiko gemacht hat: denn wenn auch darin des Neuen nicht allzuviel seyn sollte, so hat er doch den jetzigen Zustand einer Insel dargestellt, die in vie-

vieler Hinsicht wichtig und deren Kenntniß interessant ist.

Das Original erschien zu Anfange dieses Jahres in London unter folgendem Tittel: An Account of the Island of Ceylon containing its History, Geography, Natural History, with the Manners and Customs of its various Inhabitants; to which is added the Journal of an Embassy to the Court of Candy. Illustrated by a Map and Charts. By Robert Percival, Esq. of his Majesty's Nineteenth Regiment of foot. London 1803 in 4. XII. S. 420.

Bey der Uebersetzung hat man bloß die Charte von der Insel Ceylon getreu nachstechen lassen. Die übrigen Charten und Kupfer, 1) der Hafen Trincomale, 2) die Charte von der Perlenfischerey in dem Golf von Manaar, 3) der Hafen von Colombo hat man weggelassen, weil sie das Werk allzu sehr vertheuern würden.

Bey den Anmerkungen, die ich beygefügt, habe ich die Quellen größtentheils genannt, aus denen ich sie geschöpft habe; die Uebrigen sind psychologischer Natur und diese müssen sich durch sich selbst

selbst beglaubigen und vertheidigen, wenn sie gültig seyn wollen.

Den Zusatz über die Perlenfischerey S. 97 habe ich aus dem V. Bande der Asiatic Researches entlehnt, wo er S. 391 unter folgendem Titel steht: An account of the Pearl Fishery in the Gulph of Manar, in March and April 1797. By Henry I. Le Beck, Esq. Communicated by Dr. Roxburg und bis S. 411 geht.

Die in der Uebersetzung angeführten Meilen sind englische Meilen, wovon eilf drey teutsche ausmachen.

Ich bin mit der Sprengel'schen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen bey der Uebersetzung von Barrow's (Reisen in das Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen mit Anmerkungen, Leipzig bey Rein 1801.) und bey Browne's Reisen (Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien in den Jahren 1792—1798. Aus dem Englischen mit Anmerkungen, Leipzig und Gera bey Heinsius 1800) in Collision gerathen. Ob ich gleich

nicht Schuld daran bin, weil meine Uebersetzungen früher angekündigt waren, so hat mir dies doch Leid gethan, allein daß sich dies Zusammentreffen eine gewisse gelehrte Zeitung bey der Anzeige meiner Uebersetzungen von diesen Reisebeschreibungen merken ließ, war wenigstens nicht großmüthig.

Die neuern Nachrichten von Ceylon sind sehr sparsam. Bloß im VII. Bande der Asiatic Researches, den ich aber noch nicht gesehen habe, steht eine Abhandlung über die Religion und die Gebräuche der Ceylonesen, die sehr lehrreich seyn soll, und eben jetzt noch melden die englischen Zeitungen, daß ein Krieg zwischen dem Könige von Candy und den Engländern auszubrechen drohe. Der König hatte seinen Unterthanen verboten, Elephanten zu töden, allein da diese ihren Früchten und Bäumen großen Schaden thaten, so achteten sie dies Verbot nicht. Der König glaubte, daß sie dies auf Anstiften der Engländer thäten und zog daher an den Grenzen seines Landes eine Armee zusammen. Der englische Gouverneur Friedrich North, der nämliche, der in dieser Reisebeschreibung erwähnt wird, versammelte auch Truppen, ob aber der Krieg zum völligen Ausbruche gekommen ist, darüber findet sich in den Zeitungen bis jetzt noch keine Nachricht.

Auf

Auf Jafnapatam und an andern Orten Ceylons hat zu Ende des vorigen Jahres den 6. December ein Sturm große Verheerungen angerichtet. Ein Bericht von einem dänischen Missionair (in der Hamburger Neuen Zeitung, vom 27. Aug. 1803.) sagt hierüber folgendes: Auf Jafnapatam (der Brief ist aus Tranquebar von der Küste Coromandel) hat der Sturm am meisten gewüthet; 50 kleinere und größere Fahrzeuge sind größtentheils verunglückt. In der Stadt Jaffna stand das Wasser 7 Fuß hoch; 40,000 Cocosbäume und 20,000 Obstbäume hat der Sturm ausgerissen. Auf einigen der nahe liegenden Inseln wurden Pferde, Schaafe und Menschen ein Raub der Wellen. Eben so schrecklich war die Wirkung dieses Sturmes auf der Ostseite der Insel Ceylon zu Trincomale.

Vor Percival's Beschreibung von Ceylon war das beste Werk über diese Insel Knox Relation of Ceylon, wovon 1689 eine teutsche Uebersetzung erschienen ist und wovon auch ein Auszug im 8ten und 18ten Bande der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande (21 Bde. in 4.) steht. Nach Knox Werke hatten den meisten Werth 1) Eschelskroon's Beschreibung von Ceylon (im politischen Journale des Herrn von Schirach Jahrg. 1782 im

im 1sten St. Nro. 2.) und 2) Wolfs Reise nach Zeylan 1 u. 2 Thl. 1782 und 1784.

Da ich die Correktur nicht selbst habe besorgen können, so sollen die etwann in der Uebersetzung befindlichen Druckfehler am Ende des Werkes angezeigt werden.

Leipzig, den 2. Sept. 1803.

Bergk.

In-

Inhaltsanzeige.

Erstes Kapitel.

Einleitung. — Geschichte der Insel vor ihrer Besitznahme durch die Engländer. — Ihre Eroberung durch die Portugiesen, Holländer und Engländer S. 3

Zweytes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Ceylon. — Seine Häfen. — Die Mansuhns. — Himmelsstrich. — Flüsse. — Innere Verbindungen. — Boden. — Allgemeine Eintheilungen. — Brittisches Gebiet. — Trincomale. — Malativoe. — Jafnapatam. — Manaar . . . 38

Drittes Kapitel.

Die Perlenfischerey. — Gebräuche der verschiedenen indischen Nationen, die sie besuchen . . . 72

Zusatz des Uebersetzers zu dem V. Vol. der Asiatic Researches.

Nachricht von der Perlenfischerey im Golf von Manaar im März und April des Jahres 1797. Von Heinrich J. Le Beck, Esq. Mitgetheilt von dem Dr. Roxburg . . S. 97

Viertes Kapitel.

Putalomer Salzwerke. — Nigombo. — Dasige Fischerey. — Marsch der englischen Truppen von Nigombo. — Uebergabe von Colombo 118

Fünftes Kapitel.

Beschreibung von Colombo. — Das Fort. — Pettah. — Hafen. — Einwohner. — Handel. — Theuerung der Lebensmittel . 136

Sechstes Kapitel.

Das Land südwärts von Colombo. — Galkiest. — Poutura. — Caltura. — Barbarin. Bentot. — Point de Galle. — Matura. — Batacolo . . 166

Siebentes Kapitel.

Schilderung der ceylonesischen Holländer. — Portugiesen. — Malayen . 179

Ach-

Achtes Kapitel.

Die Ceylonesen. — Ihr Ursprung. — Ihre Sitten. — Ihre Sprache. — Ihr gesellschaftlicher Zustand = = S. 219

Neuntes Kapitel.

Religion der Ceylonesen = 249

Zehntes Kapitel.

Charakteristische Unterschiede, wodurch sich die Eingalesen von den Candyern unterscheiden = 274

Eilftes Kapitel.

Das Gebiet des Königs von Candy. — Seine Eintheilungen. — Candy. — Digliggy Neur — Nilemby Neur. — Anarodgburro. — Clima. — Boden. — Unterschiede, wodurch sich die Candyer von den Cingalesen unterscheiden = = = 289

Zwölftes Kapitel.

Civil = und Militäreinrichtungen im Königreiche Candy = = 309

Dreyzehntes Kapitel.

Beschreibung der Bedahs [1]) oder Baddahs = 334

Vier=

1) Lesenswerthe Nachrichten von diesem Volke findet man auch in des Hr. v. Wurmb's Merkwürdigkeiten aus Ostindien 1797 S. 14. 21 u. s. w. auf Sumatra.
D. Uebers.

Vierzehntes Kapitel.

Thiere auf Ceylon . . . S. 344

Funfzehntes Kapitel.

Pflanzengewächse auf Ceylon . . 386

Sechzehntes Kapitel.

Zimmt, die Stapelwaare von Ceylon . 415

Siebenzehntes Kapitel.

Mineralien auf Ceylon . . 432

Achtzehntes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen. — Gegenwärtiger Zustand der Insel. — Verbesserungen. — Einkünfte. — Civil- und Militäreinrichtung. — Vortheile . 442

Tagebuch einer Gesandtschaftsreise an den Hof von Candy im Jahre 1800 . . 457

Verzeichniß der Wege auf Ceylon . . 497

Er.

Percival's

Beschreibung

von

der Insel Ceylon.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Geschichte der Insel vor ihrer Besitznahme durch die Engländer. — Ihre Eroberung durch die Portugiesen, Holländer und Engländer.

Als ich im Jahre 1797 mit den brittischen Truppen auf der Insel Ceylon anlangte, trieb mich sowohl die Neugierde als die widersprechenden und romanhaften Erzählungen an, die ich von dieser Insel gehört hatte, besondere Untersuchungen über ihren gegenwärtigen Zustand anzustellen. Ich fand ein Vergnügen daran, solche Thatsachen und Gegenstände aufzuschreiben, die mir merkwürdig zu seyn schienen. Als ich aber meine Nachforschungen fortsetzte, fand ich, daß sie zur Erreichung eines weit wichtigern Zweckes als zur Befriedigung eines augenblicklichen Vergnügens dienen könnten.

Die Nachrichten, die man bisher über diese Insel bekannt gemacht hat, sind außerordentlich unvollständig, weil die wachsame Eifersucht der Holländer sowohl den Fremden solche Untersuchungen unmöglich machte als ihre

eigenen Landsleute verhinderte, irgend etwas von ihren Beobachtungen während ihres Aufenthaltes auf dieser Insel dem Publiko mitzutheilen. In der That bekümmerten sich auch nur Wenige um Untersuchungen über die Geschichte des Landes und seiner Bewohner. Vermehrung ihres Reichthumes war ihre herrschende Leidenschaft und wenn sie nur ihren Handel in den Städten auf der Küste ungestört treiben konnten, so bekümmerten sie sich sehr wenig um das Innere der Insel.

Viele Holländer, selbst von der bessern Klasse, haben sich eine beträchtliche Anzahl von Jahren auf Ceylon aufgehalten, ohne jemals weiter als wenige Stunden (league) von der Küste weggekommen zu seyn. Diejenigen, die man auf Commandos schickte, waren selten aufgeklärte und einsichtsvolle Männer und wenn sie nur für ihren Vortheil sorgen konnten, so hatten sie gar keine Lust, sich mit dem Nachdenken über Entwürfe zu beschäftigen, die für ihr Vaterland hätten Vortheil haben können. [1])

Alle diese Umstände trugen dazu bey, die Nachrichten der Europäer von dieser Insel außerordentlich unvollständig zu machen und ich überzeugte mich gar bald, daß die engherzige Politik der holländischen Regierung und die eigennützigen Absichten ihrer Beamten Vieles überse-
hen

1) Der Zustand aller Besitzungen, welche die Holländer in Ost- und Westindien während des letzten Krieges verlohren haben, war außerordentlich elend. Alles war vernachlässigt, die Einwohner wurden schändlich gedrückt und ausgesogen, der Anbau des Landes war verlassen. Ein solch schreckliches Gemälde liefert Barrow von der Capcolonie.

D. Uebers.

hen hatten, was den Werth dieser Colonie gar sehr vermehren konnte.

Da nunmehro diese Insel in unserm Besitze war, so machten diese Betrachtungen einen starken Eindruck auf mich; und die Hoffnung, daß ich etwas dazu beytragen könnte, diese neue Besitzung meinem Vaterlande um so schätzbarer zu machen, feuerte mich von neuem an, meine Untersuchung eifrig fortzusetzen. Die große Wichtigkeit, die diese Insel sowohl in Ansehung des Handels als in politischer Hinsicht hat, ließ mich zuversichtlich erwarten, daß man sie bey einem künftigen Frieden nicht wieder zurück geben würde: denn wenn man Bombay ausnimmt, so hat sie sowohl auf der Küste Malabar als auf der Küste Coromandel den einzigen Hafen, wo Schiffe zu jeder Jahreszeit sicher vor Anker liegen können; und selbst noch ehe wir sie in Besitz nahmen, lieferten ihre einheimischen Produkte verschiedene einträgliche Artikel in den Handel. Jeden Versuch, Licht über den gegenwärtigen Zustand der Insel zu verbreiten und auf diese Art die Mittel anzugeben, wie der Anbau im Innern verbessert und wie sie gegen jeden äußern Angriff gesichert werden kann, hat daher wenigstens das Verdienst, daß er auf die Beförderung des Besten der Nation abzielt.

Mit diesen Absichten fuhr ich in meinen Nachforschungen fort und ich war so glücklich, jede Unterstützung bey ihrer Fortsetzung zu erhalten, zu welcher die gegenwärtige Lage der Insel Gelegenheit giebt. Während meines dreyjährigen Aufenthaltes besuchte ich fast jeden Theil der Seeküste und noch ehe ich die Insel verließ, hatte ich Gelegenheit, mit ihrer Gestalt überhaupt, mit ihren Erzeugnissen, dem jetzigen Zustande ihres Anbaues und mit den Sitten und dem Charakter ihrer Einwohner insbesondere,

genau bekannt zu werden. Man schickte eine Gesandschaft an den inländischen König der Insel und ich befand mich unter den Offizieren, die zu ihrer Begleitung bestimmt waren. Auf diese Art hatte ich Gelegenheit, das Innere des Landes kennen zu lernen, wohin die Eifersucht der Eingebornen selten einen Europäer zu kommen gestattet hatte.

Die Vortheile, die ich durch diese selbsteigene Bekanntschaft mit dem größten Theile der Insel erhielt, wurden noch weit mehr durch den Beystand eines Holländers vermehrt. Dieser hieß Herr Dormieux. Er steht in englischen Diensten, hat sich gegen 20 Jahre in Ceylon aufgehalten und sich während dieser Zeit eine vollständige Kenntniß von den Sitten und den Sprachen der verschiedenen Einwohner erworben. Seine Unterstützung setzte mich in Stand, manche Hindernisse zu überwinden, die sich meinen Untersuchungen in den Weg stellten. Auch haben mir die schätzbaren Nachrichten, welche mir verschiedene Freunde mitgetheilt haben, bey der Vervollständigung meiner Beschreibung von der Insel Ceylon wesentliche Dienste geleistet. Doch nahm ich mich dabey sehr sorgfältig in acht, nichts zu behaupten, wovon ich nicht entweder selbst Augenzeuge gewesen bin, oder was nicht von solchen Personen herrührt, denen jeder ohne Mißtrauen glauben kann. Die Sitten und Gebräuche habe ich mich auf die Art zu schildern bemüht, daß ich den Eindruck wiedergebe, den sie auf mich zu der Zeit machten, als ich sie beobachtete. Den nämlichen Plan habe ich auch bey der Nachricht von den Naturprodukten der Insel befolgt und daher mögen vielleicht meine Bemerkungen mehr für Leser überhaupt als für den wissenschaftlich gebildeten Mann geeignet seyn. Ich hoffe aber auch, daß das Publikum wegen meines Standes einige Nachsicht mit mir

haben

haben werde und wenn ich nur so glücklich bin, ihm Belehrung oder Vergnügen zu verschaffen, so wird es etwas Mangel an systematischer Kenntniß gewiß gern entschuldigen.

Ehe ich auf den Hauptzweck dieses Werkes, nämlich zu der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Insel Ceylon, komme, will ich einen kurzen Abriß von ihrer Geschichte liefern und die allmähligen Veränderungen beschreiben, die sie seit der Besitznahme der Europäer erlitten hat. Ein solcher Abriß ist sogar nothwendig, um über ihren jetzigen Zustand Licht zu verbreiten und den Weg zu zeigen, den man bey künftigen Verbesserungen desselben einzuschlagen hat, indem man die Irrthümer angiebt, die ihre ehemaligen Besitzer begangen haben.

Von der Geschichte Ceylons vor der Ankunft der Portugiesen ist wenig bekannt. Selbst in den frühesten Zeiten soll sie wegen ihrer Gewürze berühmt gewesen seyn. Salomon soll die Spezereyen und kostbaren Steine zum Gebrauche und zur Verschönerung seines Tempels zu Jerusalem daher geholt haben. Diesen ungewissen Sagen läßt sich keinesweges Glauben beymessen und die ausschweifenden und mährhaften Erzählungen, die unter den Eingebornen im Schwange gehen, geben von dem ehemaligen Zustande dieser Insel durchaus keine Aufklärung. [1])

1) Der Verf. weißt diesen Gegenstand gar zu kurz ab. Die Insel Ceylon hieß im Alterthume Taprobana und wurde erst nach den Zeiten Alexanders des Großen in Europa bekannt. Strabo, Plinius, Pomponius Mela und Ptolemäus erwähnen sie, Einige als eine Insel, Andere als zum festen Lande von Asien gehörig. Der Han-

Die früheste Periode, von der wir etwas Gewisses wissen, ist die Ankunft der Portugiesen unter Almeyda im Jahre 1505. [1]) Er wurde zufälliger Weise von schlechtem Wetter in Einen der Häfen von Ceylon getrieben und von den Einwohnern gastfreundschaftlich aufgenommen.

Die Lage dieser Insel und ihre schätzbaren Produkte zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und brachten ihn auf den Gedanken, sich mit den Eingebornen in eine nähere

Ver-

Handel mit Ceylon fällt in die frühesten Zeiten zurück; denn ob er gleich von Afrika und Europa aus nicht unmittelbar mit demselben betrieben wurde, so erhielt man doch seine Produkte z. B. den Zimmt, durch Zwischenhändler über Arabien. Im 2 Buch Mosis 30 Kap. werden 250 Seckel Zimmt erwähnt, die man nirgends anders her als von Ceylon erhalten haben kann. Die Perle war schon in den frühesten Zeiten ein Schmuck der Morgenländer und der Admiral Alexanders d. Gr. Nearch erzählt (s. d. Indica p. 194. ed. Stephani), daß die Perlen sowohl an den Inseln des persischen Meeres als in dem indischen Ozeane gefischt würden, worunter ohne Zweifel das Meer zwischen Ceylon und dem Cap Comorin zu verstehen ist. In den ältesten Zeiten wurden mehrere Produkte Indiens z. B. Seide nach Ceylon gebracht und von da weiter verführt. Die christliche und die mahomedanische Religion suchten sich frühzeitig auf dieser Insel Anhänger zu verschaffen. Die arabischen Schriftsteller beschreiben Ceylon als eine große, reiche und wohlbevölkerte Insel, die Gewürze, Sandel- und Brasilienholz und Perlen liefere. Auch Marco-Polo besuchte diese Insel.

D. Uebers.

1) Nach Sprengel (s. s. Geschichte der geogr. Entdeckungen) geschahe dies im J. 1506.

D. Uebers.

Verbindung einzulassen, und da es diesen schwer war, sich gegen die Angriffe der Araber zu vertheidigen, so ließen sie sich sehr gern mit einem Volke in eine Verbindung ein, dessen kühner Unternehmungsgeist und furchtbare Waffen so treflich geeignet waren, Furcht und Schrecken unter ihren Feinden zu verbreiten. Als man daher Almenda dem Könige von Ceylon vorstellte, so kostete es ihm wenige Mühe, ihn zu einem jährlichen Tribut an die Portugiesen zu vermögen. Diesen bewilligte der König unter der Bedingung, daß die Portugiesen die ceylonesischen Küsten gegen alle äußere Anfälle schützen sollten.

Der Zustand, in dem Almeyda die Insel antraf, unterschied sich nicht wesentlich von ihrem jetzigen Zustande, wenn man die Veränderungen ausnimmt, die nach und nach von ihren europäischen Besitzern eingeführt worden sind. Die Einwohner bestanden aus zwey verschiednen Volksraçen. Die wilden Bedas [1]) bewohnten damals, wie noch jetzt, die großen Wälder besonders in den nördlichen Theilen der Insel. Der übrige Theil befand sich im Besitz der Cingalesen. Die Städte auf der Seeküste waren damals den Letztern noch nicht wie jetzt von fremden Ankömmlingen geraubt worden. Ihr König hatte seine Hofstadt zu Colombo, das jetzt die europäische Hauptstadt der Insel ist. [2]) Schon damals war Zimmt

 das

1) Andere Reisende schreiben diesen Namen Batta. Da Ceylon schon damals von zwey ganz verschiednen Völkern bewohnt wurde; so sieht man, daß es die Cingalesen erobert und die Bedas in das Innere der Insel zurückgedrängt haben. Der Uebers.

2) Sprengel sagt in dem oben angeführten Werke, daß sich die Portugiesen erst im Jahr 1517. auf Ceylon niedergelassen und ihre erste Festung Colombo erbaut hätten. D. Uebers.

das Hauptprodukt und die Stapelwaare der Insel, wie man aus dem Tribute abnehmen kann, den der König an die Portugiesen bezahlte und der in 250,000 Schifspfund Zimmt bestand.

Dies sind die einzigen Nachrichten über Ceylon, die man in den Erzählungen seiner ersten portugiesischen Besuche ausfündig machen kann. Der Geist dieser Abentheuerer war zu sehr mit der Begierde nach Reichthümern und mit dem Wunsche nach Vergrößerung ihrer Nation beschäftigt, als daß sie Untersuchungen über die Sitten der Eingebornen oder über die Naturgeschichte des Landes hätten anstellen sollen.

Die reiche Erndte, die der ceylonische Zimmt in den Handel liefert, scheint der Hauptgegenstand gewesen zu seyn, der Almeyda's Aufmerksamkeit auf sich zog: denn man sieht, daß er sich in kurzem alle Mühe gab, diese Vortheile zu sichern, indem er eine portugiesische Niederlassung auf der Insel anlegte. Dies Verfahren erregte, wie sich erwarten ließ, die Eifersucht und den Unwillen der eingebornen Fürsten. Nach einem langen und blutigen Kampfe erreichten jedoch die Portugiesen ihren Zweck und unter der Anführung Albuquerque's, der Almeyda's Nachfolger war, wurde ihnen die ganze Seeküste unterwürfig gemacht und die Eingebornen wurden in die Gebirge im Innern des Landes zurückgedrängt, von denen sie noch jetzt Besitzer sind.

Albuquerque war ein vortreflicher Befehlshaber und ein vollendeter Staatsmann; allein ihn plagte der unersättliche Durst nach Kriegsruhm, der seine Landsleute in dem damaligen Zeitalter auszeichnete; vom Glanze der ausgedehnten Eroberungen geblendet übersah er die dauer=

dauerhaften Vortheile, die er aus jedem der von ihm unterworfenen Länder ziehen konnte. Besonders schien Ceylon von der Natur dazu bestimmt zu seyn, die portugiesischen Besitzungen in dem östlichen Theile der Erde zu sichern und den Einfluß dieser Nation daselbst immer weiter auszubreiten. Seine vortreflichen Häfen gewährten ihren Schiffen zu allen Jahreszeiten Schutz, während es keine andere Stelle auf derselben Küste gab, wo irgend eine andere europäische Macht mit ihren Schiffen zu jeder Jahreszeit sicher vor Anker liegen konnte. Ceylon war von Natur so fest, daß man es mit einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Truppen vertheidigen konnte und es liegt so im Mittelpunkte, daß man von da aus mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit Truppen nach jedem Theile von Ostindien schicken konnte. Albuquerque aber war zu sehr damit beschäftigt, seine Eroberungen an den indischen Küsten auszudehnen, als daß er auf diese Vortheile die gehörige Aufmerksamkeit hätte werden sollen und anstatt daß die Portugiesen Ceylon zum Mittelpunkte und zum Hüter ihrer ostindischen Besitzungen hätten machen sollen, fuhren sie fort, es hauptsächlich wegen seiner einheimischen Naturerzeugnisse anzubauen.

Die Art, wie die Portugiesen Ceylon regierten, hat das Ansehen, als hätten sie so viel als möglich den Vortheilen, die diese Insel von der Natur erhielt, entgegen arbeiten wollen. Anstatt einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingebornen zu unterhalten und sie zum Beystande bey der Beförderung des Anbaues der Insel aufzumuntern, übte man jede Art von Beleidigung und Grausamkeit gegen sie aus. Die räuberische Habsucht der Portugiesen entriß ihnen nicht allein das geringe Vermögen, das sie besaßen, sondern traten auch ihre Sitten und Gebräuche mit Füßen. Die Portugiesen verspotteten nicht

bloß

bloß ihren religiösen Glauben, dem sie noch weniger entsagen konnten, sondern verfolgten sie deshalb auch mit der zügellosesten Grausamkeit. Der religiöse Aberglaube der Portugiesen siegte völlig über ihre wahren Vortheile. Diesem Umstande muß man vorzüglich den allgemeinen Haß, den man gegen sie hegte und die Bereitwilligkeit zuschreiben, mit der die Eingebornen in den von ihn eroberten Ländern ihre Nebenbuhler aufnahmen und demselben beystanden.

Da nichts mehr als eine gewaltsame Bekehrung dem Geiste des Christenthums zuwider ist, so sind solche frevelhafte Versuche auch allemal unglücklich ausgefallen. Der Cingalese sah die fremden Götter mit Abscheu an, die sich an Blutvergießen zu weiden schienen, er überließ lieber die Seeküsten seinen Feinden und rettete sich nebst seinen unförmlichen Götzen in die Gebirge im Innern des Landes. Die portugiesische Regierung hatte jedoch noch immer die Schwachheit, den Einlispelungen der Pfaffen Gehör zu geben, die behaupteten, daß das einzige sichere Mittel zur Erhaltung ihrer Besitzungen die Bekehrung der Eingebornen zur christlichen Religion vermittelst der Inquisition sey. Diese tyrannischen Ankömmlinge verfolgten daher die Cingalesen bis in ihre Wälder und Sicherheitsorte; und diese Letztern machten dagegen wiederum häufige Einfälle auf die Küste und zerstörten öfters die reichsten Pflanzungen der Portugiesen. Dieser wechselseitige, unordentliche Krieg wurde beynahe ein Jahrhundert lang mit vielem Blutvergießen und ohne Vortheile für irgend eine Partey fortgesetzt. Die innere Regierung der Eingebornen setzte in der That die Portugiesen in Stand, ihr Gebiet ansehnlich zu erweitern, weil die Verwaltung des Innern unter eine Menge kleiner Fürsten zerstückelt war, wovon jeder der Oberherr seines besondern

Stammes

Stammes oder abgesonderten Thales war. Es war eine Staatsmaxime der Portugiesen, Feindschaft zwischen diesen Fürsten zu erregen, damit sie nicht gemeinschaftliche Sache zur Befreyung ihres Vaterlandes machten. Brach daher irgend wo ein offenbarer Streit zwischen diesen Eingebornen aus, so waren europäische Nachbarn so gleich bereit, irgend Einer von den Parteyen, die es verlangte, Beystand zu leisten. Der Fürst, der sich mit ihnen in eine Verbindung wegen Unterstützung einließ, war folglich glücklich. Die Portugiesen aber waren allemal so klug, ihre eigene Großmuth selbst zu belohnen, indem sie das Gebiet des überwundenen Fürsten in Besitz nahmen. Durch solche Kunstgriffe dehnten sie nach und nach ihre Besitzungen immer weiter in dem Innern der Insel aus und wo sie nur immer Meister wurden, begiengen sie aus Habsucht und Bigotterie solche Grausamkeiten, daß bis jetzt noch der Name Europäer den Ohren eines Eingalesen verhaßt klingt.

Während so die Eingebornen von Ceylon tagtäglich in fruchtlosen Kämpfen gegen die regelmäßige Taktik und die verabredeten Plane der Portugiesen fielen, bot sich ihnen ein mächtiger Beystand an, der ihrem Elende bald ein Ende zu machen versprach. Kaum waren die Holländer so glücklich gewesen, das spanische Joch abzuwerfen, als sie ihr Handels- und Unternehmungsgeist antrieb, jede Küste der bekannten Welt aufzusuchen, um Reichthümer zu erbeuten. Die unermeßlichen Reichthümer des Ostens lockten daher schnell die kühnen Hauptleute dieser Nation herbey. Allein allenthalben fanden sie die Portugiesen schon angesiedelt; und die Eifersucht, mit der diese frühern Ansiedler die Annäherung jedes Nebenbuhlers betrachteten, überzeugte sie gar bald, daß sie

bloß

bloß mit Gewalt ihre Handelsentwürfe auszuführen hoffen durften.

Die Holländer und die Portugiesen beseelte ein verschiedener Geist; sie verfuhren daher auch bey der Erweiterung und Ausbreitung ihrer ausländischen Besitzungen auf eine verschiedene Art. Die Erstern zeigten nichts von der romanhaften Tapferkeit, von den schnellen Angriffen und den blendenden Siegen, die so sehr die ersten Eroberungen der Portugiesen in Indien auszeichneten. Allein sie besaßen den ausdauernden Muth in der Verfolgung eines Gegenstandes, der die Seele von Handelsunternehmungen ist; daher sehen wir auch, daß sie, obgleich öfters zurück geschlagen, doch nach und nach den Portugiesen eine Besitzung nach der andern wegnahmen, bis sie sich im Anfange des siebenzehenten Jahrhunderts schon der wichtigsten Inseln und Niederlassungen bemeistert hatten, die ostwärts der Straße von Malacka liegen.

Die Lage und die reichen Produkte von Ceylon waren für die Holländer eine reitzende Lockspeise; jedoch schreckte sie die Größe und Stärke eine Zeitlang von einem so kühnen und großen Unternehmen ab. Im Jahr 1603.[1]) wagte sich endlich der holländische Admiral Spilberg den Küsten von Ceylon zu nähern und die Eingebornen nahmen ihn aus Haß gegen die Portugiesen sehr günstig auf. Während ihrer beständigen Kriege hatte der

1) Spilberg kam nicht 1603. sondern 1602. im Monat May an der mittäglichen Küste von Ceylon an und da der König von Candy gerade damals mit den Portugiesen Krieg führte, so bot ihm Spilberg ein Bündniß und Beystand an, den er auch annahm.

D. Uebers.

der König von Candy ein solches Uebergewicht über die andern Fürsten erlangt, daß man ihn bey der Ankunft der Holländer als Kaiser von Ceylon ansah. Spilberg erhielt bey diesem Regenten eine Audienz und wußte bald seine Gnade zu gewinnen, indem er sich und seine Landsleute für geschworne Feinde der Portugiesen ausgab.

Ferner erklärte er, daß es ihr fester Entschluß sey, diese grausamen Feinde aus den Besitzungen zu vertreiben, deren sie sich auf eine solche widerrechtliche Art bemächtigt hätten, und schloß mit dem Anerbieten, daß seine Landsleute die Eingalesen bey der Vertreibung der Portugiesen von ihrer Insel unterstützen wollten.

Der König von Candy nahm, wie man erwarten konnte, dies Anerbieten mit dem größten Vergnügen an: Sagen sie ihren Landsleuten, erwiederte er, daß wenn sie bloß ein Fort auf dieser Insel anlegen wollen, ich selbst nebst meiner Gemahlin und meinen Kindern der Erste seyn will, [illegible] sie mit Baumaterialien versorgt. Die Holländer benutzten gar bald die Vortheile, die ihnen dies Bündniß darbot. Im Jahr 1632.[1]) schickten sie eine starke Armee ab, die in Verbindung mit dem Könige von Candy ins Feld rücken sollte. Es begann ein hitziger und blutiger Kampf; die Portugiesen schienen zum Theil ihren ehemaligen Kriegsmuth wieder erlangt zu haben und es hatte den Anschein, als wenn sie fest entschlossen wären, den Besitz eines Landes bis aufs äußerste zu vertheidigen, das ihre kriegerischern Vorfahren so leicht erobert hatten. Allein sie unterlagen endlich doch der Macht und Schlauheit der Holländer. Diese hartnäckigen

1) Hier sind viele einzelne Umstände ausgelassen, welche nach und nach den Holländern die Insel verschaften.
D. Uebers.

gen und klugen Republikaner unterstützten stets ihre Befehlshaber sorgfältig mit neuen Verstärkungen, da hingegen die portugiesische Regierung in Europa im lächerlichen Vertrauen auf den Ruf der ehemaligen Heldenthaten ihre schätzbaren Colonien den eigenen hülflosen Anstrengungen derselben überließ. Die Folgen, die dies nach sich zog, waren unvermeidlich. Die Portugiesen auf Ceylon hatten keine Unterstützung, auf die sie sich verlassen konnten. Ihre Verbindung mit einander hatten die holländischen Flotten gänzlich abgeschnitten; ihre Grausamkeiten hatten die Eingebornen in einem solchen Grade aufgebracht, daß sie unmöglich jemals wieder ihr Zutrauen gewinnen konnten. Dieser Widerwille nebst den schönen Versprechungen von Seiten der Holländer und die Hofnung einer schnellen Befreyung hatten unter den Cingalesen eine solche Kriegslust erweckt, daß sie ihre ehemaligen Tyrannen jetzt in ihren eigenen Besitzungen angriffen und die Pflanzungen verheerten, die allein noch den Portugiesen Unterstützung gewähren konnten.

Indessen war Ceylon für die Holländer keineswegs eine leichte oder schnelle Eroberung. Man machte ihnen jeden Paß, jede Festung streitig, und als die Portugiesen schon aus jedem Platze auf der Küste hin vertrieben waren, schienen sie immer noch entschlossen zu seyn, eher ihr Leben aufzuopfern, als den Sitz ihrer Regierung, Colombo, zu übergeben. Die Holländer schlossen diese Stadt ein und schnitten ihr alle Zufuhr sowohl zu Wasser als zu Lande ab. Der Muth der Portugiesen schien mit der Schwierigkeit zu wachsen. Eine Zeitlang vereitelten sie alle Versuche ihrer Feinde und verwarfen unwillig jeden Antrag zur Uebergabe. Endlich aber fieng sie ein Feind anzugreiffen an, gegen den alle ihre Tapferkeit nichts vermochte. Der Ort war zu einer Belagerung schlecht

schlecht mit Proviant versorgt und da man keine Lebensmittel hineinwerfen konnte, so begannen Hunger und Krankheiten die braven Krieger muthlos zu machen, die dem Tode in jeder andern Gestalt getrotzt hatten. Nach einer siebenmonatlichen Belagerung und nach zahllosen Mühseligkeiten übergaben endlich im Jahre 1656 die Portugiesen Colombo an die Holländer und somit endigte sich ihre Herrschaft auf der Insel Ceylon, die gerade anderthalb Jahrhundert, von der ersten Ankunft ihrer Landsleute auf derselben angerechnet, gedauert hatte.

Die Verbesserungen, die die Portugiesen in Ansehung des Anbaues von Ceylon gemacht hatten, waren keinesweges beträchtlich. Die Leute, die zuerst Besitz von dieser Insel genommen hatten, waren mehr Krieger als Kaufleute. Ihre beständigen Kriege mit den Eingebornen trugen zur Unterhaltung des nämlichen kriegerischen Geistes bey; ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit scheint auf die Befestigung einiger wenigen Stellen an den Küsten und auf die Errichtung einiger militärischen Posten gerichtet gewesen zu seyn, um die Eingebornen im Zaume zu halten.

Die Portugiesen scheinen eigentlich die Vortheile niemals bemerkt zu haben, die sich von dieser Insel sowohl in Ansehung des Handels als in militärischer Hinsicht ziehen lassen. Ihre Herrschaft erstreckte sich allenthalben um dieselbe her und man konnte keinen bequemer gelegenen Ort sowohl zu Waarenniederlagen als zur Aufbewahrung von Kriegsvorräthen ausfindig machen, als Ceylon. Allein diese Vortheile übersah der Hof zu Lissabon und diejenigen Personen, die man als oberste Befehlshaber auf Ceylon anstellte, waren eifriger bemühet, ihren Stolz durch Eroberungen und ihre Habsucht

durch Erpressungen zu befriedigen, als irgend einen Plan zu verfolgen, der sowohl dem Mutterlande als der Colonie dauerhafte Vortheile gewähren konnte. Die Portugiesen verlohren daher durch ihr eigenes übles Betragen die schätzbare Insel, ehe sie noch die Vortheile kennen gelernt hatten, die sie daraus ziehen konnten.

Die Freude der Cingalesen über ihre Befreyung von dem tyrannischen Joche der Portugiesen und ihre Dankbarkeit gegen ihre Befreyer kannte anfänglich gar keine Grenzen. Der König von Candy bezahlte gern die Kosten der Ausrüstung in Zimmt und räumte seinen neuen Bundesgenossen die vorzüglichsten Besitzungen ein, aus denen er mit ihrer Hülfe die Portugiesen vertrieben hatte. Unter denselben war der Hafen Trincomale und die Festung Colombo.

Der Erste liegt an dem nordöstlichen Theile der Insel und ist derjenige Hafen, der Ceylon zu der schätzbarsten und vorzüglichsten Station im indischen Meere macht.

Colombo wurde ursprünglich von den Portugiesen in dem südwestlichen Theile der Insel im Herzen jenes Landstriches erbauet, der wegen des Zimmts so berühmt ist. Es hat die bequemste Lage zur Einsammlung dieses Stapelproduktes der Insel. Nächst diesem Posten räumte der König von Candy den Holländern auch die Städte Nigombo und Punta de Gale (Point de Gale) in dem nämlichen Theile der Insel nebst einem großen Bezirke fruchtbaren Landes ein, das daran stößt.

Für alle diese Abtretungen schienen sich die Holländer außerordentlich dankbar zu beweisen. Sie nahmen bloß den demüthigen Namen von Wächtern seiner Küsten an

an und fiengen die verschiedenen ihnen eingeräumten Posten zu befestigen an, und zwar bloß, wie sie vorgaben, seiner eigenen Sicherheit wegen. Die Candyer waren von den guten Absichten ihrer neuen Bundesgenossen so fest überzeugt, daß sie ihnen allen möglichen Beystand leisteten, damit ihre Werke bald vollendet würden. Die Holländer benutzten diese Gelegenheit, die Stärke ihres Hauptpostens zu Colombo zu vermehren. Sie vergrößerten die Stadt ansehnlich und waren bemüht, die Festungswerke so vollkommen als möglich zu machen. Ihren Posten zu Trincomale auf der andern Seite der Insel suchten sie auch gegen jeden Angriff sowohl von äußern als innern Feinden zu sichern. Ihre Anzahl hatte sich indessen täglich durch die Ankunft neuer Abentheuerer aus Europa vermehrt. Die Theile, die man ihnen angewiesen hatte, waren auf der Insel am besten zum Anbau geschickt und sie nahmen sich sogleich vor, sie so gut als möglich zu benutzen. Vermittelst dieser klugen Maßregeln und des ausharrenden Fleißes wurde diese Colonie bald in einen blühenden Zustand gebracht und konnte sich auf ihre innern Hülfsquellen verlassen.

Während sich die Holländer auf diese Art verstärkten und befestigten, unterhielten sie mit den Eingebornen den freundschaftlichsten Verkehr. Dies Betragen war nicht allein für ihren Handel sehr zuträglich, sondern setzte sie auch in Stand, in der Ausführung ihrer Verbesserungsplane ununterbrochen fortzufahren. Die Eingalesen sahen sie ohne Eifersucht und waren eifrig bemüht, ihren Küstenbewahrern allerhand Gefälligkeiten zu erweisen. Die Holländer nahmen ihnen mit großem Vortheile die einheimischen Produkte der Insel ab und hätten sie beständig dies weise und gemäßigte Verfahren beobachtet, so würde wahrscheinlich Ceylon in der Folge vermittelst ih-

res Verkehrs mit den Eingebornen für sie eben so vortheilhaft geworden seyn, als wenn holländische Ansiedler im Besitze der ganzen Insel gewesen wären.

Allein die herrschende Leidenschaft der Holländer, ihre Habsucht verrieth sich gar bald und da sie begierig jede Gelegenheit ergriffen, etwas zu gewinnen, so entfernten sie die Gemüther der Eingebornen von sich und machten sie von sich abgeneigt. Sie fiengen nicht allein an, ihre Posten immer weiter und weiter in das Innere des Landes hinein zu rücken und sich jedes Flecken Landes zu bemächtigen, der ihnen zum Anbau vorzüglich tauglich zu seyn schien, sondern sie vermehrten auch ihre Foderung an den König für den Schutz, den sie ihm gewährten. Dieser sah daher bald ein, daß aller Zimmt, der in seinem Gebiete wachse, nicht mehr zur Befriedigung der Foderungen seiner Küstenbewahrer zureiche. Ueber ihre wiederholten Erpressungen aufgebracht, fiel er endlich unvermuthet über ihre Niederlassungen her, wo er die größten Verheerungen anrichtete. Dieser Bruch zwischen den Candyern und den Holländern hatte eine lange Reihe von Feindseligkeiten zu Folge, während welcher viel Blut vergossen, aber von keiner Parthey ein dauernder Vortheil gewonnen wurde. Jedoch verlohren die Holländer am meisten bey diesen Kämpfen; denn ob sie gleich häufig die Eingebornen schlugen, ihr Land verheerten und ihre Dörfer zerstörten, so vernichteten doch die Beschwerlichkeiten, die sie auf ihren mühseligen Märschen durch ein Land auszustehen hatten, das mit Wald bedeckt und wo alles voller Defileen ist, eine solche Menge von ihren Soldaten, daß alle ihre Siege viel zu theuer erkauft waren. Endlich waren sie doch jedesmal genöthigt, ihre Eroberungen mit großem Verluste zu verlassen.

Von

Von der andern Seite zerstörten die Einfälle der Eingebornen in ihre angebaueten Besitzungen auf der Küste, ob dieselben gleich bloß einen Augenblick dauerten und insgemein mit leichter Mühe zurückgeschlagen wurden, doch jahrelange Arbeiten. Diese Betrachtungen brachten verschiedene holländische Gouverneure auf den Entschluß, die Wiederherstellung der Ruhe lieber durch Gewinnung der Eingebornen als durch fruchtlose Kriege mit denselben zu versuchen. Sie schickten deshalb Gesandte mit einer Menge reicher Geschenken und mit Aufträgen ab, um den König von Candy durch lauter solche Aufmerksamkeiten und Achtungsbezeugungen, die einen so großen Einfluß auf ungebildete Gemüther haben, zufrieden zu stellen. Die Briefe, die sie an ihn schrieben, waren in seidene Zeuge eingewickelt, die mit Gold und Silber gestickt waren und ihre Gesandten überreichten ihm dieselben allemal mit den größten Ehrfurchtsbezeugungen, die in diesem Lande bekannt sind. In diesen Briefen gab man dem Könige alle jene hochklingenden Tittel, welche man gewöhnlich einem morgenländischen Monarchen ertheilt; die Holländer nannten sich in der Unterschrift seine gehorsamen und getreuen Unterthanen und wiederholten ihre vorigen Versicherungen, daß die einzige Absicht, warum sie Festungen anlegten, die Sicherheit der Staaten seiner Majestät sey.

Diese friedlichen Maßregeln verfehlten keinesweges ihren Zweck und machten großen Eindruck, allein wenige holländische Gouverneure waren so aufgeklärt oder so uneigennützig, daß sie bey einem solchen Benehmen verharrten. Da sie gewöhnlich Leute ohne Erziehung und gänzlich vom Kaufmannsgeiste besessen waren, so waren sie gar nicht im Stande, entfernte Vortheile zu berücksichtigen; wenn sie nur durch gewaltthätige Erpressungen, die sie an den Eingebornen verübten, Vermögen zusammenhäufen konnten,

ten, so kümmerten sie sich wenig darum, daß ein solches Verfahren in Zukunft für ihr Vaterland nachtheilig seyn möchte.

Die erneuerten Unterdrückungen der Holländer waren die beständige Losung zur Erneuerung von Feindseligkeiten zwischen dieser Nation und den Eingebornen. Eine lange Reihe von Kriegen machte die Cingalesen sowohl tapfer als geschickt. Die Holländer wurden häufig, selbst im geschlossenen Kampfe, zurückgeschlagen; verschiedene von ihren Forts wurden eingenommen; und so oft sie in das Innere der Insel einzudringen versuchten, verlohren sie beynahe allemal einen großen Theil der Leute, wenn sie durch die Wälder und engen Pässe durchbrechen wollten oder sie geriethen hier in Hinterhalte, womit sie der wachsame und thätige Feind allenthalben umringte. Die europäische Taktik und die holländische Beharrlichkeit aber besiegte öfters alle diese Hindernisse. Der König von Candy sah diejenigen Wälder durchbrochen, die er als eine unüberwindliche Schutzmauer betrachtet hatte. Die holländischen Soldaten erschienen in den Thälern, wo es keine Festungen gab, weil ihre eingebornen Besitzer niemals glaubten, daß sich ihnen ein Feind nähern könne.

Der König wurde zweymal aus seiner Hauptstadt Candy verjagt und mußte seine Rettung in den Gebirgen von Digliggy suchen, welches die höchsten und undurchdringlichsten Berge in seinem Reiche sind. Hier war er nunmehro gegen alle Verfolgungen des Feindes gesichert und begnügte sich damit, die Zufuhren von Lebensmitteln und Munition, die man den Holländern von den Küsten her nachschickte, zu überfallen und abzuschneiden. Dies setzte er so lange fort, bis sie von freyem Stücken seine Staaten wieder verließen. Dies Schicksal traf die Hol-

län-

länder trotz aller ihrer Siege jedesmal und sie verlohren noch dabey eine große Menge Leute.

Ich habe oft Personen, die nicht mit dem Innern von Ceylon bekannt waren, ihr Erstaunen äußern hören, daß ein Strich Landes mitten auf einer Insel, wo er von aller Zufuhr von außen abgeschnitten und allenthalben von europäischen Niederlassungen umringt sey, so lange in den Händen eines weder starken noch kriegerischen Volkes habe bleiben können, ob man schon öfters Versuche gemacht hätte, ihm denselben zu entreißen. Ich gestehe, daß mir diese Umstände selbst außerordentlich vorkamen, bis ich Gelegenheit hatte, die Ursachen dieser Erscheinung an Ort und Stelle zu untersuchen. So bald ich das Land selbst kennen lernte, wunderte ich mich vielmehr darüber, wie es möglich gewesen sey, daß jemals ein Feind hätte da durchdringen können, als daß er es nicht zu behaupten im Stande gewesen wäre. Das ganze Land ist hoch und gebirgig; die Zugänge sind steil, eng und fast unzugänglich, außer für Personen, die zu Fuße reisen. Dichte, hohe Binsen und Waldungen versperren allenthalben die Aussicht; und man kann nur auf engen und verschlungenen Wegen hindurch kommen, die bloß den Eingebornen bekannt sind. Außer der Schwierigkeit, sich einen Weg durch solche Hindernisse zu eröffnen, haben diejenigen, die das Land kennen, allenthalben Gelegenheit, den Feind zu vernichten, ohne daß er sie gewahr wird und ohne daß sie selbst der geringsten Gefahr dabey ausgesetzt sind: und dies ist auch die Art, wie die eingebornen Cingalesen allemal streiten. Sie wissen recht gut, daß sie es im offenen Felde nicht mit der europäischen Taktik und Tapferkeit aufnehmen können; ihre Kriegsgeschicklichkeit besteht daher darin, daß sie eine passende Stellung zwischen den Gebüschen wählen, plötzlich über den Feind herfallen

und sich dann schnell von einer Stelle zur Andern zurückziehen, ehe er noch Gelegenheit hat, den Weg ausfindig zu machen, den sie genommen haben. Durch diese Art Krieg zu führen litten die Holländer eben so viel nach ihren Siegen, als vor denselben; und ihre Verbindung mit der Küste, die schon wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes außerordentlich schwierig seyn mußte, wurde auf diese Art beynahe unmöglich gemacht, weil jeder Transport zu seinem Schutze eine Armee erfodert hätte.

Außer diesen Schwierigkeiten, die von der natürlichen Beschaffenheit des Landes und von der Streitart seiner Einwohner herrührten, hatten die holländischen Truppen immer noch schrecklich von dem Einflusse des Klimas zu leiden, das in den innern Theilen des Landes für die Europäer außerordentlich ungesund ist. Die ungeheuern Wälder, womit das ganze Land bedeckt ist, machen natürlicher Weise die Atmosphäre feucht und dumpfig und der starke Thau, der auf die große Hitze am Tage folgt, weil derselbe durch kein Seelüftchen abgekühlt wird, zerrüttet selbst die Gesundheit von Personen, die sich schon Jahre lang auf der Küste angesiedelt haben. Der einzige Weg, auf dem die Holländer den nachtheiligen Einwirkungen des Himmelsstriches hätten ausweichen können, wäre die Errichtung von einheimischen Truppen gewesen, wie wir es in Indien in Ansehung der Sepoys [1]) gemacht haben; allein diese Maßregel hatte ihr schlechtes Betragen unmöglich gemacht. Die Eingalesen aus den

1) Sepoys sind indische Landsoldaten, welche europäische Waffen führen und in dem Gebrauche derselben wohl geübt sind. Ihre Oberoffiziere sind Europäer.

D. Uebers.

den innern Theilen des Landes hängen, wie alle Gebirgsbewohner, außerordentlich fest an ihrem Vaterlande und haben gegen jedes fremde Joch einen starken Widerwillen. Diese Anhänglichkeit rührt von der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes her [1]) und vertritt die Stelle aller andern Banden und ob sie gleich von politischer Freyheit nicht den geringsten Begriff haben, so nähren sie doch mit Enthusiasmus den Stolz auf eine seit undenklichen Zeiten genossene Unabhängigkeit und da sich ihre Regenten selten an ihren Gebräuchen oder an ihrer persönlichen Freyheit vergreifen, so hegen sie eine unverletzliche Anhänglichkeit gegen ihre einheimischen Könige; ja sie würden lieber sterben, als den Eid der Treue brechen oder gegen sie die Waffen ergreifen. Das Verfahren der fremden Nationen, die nach und nach in diese Insel eingefallen sind, hat zur Unterhaltung dieser Gesinnung vieles beygetragen. Die Grausamkeiten der Portugiesen und Holländer haben sie gegen alle Europäer so aufgebracht, daß es viele Mühe kosten wird, sie so weit wieder mit diesen auszusöhnen, daß man einiges Zutrauen zu ihnen haben kann.

1) Gebirgigte Gegenden machen einen tiefen Eindruck auf das menschliche Gemüth, der in der Jugend eingeprägt sich nicht leicht wieder in den Herzen seiner Bewohner verliehrt. Das Gefühl des Erhabenen, das sich damit vergesellschaftet, erregt moralische und rechtliche Ideen, nährt und entwickelt sie und da die Gebirgsbewohner durch das Besteigen der Berge auch ihre körperlichen Kräfte üben, so sind sie gemeiniglich für Freyheit und Unabhängigkeit gestimmt. Sie verachten jede Gefahr, widersetzen sich muthig jeder Bedrückung und wenn man die reine, heitere Luft mit in Anschlag bringt, die sie umgiebt und die sie einathmen, so läßt es sich leicht erklären, warum Gebirgsbewohner ihre Wohnsitze nicht leicht verlassen und sie tapfer vertheidigen.

D. Uebers.

Alle diese Umstände trugen dazu bey, die Versuche der Holländer, die sie mit Anlegung einer Niederlassung im Innern der Insel machten, zu vereiteln. Und da sie so viele Schwierigkeiten dabey antrafen, so thaten sie als wenn sie die Vortheile nicht achteten, die sie nicht erlangen konnten. Sie gaben sich das Ansehen, als hielten sie das Innere für etwas Unbedeutendes, für einen elenden und unfruchtbaren Flecken Landes, der sowohl wegen seines schlechten Bodens als wegen seines ungesunden Climas keinen Werth habe. So lautete die Beschreibung von dem Innern des Landes, die ich bey meiner Ankunft von den holländischen Ansiedlern beständig zu hören bekam, allein nachmals lernte ich aus eigener Erfahrung einsehen, daß sie mit dem Lande entweder äußerst wenig bekannt waren oder daß sie es nicht gern sahen, daß eine andere europäische Macht die Vortheile genösse, die ihre kurzsichtige Politik vernachlässigt hatte.

Ob nun aber gleich die Holländer überzeugt gewesen zu seyn scheinen, daß sie den Besitz des Innern nicht zu behaupten im Stande seyn, so hatte demohngeachtet ihr schlechtes Betragen so reichlichen Saamen zur Eifersucht zwischen ihnen und den Candyern ausgestreuet, daß sie öfters zu den Waffen greifen mußten. Der letzte große Krieg, den sie mit den Eingebornen führten, brach um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus. Sie drangen im Jahr 1764. in das Herz der Besitzung des Königs von Candy ein und bemeisterten sich sogar seiner Hauptstadt Candy. Ihre Siege aber endigten sich auf die nämliche Art, wie ehemals. Nach vielen Mühseligkeiten, die sie vom Clima und von der Thätigkeit der Eingebornen auszustehen hatten, die beständig ihre Zufuhren auffiengen und ihre Verbindung mit der Küste unterbrachen, mußten sie endlich diese Hauptstadt wieder räumen. Ihre

re Unfälle waren jedoch hier noch nicht zu Ende. Auf ihrem Rückzuge wurden vierhundert Mann ihrer besten Truppen gefangen genommen und zu Coddavilli und Sittivacca, die bloß zwey Tagemärsche von ihrer Hauptniederlassung Colombo entfernt liegen, ermordet.

Allein trotz dieses Mißgeschicks standen ihnen doch noch viele Mittel und Wege offen, den König zu necken und in Verlegenheit zu setzen und da sie ihm nach Belieben das Salz entziehen konnten, so mußte er endlich in alle ihre Foderungen einwilligen. Im Jahr 1766. zwang man ihn einen Vertrag zu unterzeichnen, der seine Besitzungen gewaltig schmälerte und der ihn zu nichts besserm als zu einem Gefangenen mit weitem Arrest in dem ihm noch übrigbleibenden Theile seiner Staaten machte. Alle Bezirke an der Seeküste, die bisher noch nicht den Holländern gehört hatten, wurden jetzt an sie abgetreten; außerdem erhielten sie auch noch verschiedene andere Striche Landes, die sie zu ihren Absichten für vortheilhaft hielten. Sie bestanden auch darauf, daß der König mit keiner einzigen andern Macht Verkehr haben und daß er ihnen alle Fremde oder Unterthanen anderer Staaten ausliefern *sollte*, die etwann in sein Land kommen möchten. Aller Zimmt, der an den Küsten wächst, sollte als das ausschließende Eigenthum der Holländer angesehen werden und die Eingebornen sollten ihn vermittelst besonderer Privilegien ungehindert abschälen und nach verschiedenen holländischen Faktoreyen auf der Insel bringen dürfen. Der Zimmt, der in den Wäldern wächst, sollte gewissermaßen ein Eigenthum der Eingebornen seyn; sie mußten ihn aber abschälen und das Pfund davon für einen Reichsthaler an die Holländer verkaufen: dies ist eine Münze, deren Nominalwerth ungefähr zwey Schillinge ihrer Kupfermünze beträgt.

Ob

Ob nun aber gleich der Zimmt den Hauptartikel des Vertrages ausmachte, so vergaß man doch darin keinesweges die übrigen Erzeugnisse der Insel. Der König von Candy mußte sich auch verbindlich machen, daß seine Unterthanen Pfeffer, Cardamom, Caffee und Baumwolle, die im Innern des Landes wachsen, einsammeln und für einen bestimmten, aber sehr geringen Preiß an die Holländer verkaufen sollten. Sie sollten auch, als einen Theil des ihnen auferlegten Tributs, eine gewisse Quantität Elephantenzähne, Arekanüsse und Betelblätter nebst einer Anzahl kostbarer Steine, die man auf der Insel findet, liefern. Die Anzahl der Elephanten, die sie schaffen sollten, belief sich in den beyden Jahreszeiten auf funfzig: diese verführten die Holländer auf die gegenüber liegende Küste des festen Landes und verkauften sie daselbst um einen sehr hohen Preiß an die einheimischen Fürsten, da man die Ceylonischen Elephanten für besser als alle Andern hält.

Die Perlenfischereyen an den westlichen und nordwestlichen Ufern, wo die Perlenbänke liegen, waren ein anderer Gegenstand, der durch diesen Vertrag an die Holländer abgetreten wurde. Verschiedene Personen von der Küste Malabar und aus andern Theilen des festen Landes hatten in den nördlichen Städten der Insel, besonders zu Jaffnapatam [1]) Baumwollenmanufakturen angelegt; alle diese kamen jetzt unter die Herrschaft der Holländer.

Zum Ersatz für alle diese köstlichen Vortheile, die die Holländer erhielten, erkannten sie den König von Candy

1) Andere schreiben Jaffanapatnam.
D. Uebers.

dy als Kaiser von Ceylon an. Außerdem bekam er noch eine große Menge anderer hochklingender Titel, die als eine Spötterey bloß die Kränkungen, die er auszustehen hatte, vermehren mußten. Unter dergleichen prächtigen Namen machten sie sich als seine getreuen Unterthanen verbindlich, ihm einen Tribut zu bezahlen und jährlich an seinen Hof Gesandte zu schicken. Die schätzbarste Bedingung, die man ihm einräumte und derentwegen er in solche harte Bedingungen eingewilligt hatte, war folgende: die Holländer sollten sein Volk mit Salz in solcher Menge versorgen, als es zu seinem Verbrauche nöthig hätte, ohne daß es dafür etwas bezahlen dürfte. Der Tribut, den man ihm abtragen wollte, sollte in einer gewissen Quantität Produkte in den an der Seeküste hin abgetretenen Bezirken oder ihres Werthes bestehen; allein dieser Artikel wurde bald gebrochen und es ist ausgemacht, daß kaum eine Vertragsbedingung aufrichtig und redlich erfüllt worden ist.

Hieraus sieht man, daß durch diesen Vertrag die Holländer den Alleinhandel mit allen kostbaren Erzeugnissen der Insel erhielten; es blieb kaum irgend etwas anders für den König und seine Unterthanen übrig, außer den Holländern friedlich beyzustehen, daß sie ihre Vortheile recht benutzen konnten. Es war daher auch nicht zu erwarten, daß Vortheile, die man auf eine solche Art erhalten hatte, dauerhaft seyn konnten. Diese harten und erniedrigenden Bedingungen empörten und brachten natürlicher Weise die Candyer auf und nährten in ihrer Brust den eingewurzelten alten Haß gegen ihre Bedrücker. Sie suchten eifrig jede Gelegenheit auf, wo sie entweder die Bedingungen des Vertrags umgehen oder brechen konnten. Die Holländer sahen daher gar bald ein, daß sie sich in ihren schönen Erwartungen, ihre Habsucht

sucht zu befriedigen, getäuscht und daß sie den geringen Gewinn, den sie ehemals aus dem Innern der Insel gezogen, mehr vermindert als vergrößert hätten. Auch war ihre Ruhe durch diesen Vertrag nichts weniger als gesichert. Die Candyer versuchten öfters mit den Waffen in der Hand, sich bessere Bedingungen zu verschaffen, ob es gleich den Holländern jedesmal gelang sie zurück zu schlagen; allein solche Siege kosteten allemal von beyden Seiten viele Leute.

Vor ungefähr 20 Jahren fielen die Holländer wieder in das Gebiet des Königs ein; sie wurden aber bey dieser Gelegenheit von den Eingebornen so tapfer zurückgeschlagen, daß der jetzige General von Meuron, der damals Obrister in holländischen Diensten war, mit einem zahlreichen Corps in der Nähe von Sittivacca beynahe abgeschnitten worden wäre. Er rettete sich bloß dadurch, daß er zufälliger Weise einen andern Weg nahm, als derjenige war, den, wie man glaubte, die Candyer nehmen würden. Auf diese Art langte er noch sicher zu Colombo an.

Beyde Theile wurden endlich des beständigen, fruchtlosen Krieges überdrüssig; sowohl die Feindseligkeiten, als jeder andere Verkehr hörte von selbst auf, gleich als ob man von beyden Seiten darüber übereingekommen wäre. Die Holländer ließen sich hauptsächlich angelegen seyn, jede Verbindung zwischen Eingebornen und Fremden zu verhindern und der König von Candy war entschlossen, jeden Verkehr zwischen seinen Unterthanen und einer Nation zu vernichten, die, wie er gesehen hatte, ihm bey jeder Gelegenheit seine Rechte entzöge, um ihre eigene Habsucht zu befriedigen. Einige wenige Artikel von unbedeutendem Werthe z. B. Betelblätter, Areka- und Cocus-

cus-

rusnüsse, wurden gelegentlich von den Eingebornen heimlich in die holländischen Provinzen eingeführt; allein dieser Schleichhandel wurde, wenn man ihn entdeckte, von dem Könige streng bestraft.

So standen die Sachen zwischen den Holländern und eingebornen Cingalesen gegen den Anfang des letzten Krieges.[1]) Seit der völligen Vertreibung der Portugiesen aus Ceylon waren jetzt ungefähr 140 Jahre verstrichen und seit dieser Zeit war keine andre europäische Macht im Stande gewesen, festen Fuß auf dieser Insel zu fassen. Während jetzt nun die Aufmerksamkeit aller Nationen Europens so begierig auf den Handel in der östlichen Welt gerichtet war und während sie so viele blutige Kämpfe mit einander führten, konnte man leicht vermuthen, daß eine so schätzbare Besitzung als Ceylon ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen würde. Jedoch war es so schwierig, sich dieser Insel zu nähern, ausgenommen auf einigen sehr wenigen Punkten; die Macht der Holländer war in diesem Theile der Erde so groß und die meisten andern Nationen waren daselbst so schwach, daß man nur sehr wenige Versuche zu ihrer Eroberung machte.

Kurze Zeit nach der Vertreibung der Portugiesen schienen die Franzosen geneigt zu seyn, den Besitz von Ceylon den Holländern streitig zu machen. Sie erschienen

1) Die Franzosen erklärten den Krieg an England zu Anfange des Jahres 1793 und zu Anfange des Jahres 1795 begann der Krieg zwischen England und der batavischen Republik. Ohne Zweifel ist aber hier der amerikanische Freyheitskrieg zu verstehen, den England im Jahre 1775 mit Nordamerika und im Jahre 1780 mit den vereinigten Niederlanden anfieng.

D. Uebers.

nen mit einer großen Flotte vor der Insel, schlossen mit dem einheimischen Regenten einen Vertrag und erklärten ihren Entschluß, die Holländer daraus zu vertreiben. Allein diese drohenden Bewegungen fielen jedoch ganz fruchtlos aus; ein Unternehmen, das man ohne Klugheit entworfen, wurde ohne Muth ausgeführt und eingebildete Hindernisse schreckten die Franzosen sogar von dem Versuche ab, einen Fuß breit Landes auf der Insel zu gewinnen.

Ein Versuch, den die Engländer gegen den Schluß des amerikanischen Krieges machten, wäre wahrscheinlicher Weise nachtheiliger für die Macht der Holländer auf Ceylon ausgefallen. Die Engländer hatten durch ihre muthigen Unternehmungen schon ein großes Uebergewicht in Indien erlangt und sie setzten eben damals ihre Eroberungen auf der Küste Coromandel fort. Die Niederlassung der Holländer auf Ceylon war für ihre Unternehmungen ein Hauptthinderniß, weil ihre Feinde daselbst zu allen Jahreszeiten für ihre Flotten einen Sicherheitsort fanden, von wo aus sie sogleich nach jedem Theile des festen Landes Truppen und Munition senden konnten. Man schickte daher gegen Anfang des Jahres 1782 eine Flotte unter den Befehlen des Sir Edward Hughes ab: diese hatte eine Abtheilung Landtruppen am Bord, die Sir Hektor Munro befehligte und die die Insel Ceylon erobern sollten. Den 2. Jan. seegelten sie von Negapatnam ab, welches eine holländische Niederlassung auf der Küste Coromandel ist, die sie kurz vorher erobert hatten und langten den 4. Jan. in der Bay von Trincomale an. Den Tag darauf landeten sie, ohne Widerstand zu finden und in der darauf folgenden Nacht brach ein Trupp englischer Seeleute, während der Gouverneur der Stadt die Bedingung der Uebergabe in Ueberlegung nahm,

nahm, plötzlich durch Eines von den Thoren und bemeisterte sich ohne Widerstand des Platzes. Das starke Fort Offenburg, das in der Nähe auf der Spitze eines Hügels liegt und den Hafen beherrscht, hielt sich noch; allein nach wenigen Tagen wurde es mit Sturm eingenommen. Die Besatzung, die aus vierhundert Europäern bestand, warf nach einem schwachen Widerstande die Waffen weg und wurde kriegsgefangen gemacht.

Ein so glücklicher Anfang gewährte die angenehmste Aussicht; man hoffte, daß man die ganze Insel in kurzem werde erobert haben, und Lord Macartney, der damals Gouverneur von Madras war, war entschlossen, keine Zeit zur Sicherung und Verbesserung dieser schätzbaren Eroberung zu verliehren. Ein erfahrner und kluger Offizier wurde zum Befehlshaber der Festung von Trincomale [1]) bestimmt und bekam den Auftrag, alles anzuwenden, um die Eingebornen den Engländern geneigt zu machen, und nichts zu vernachlässigen, was dem Interesse der Engländer auf der Insel vortheilhaft seyn könnte.

Man machte sich von dem glücklichen Erfolge dieser Unternehmung die herrlichsten Hoffnungen, allein diese schönen Aussichten verwandelten sich in die lehrreiche Warnung, daß zögernde Maßregeln mit einem glücklichen Ausgange von Kriegsunternehmungen ganz unverträglich seyn. Bald nach der Einnahme von Trincomale hielt es der englische Admiral für nothwendig, nach

der

1) Der Verfass. schreibt allemal Trincomalee; also in der Ausf. Trincomali.

D. Uebers.

der Rheede von Madras zurück zu segeln, um seine Schiffe auszubessern. Unterdessen erfuhr man, daß der französische Admiral Suffrein den Plan hätte, dasselbe wieder zu erobern; und man schickte ungefähr 200 Mann vom 42sten Regimente unter der Bedeckung zweyer Kriegsschiffe zur Verstärkung der Besatzung ab, bis der Ueberrest der Flotte sich mit ihnen zu vereinigen im Stande wäre.

Die Schiffe kamen nach der Landung der Truppen wieder nach Madras mit der Nachricht zurück, daß sie vor Trincomale auf eine französische Flotte gestoßen und nur mit Mühe entkommen wären. Endlich fand sich der englische Admiral im Stande, zur Deckung des Ortes wieder abzusegeln; er hatte einen neuen Befehlshaber nebst einem Corps Truppen am Bord. Als er aber vor Trincomale anlangte, sah er, daß die französischen Flaggen auf allen Forts weheten und daß der französische Admiral mit einer Flotte von dreyßig!!! Linienschiffen in der Bay vor Anker lag. Vergeblich griff die, obschon schwächere, englische Flotte die französische an und brachte sie in Unordnung: die Letztere fand einen sichern Zufluchtsort unter den Kanonen derjenigen Forts, die ihnen ihre Thätigkeit und der Mangel an Vorsicht von Seiten ihrer Feinde verschafft hatte. Auf diese Art wurden die Versuche der Engländer, die Insel Ceylon in Besitz zu bekommen, vor diesmal vereitelt. [1])

Der

1) Den englischen Gouverneur begleitete zugleich Hugh Boyd, der als Gesandter an den König von Candy gieng und dessen Reise unter folgendem Titel teutsch erschienen ist: H. Boyds Gesandschaftsreise nach Ceylon. Mit histor. stat. Nachrichten von dieser Insel (die aber von keinem großen Werthe sind) Hamb. 1802. D. Uebers.

Der unermeßliche Zuwachs an Land, den die Engländer seit dem Schlusse des amerikanischen Krieges in Ostindien bekommen hatten, gab ihnen über jede andere europäische Macht in diesem Theile der Erde ein großes Uebergewicht. Besonders giebt es auf der großen Halbinsel Indiens kaum irgend eine, weder einheimische noch auswärtige Macht, die ihnen nur einen Schatten von Widerstand entgegensetzen könnte. Sie können jetzt ruhig die unschätzbaren Vortheile benutzen, die dies reiche Land ihrem Handel darbietet. Das Haupthinderniß gegen ihre Unternehmungen war der Mangel an Standorten, wo ihre Schiffe zu allen Jahreszeiten den heftigen Stürmen, die diesem Himmelsstriche eigen sind, in Sicherheit Trotz bieten konnten. Da der ganze große Landesstrich, den wir längs der Küste Coromandel besitzen, nichts als offene Rheeden darbietet, so müssen alle Schiffe bey der Annäherung der Monsoons (Mansuhns) in die offene See stechen: und es giebt viele Theile an der Küste, denen man sich bloß wenige Monate im Jahre nähern kann. Da nun der Hafen von Trincomale zu jeder Jahreszeit gleich sicher ist und da er Mittel darbietet, diesen Nachtheilen auszuweichen, so ließ sich leicht erwarten, daß die Engländer beym ersten Bruche mit den Holländern ihn in Besitz zu bekommen trachten würden. Die Verbindung der Holländer mit den Franzosen im letzten Kriege war daher die Losung zum Anfange unserer Unternehmungen gegen ihre im Osten der Erde gelegenen Inseln. Man sandte im Jahre 1795. ein Corps Truppen zur Eroberung von Ceylon ab und dies Unternehmen wurde nach einer Reihe kriegerischer Vorfälle mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Die Letztern werde ich ausführlich erwähnen, wenn ich auf die Beschreibung der Orte komme, wo sie vorgefallen sind.

Dies ist die Geschichte von Ceylon, ehe es in unsere Hände fiel. Die schlechte Regierung der Portugiesen und Holländer und ihr unkluges Betragen gegen die Eingebornen waren Schuld, daß sie aus dieser schätzbaren Colonie nicht die Vortheile zogen, die sie ihnen darbot. Bigotterie und Bedrückungssucht brachten beständig innere Feinde gegen die Portugiesen in Bewegung, während ihre Schwelgerey und die Erschlaffung der Kriegszucht sie zur Beute des ersten besten ausländischen Feindes machte. Die klugen und beharrlichen Anstrengungen, die den Holländern diese Besitzung verschafften, schienen ihrer Herrschaft eine größere Festigkeit und längere Dauer zu versprechen; allein jener unersättliche Durst nach Gewinn, der ihren Unternehmungen zur Bezwingung dieser Insel so viele Energie gegeben hatte, zerstörte die Vortheile für die Nation, die man aus dieser Eroberung hätte ziehen können: denn da dieser Hang jede Person insbesondere eben so stark als die Nation überhaupt beherrschte, so sorgte jeder bloß für seinen eigenen Vortheil und wenn er nur diesen erreichte, so kümmerte er sich wenig um das allgemeine Beste. Räuberische Erpressungen, Mangel an jedem regelmäßigen politischen Plane und eine gänzliche Vernachlässigung der militärischen Vertheidigungsmittel waren die Folgen dieser Denkungsart [1]). Jener patriotische Enthusias-

1) Das schrecklichste Schicksal haben Colonien allemal von Nationen zu erwarten, wo das Handelsinteresse über jedes Andere das Uebergewicht hat. Alle Individuen dieser Nation beherrscht stets eine unersättliche Begierde nach Gewinn und da diese, sich auf die Sinnlichkeit gründend und durch Vernunftideen erweiternd, nie gänzlich befriedigt und da überdies das moralische Gefühl theils unterdrückt, theils verwirrt wird, so erlaubt man sich jede Ungerechtigkeit, welche Vortheil bringt. Alle bloße Kaufmannsnationen werden daher auch am

siasmus, der die Holländer einst in Europa beseelt hatte, war in dieser Colonie gänzlich erloschen. Während des amerikanischen Krieges nahmen bald die französischen, bald die englischen Flotten ihre Häfen ein und die Holländer schienen ruhig ihr Schicksal von dem Schicksale Andrer zu erwarten.

Diese Irrthümer und dies unkluge Betragen, welche die beyden vorhergehenden Besitzer um diese schätzbare Colonie brachten, werden, wie sich hoffen läßt, die Engländer zu vermeiden suchen. Aus eigener Erfahrung kann ich behaupten, daß, wenn man ihre Regierung solchen Männern, als der jetzige Gouverneur und der unter ihm stehenden Beamten sind, anvertrauet, der Gewinn, den man aus diesem Lande ziehen kann, eben so schnell als sicher seyn wird.

Ich will nunmehro eine Beschreibung von dieser neuen Besitzung der englischen Regierung liefern und dabey nichts behaupten, wovon ich entweder nicht Augenzeuge gewesen bin oder was nicht sonst auf die unbezweifelteste Weise beglaubigt wird.

am frühesten ihre Colonien einbüßen, zumal da sich die Gewinnsucht durch den Handel nicht mit dem militärischen Geiste verträgt und die Kriegszucht erschlaffen läßt, so kostet eine solche Eroberung desto weniger Mühe. Die Holländer haben in dem letzten Kriege in Ansehung ihrer Colonien die Bestätigung von dieser Behauptung geliefert.

D. Uebers.

Zweytes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Ceylon — seine Häfen — die Monsoons (Mansuhns) — Himmelsstrich — Flüsse — innere Verbindungen — Boden — allgemeine Eintheilungen — brittisches Gebiet — Trincomale — Malativoe — Jafnapatam — Manaar.

Die Insel Ceylon liegt zwischen dem 5° 40′ und 10° 30′ N. B. und zwischen dem 79° und 82° östlicher Länge. Sie ist am Eingange in die Bay von Bengalen gelegen, die ihre nördliche Grenze ausmacht. Gegen Nordwesten ist sie von der Küste Coromandel durch den Meerbusen von Manaar getrennt. Dies ist eine Straße, die voller Bänke ist und die große Schiffe nicht befahren können. Sie ist ungefähr sechzig Stunden (leagues) von dem Cap Comorin entfernt: dies macht die südliche Spitze der indischen Halbinsel aus und scheidet die Küste Coromandel von der Küste Malabar.

Der Umfang von Ceylon wird auf ungefähr neunhundert Meilen [1]) gerechnet und seine Länge von der Spitze Pedro am nördlichen Ende bis nach Donderhead auf der Südgrenze beträgt etwann dreyhundert Meilen. Seine Breite ist sehr ungleich; an manchen Stellen beträgt sie bloß vierzig bis funfzig, an andern hingegen sechzig, siebenzig, ja selbst hundert Meilen. Gegen die südlichen Theile hin ist die Insel weit breiter als in den nördlichen Theilen und gleicht fast an Gestalt einem Schinken. Die Halbinsel Jafnapatam hat daher von den Holländern den Namen Hamscheel und die Spitze Pedro Hamscheel Spitze bekommen.

Wenn man sich der Insel von der Seeseite her nähert, so zeigt sie dem Auge ein frischeres Grün und hat allenthalben ein fruchtbareres Ansehen als die meisten Theile auf den Küsten Malabar und Coromandel. Dies bemerkte ich fast an jeder Stelle, als ich auf meiner Reise von Madras beynahe rund um die Insel an der Küste hinfuhr. Alle flachen Bezirke auf der Seeküste sind mit schönen Topes oder Lustwäldern von Cocusnußbäumen begrenzt, während die dazwischen liegende Ebene mit reichen Reißfeldern bedeckt ist. Die Aussicht endigt sich gewöhnlich mit Wäldern, die die Seiten der Berge zieren und die zu jeder Jahreszeit ein schönes grünes Laub haben. Ein solcher Anblick hat für das Auge die angenehmste Wirkung, wenn es von den unfruchtbaren weißen Sandküsten ermüdet ist, die das feste Land allenthalben umgeben.

 Die

1) Hierunter sind englische Meilen (miles) zu verstehen. League übersetze ich durch Stunde.

D. Uebers.

Die östliche Küste gewährt einen kahlen und felsigten Anblick und auf der Südostküste zwischen der Spitze Gallo und Batacolo [1]) laufen einige wenige Felsenriffe in die See hinaus. Wegen des tiefen Wassers kann man sich mit den größten Schiffen sicher den östlichen Küsten nähern und obgleich diese Seite der Insel am unfruchtbarsten ist, so werden doch seine andern Mängel reichlich durch die Häfen von Trincomale und Batacolo ersetzt. Die Nord= und Nordwestküste von der Spitze Pedro bis nach Colombo ist flach und allenthalben durch Einschnitte der See ausgezackt, die oft eine ansehnliche Größe haben. Der Größte darunter erstreckt sich beynahe gerade quer über die Insel von Mollipatti bis nach Jafnapatam an der Nordwestspitze der Insel, und bildet die Halbinsel Jafnapatam. Verschiedene von diesen Einschnitten machen kleine Häfen; allein diese Küste ist so voller Sandbänke und Untiefen, daß sich große Schiffe ihnen unmöglich nähern können. Kleine Barken hingegen finden daselbst einen bequemen und hinlänglich sichern Zufluchtsort.

Das Innere der Insel hat eine Menge hoher und steiler Berge, die mit dichten Waldungen bedeckt sind und voll beynahe undurchdringlichen Gebüsches stehen. Diese Wälder und Berge schließen von allen Seiten die Staaten des Königs von Candy ein und scheinen von der Natur zu seinem Schutze gegen jene fremden Feinde bestimmt zu seyn, die vermittelst ihrer größern Geschicklichkeit und überlegenen Macht ihm die offenen Bezirke an der Seeküste entrissen haben. Die höchste Bergreihe theilt die Insel

1) Andere schreiben Batticola.

D. Uebers.

sel beynahe in zwey Theile und sondert dieselben so gänzlich von einander ab, daß sowohl das Clima als die Jahreszeiten auf beyden Seiten wesentlich von einander verschieden sind. Diese Berge hemmen den Einfluß der Monsoons gänzlich, die zu gewissen bestimmten Zeiten von der einem Seite auf die entgegengesetzte überspringen. Daher fühlt nicht allein die entgegengesetzte Seeküste, sondern auch das ganze Land im Innern der Insel sehr wenig von diesen Stürmen.

Die Monsoons auf Ceylon hängen mit jenen auf den Küsten Coromandel und Malabar zusammen und sie kommen beynahe völlig mit einander überein; allein sie treten auf der westlichen Seite der Insel weit früher als auf der östlichen ein. Auf der Westseite, wo Colombo liegt, regnet es die Monate May, Juny und July hindurch; dies ist gerade der Zeitpunkt, wo es auch auf der Küste Coromandel regnet. Dieser Monsoon ist gewöhnlich außerordentlich heftig und mit schrecklichem Donner und Blitzen nebst ungeheuern Regengüssen und tobenden Südwestwinden begleitet. Während seiner ganzen Dauer spüren die nördlichen Theile der Insel sehr wenig von seiner Wuth und haben sogar allgemein trockne Witterung. In den Monaten Oktober und November aber, wenn der entgegengesetzte Monsoon auf der Küste Coromandel eintritt, wird der Norden von Ceylon von ihm heimgesucht und die südlichen Theile bemerken kaum eine Spur von ihm [1]).

1) Die Monsoons heißen auch Moussons, Passatwinde. Der eine Monsoon ist in Ostindien ein Südwest- und der andere ein Nordostwind. Die Ursache dieser periodischen Winde

Diese Monsoons gehen leicht über das Innere hinweg und verursachen selten irgend eine große Unannehmlichkeit. Dieser Theil der Insel ist aber nicht ganz frey von den fürchterlichen Stürmen, die so schrecklich in den tropischen Gegenden wüthen. Während seiner eigenen periodischen Regenzeit, die in den März und April fällt, stürzt der Regen in Strömen herab und Donner und Blitz wüthen so fürchterlich, daß sich ein Europäer kaum einen Begriff davon machen kann.

Wegen der Lage dieser Insel so nahe am Aequator sind Tag und Nacht nothwendig fast immer von einerley Länge; der Unterschied in den beyden Jahreszeiten beträgt nicht über funfzehn Minuten. Die Jahreszeiten werden mehr durch die Monsoons als durch den Sonnenlauf bestimmt: denn obgleich die Insel auf der Nordseite der Linie liegt, so ist doch die kühleste Jahreszeit während des Sommersolstitiums, wo also der Westmonsoon herrscht. Ihr Frühling fängt im Oktober an und die heißeste Witterung dauert vom Januar bis zum Anfange des Aprils. Die Hitze ist bey Tage das ganze Jahr hindurch beynahe gleich; doch macht die Regenzeit die Nächte weit kühler; dies

Winde liegt in dem Stande der Sonne und in der Drehung der Erde um ihre eigene Axe. Man s. Kant's physische Geographie, her. v. Rink, 1 B. S. 279. Regen und trocknes Wetter, sagt Knox, scheiden sich ungefähr in der Mitte der Insel; auf der einen Seite des Berges Caurasking fand ich regnichtes, so bald ich aber auf die andere kam, trockenes Wetter und eine so große Hitze, daß ich kaum nach der Landesart baarfuß gehen konnte. Nach Knox soll der eine Monsoon ein Südostwind seyn, welches wohl nicht der Fall seyn kann.

D. Uebers.

dies rührt von den Ausdünstungen der Erde und dem Toben der Winde während der Monsoons her.

Das Clima ist im Ganzen weit gemäßigter als auf dem festen Lande von Indien: denn obgleich Ceylon so nahe am Aequator liegt, so ist die Hitze doch keineswegs so drückend, als ich sie auf vielen Theilen der Küste Coromandel in einer nördlichen Breite empfunden habe. Dies rührt von den beständigen Seewinden [1]) her, durch welche die Luft abgekühlt wird, ohne daß man den heißen und erstickenden Landwinden ausgesetzt ist, welche so häufig das feste Land heimsuchen. Ob daher gleich die senkrechten Sonnenstrahlen sehr heiß seyn müssen, so gewährt doch der Schatten und die Häuser immer einen erträglich kühlen Zufluchtsort.

Dies gemäßigte Clima ist indessen hauptsächlich auf die Küste eingeschränkt, wo die Seewinde einen freyen Spielraum haben. In dem Innern des Landes hingegen ist wegen der dichten, undurchdringlichen Wälder und wegen der auf einander gethürmten Hügel die Hitze um viele Grade größer als auf der Seeküste und es ist daselbst oft außerordentlich schwühl und ungesund. Dieser Unannehmlichkeit könnte man jedoch großen Theil abhelfen, wenn man die Wälder niederhauete und die Gebüsche lichtete.

1) Der Seewind ist fast in allen heißen Ländern bey Tage zu verspüren, so wie hingegen des Nachts der Landwind weht. Kleine Inseln scheinen in Ansehung des Landwindes eine Ausnahme zu machen. — Diese Winde, sagt H. Forster, erstrecken sich nicht weit in die See hinein, ihre Gewalt fühlt man höchstens 2 bis 3 Stunden vom Ufer, wo sich die gewöhnlichen Passatwinde zwischen den Wendekreißen zeigen.

D. Uebers.

tete. Dies beweißt ein Strich Landes in der Nachbarschaft von Trincomale, den der Obriste Champagne lichten ließ, als er in unsern Besitz kam; auf diese Art ist er für die Europäer weit weniger nachtheilig worden.

Die vornehmsten Häfen auf der Insel für große Schiffe sind Trincomale und Punta de Galo oder die Spitze Galo. Diese gehen hier auch vor Anker und zu gewissen Jahreszeiten können sie auch sicher auf der Rhede von Colombo ankern. Es giebt noch verschiedene andere aber unbedeutendere Häfen rund um die Insel herum, die den kleinen Küstenfahrzeugen Schutz gewähren. Dergleichen sind Batacolo, Matura, Barberin und Caltura an der Südostküste; auf der Nord- und Westküste liegen die Häfen Nigombo, Chilou, Calpentin, Manaar und Point Petro. An allen diesen Orten findet man größere und kleine Flüsse, die sich in die See ergießen. Diese Flüsse, die größtentheils breit, tief und für kleine Barken eine Strecke weit fahrbar sind, sind für die Bewohner der an die Küste stoßenden Theile eine wesentliche Wohlthat, da sie ihnen ein wohlfeiles und leichtes Mittel an die Hand geben, ihre Produkte und Waaren nach denjenigen Plätzen zu schaffen, wo die europäischen Schiffe warten, um sie in Empfang zu nehmen.

Ob nun aber gleich diese Flüsse unmittelbar an ihrem Ausflusse in die See ungewöhnlich sanft und eben sind, so sind sie doch selten eine beträchtliche Strecke schiffbar. So bald sie in die Gebirge kommen, die das Königreich Candy einschließen, werden sie felsig und reißend und stürzen mit solchem Ungestüm herab, daß sie nicht einmal das kleinste Fahrzeug befahren kann. Dies ist Eines von den Haupthindernissen des geringen Verkehrs, der zwischen den Eingebornen in den höher gelegenen Gegenden und denjeni-

jenigen statt findet, welche unter der Herrschaft der Europäer an der Seeküste leben, da der Landweg eben so beschwerlich ist und die Eingebornen sich niemals um die Wegräumung dieser Hindernisse bekümmert haben.

Die beyden Hauptflüsse sind der Malivagonga und der Muliwaddy. Der Erstere entspringt zwischen den Hügeln südöstlich von Candy und läuft beynahe ganz um diese Stadt herum. Nach einer Menge Krümmungen zwischen den Gebirgen hin fällt er endlich bey Trincomale in das Meer. Dieser Fluß ist so tief, daß man bloß in der Nähe seiner Quelle durch denselben hindurchkommen kann; die Felsen aber, die allenthalben seinen Lauf unterbrechen, sind Ursache, daß er nicht schiffbar ist.[1])

Der Muliwaddy[2]) entspringt am Fuße eines sehr hohen Berges, der den Europäern unter dem Namen Adams-

1) Knox theilt in s. Relation of Ceylon folgende Nachricht von diesem Flusse mit: der Mavalagonga (so nennt er ihn) ist so tief, daß man, wenn es auch sehr trocknes Wetter ist, beym Durchwaten bis an den Kopf im Wasser geht. Die Einwohner fahren mit Kähnen über denselben: denn er hat nirgends Brücken, weil er so breit ist und der Strom in der Regenzeit so hoch geht, daß keine angelegt werden können; auch würde es ihnen, wenn sie es auch könnten, nicht zugelassen werden, weil dem Könige nichts daran gelegen ist, sein Land zum Handel bequem zu machen. Der Fluß geht ungefähr eine Meile bey der Stadt Candy vorbey. An einigen Stellen ist er voller Felsen, an andern ist er 3 bis 4 Meilen frey davon.

D. Uebers.

2) Im Originale steht Malivagonga, welches ein Druckfehler ist.

D. Uebers.

Adams=Pik bekannt ist und der etwann 60 Meilen gegen Nordosten von Colombo liegt. Dieser Fluß fällt in verschiedenen Armen in die See; der Größte davon heißt der Motwal=Fluß, der sich ungefähr 3 Meilen von dem Fort Colombo ins Meer ergießt, nachdem er beynahe rund um einen großen Strich ebenen Landes herum gelaufen ist, das er zu einer sehr schönen Halbinsel macht. Das Land gewährt viele Meilen weit an den Ufern des Motwal hin einen außerordentlich mahlerischen und angenehmen Anblick. Ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie nützlich dieser Fluß sey, als ich eine Bedeckung von Colombo aus nach Sittivacca im Innern 35 Meilen weit begleitete: denn während wir an den schönen Ufern hin marschirten, schaffte man unsern Proviant und unsere Munition bequem auf dem Flusse in Booten fort.

Außer den Flüssen, mit denen Ceylo reichlich versehen ist, giebt es auch noch viele Seen und Kanäle, die mit ihnen in Verbindung stehen: dies ist besonders in der Nachbarschaft von Colombo und Nigombo der Fall. Sie sind oft beträchtlich groß und für die nahgelegenen Bewohner sehr vortheilhaft. Diese erhalten dadurch Gelegenheit, ihre verschiedenen Handelsgegenstände leicht und schnell verführen zu können. Auf diesem Wege werden auch die Städte an der Seeküste mit Fischen aus süßem Wasser im größten Ueberflusse versehen.

Die Verbindungen zu Lande im Innern der Insel sind kaum über den ersten Anfang der Kultur hinaus. Längs den Seeküsten hin giebt es zwar für Reisende Wege und Ruheorte; allein diese Wege sind an vielen Stellen rauh und steil und sie sind nicht bloß beschwerlich, sondern auch wegen der Menge von wilden Schweinen, Büffeln und Elephanten, die sie unsicher machen, gefährlich.

Diese

Diese Thiere trift man vorzüglich auf dem Wege von Chilou nach Manaar auf der Westseite der Insel und von Matura nach Batacola auf der Ostseite an: auf diesen Wegen richten sie manchmal Unglück an.

Seit dem die Insel in englische Hände gekommen ist, hat man die Wege gar sehr verbessert. Der Gouverneur North befahl eine allgemeine Besichtigung derselben und ließ die Entfernungen untersuchen, ehe er Maßregeln zur Erleichterung des innern Verkehrs ergriff. Der Obriste Champagne hat mir ein Verzeichniß von den Entfernungen rund um die ganze Küste der Insel herum mitgetheilt, die der Leser am Ende dieses Werkes finden wird.

Die Verbesserungen, die die Holländer in Ansehung des Verkehrs vornahmen, wurden mehr von ihrer Eifersucht, als von irgend einem Plane einer liberalen Politik eingegeben. Mit großen Kosten legten sie rund auf der Insel herum in gewissen Entfernungen Forts und Posten an, wobey sie die Absicht hatten, jeden Verkehr zwischen den Eingebornen und den Fremden zu verhindern. Das war es, was sie vorzüglich fürchteten; und während sie ohne Nutzen große Summen Geldes und viele Mühe auf die Erreichung dieses Zwecks verwandten, vernachlässigten sie die Mittel, wie sie die Insel für sich selbst vortheilhaft machen oder gegen das Eindringen anderer Nationen sichern könnten.

Der Boden von Ceylon ist im Ganzen sandig und enthält nur eine geringe Mischung von Thonerde. Jedoch besteht er in den südwestlichen Theilen, besonders um Colombo, großen Theils aus Marschlande, das sehr gut und außerordentlich ergiebig ist. Indessen nehmen diesen Strich Landes hauptsächlich Zimmtpflanzungen ein und der

übrige

übrige Theil der Insel bringt in seinem gegenwärtigen Zustande des Anbaues nicht so viel Reiß hervor, als zum Verbrauche der Einwohner nöthig ist; man muß daher jährlich noch Reiß aus Bengalen und von andern Orten des festen Landes her einführen. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Schuld hiervon gänzlich an dem schlechten Verfahren liegt und daß man bey gehöriger Aufmerksamkeit jede Einfuhr desselben gänzlich entbehren könnte.

Die Insel Ceylon war anfänglich in eine Menge besonderer kleiner Königreiche getheilt, die durch die verschiedenen Flüsse und Berge, welche auf der Oberfläche der Insel zerstreut sind, von einander getrennt waren und wovon ein jedes seinen besondern unabhängigen Oberherrn hatte. In der Folge aber kam das ganze Land unter die Herrschaft des Königs von Candy, der es in verschiedene kleine Provinzen eintheilte, von denen Mehrere von den zahlreichen Titeln, die er noch immer führt, herrührten.

Diese Provinzen waren Candy, Coitu, Matura, Dambadar und Sittiuacca, das die reichen Bezirke auf der Westküste in sich begriff.

Die Hauptprovinz war Candy; sie lag im Mittelpunkte der Insel und hatte die Ehre, die königliche Residenzstadt zu seyn. Der König hält noch jetzt seinen Hof daselbst und obgleich alle übrigen Provinzen mehr oder weniger geschmälert worden sind, so ist doch niemals ein Theil von Candy von einer fremden Macht auf die Dauer unterjocht worden. Diese Provinzen wurden wiederum in Bezirke abgetheilt, die unter dem Namen Corles bekannt sind und die unsern Grafschaften entsprechen. Diese Unterabtheilungen dauern noch jetzt in den Theilen fort, welche die Holländer den Eingebornen entrissen haben

und

und die Regierung in jeder derselben führen Civil- und Militärbeamte, welche in ihrer Nähe Posten inne haben.

Die großen Abtheilungen der Insel beschränken sich jetzt auf zwey: die Eine begreift diejenigen Bezirke in sich, die unter der Herrschaft der Europäer stehen, die Andere enthält diejenigen, die noch jetzt den Eingebornen gehören. In der bey diesem Werke befindlichen Charte sind die Grenzen von diesen beyden Abtheilungen genau angegeben und man kann daraus sehen, daß das Gebiet der Europäer gleich einem Ringe die Länder des Königs von Candy allenthalben einfaßt. Colombo hat man wegen des reichen und fruchtbaren Bodens der umliegenden Gegenden, wegen seiner Größe und Bevölkerung stets als die Hauptstadt des europäischen Gebietes auf dieser Insel angesehen, obgleich Trincomale in Ansehung der Vortheile, die man für den ausländischen Handel aus ihrer Lage ziehen könnte, ohnstreitig weit wichtiger ist.

Da das brittische Gebiet auf Ceylon die Küsten rund herum, wie mit einem Zirkel, einfaßt, so will ich auch bey meiner Beschreibung derselben Richtung folgen. Ich werde daher von dem Orte ausgehen, wo ich zuerst ans Land gestiegen bin und meine Leser rund um die Insel herum auf dem nämlichen Wege führen, den ich gereist bin. Ich werde mir dabey angelegen seyn lassen, ihm die Eindrücke und Bemerkungen mitzutheilen, die ich an den verschiedenen von mir besuchten Orten gemacht habe.

Zu Trincomale berührte ich zuerst die Ufer von Ceylon. Schon oben sind die Gründe angegeben worden, warum die englische Regierung diesen wichtigen Hafen den Holländern zu entreißen suchen mußte. Im Jahre

re 1795 sandte man den General Stewart von Madras aus zu seiner Eroberung ab. Die Truppen, die er bey sich hatte, bestanden in dem 72sten Regimente, in den Flankencompagnien des 71sten und 73sten Regimentes, in zwey Bataillons Sepoys, nebst einer Abtheilung Artilleristen und Schanzgräber. Die Schiffe, auf denen sich diese Truppen befanden, giengen süddöstlich vom Fort vor Anker. Hier gieng unglücklicher Weise die Fregatte Diomedes verlohren, indem sie auf einen verborgenen Felsen stieß. Der General Stewart hielt es am besten, die Truppen ungefähr 2 Meilen von dem Fort ans Land zu setzen. Das Fort fieng er hierauf regelmäßig zu belagern an. Das Clima, die Beschaffenheit des Bodens und die Lage des Forts verursachten viele Beschwerlichkeit und wir büßten deshalb Einige von unsern Soldaten ein. Verschiedene Offiziere und Gemeine wurden durch das Feuer aus dem Fort getödtet. Während der Belagerung that eine Abtheilung Malayen, die im holländischen Solde stand, einen Ausfall. Es gelang ihr, sich unvermerkt in Eine von unsern Batterien einzuschleichen, die Kanonen zu vernageln und Einige von unsern Artilleristen zu tödten, ehe sie zurückgeschlagen und wieder ins Fort getrieben wurde. Nach einer dreywöchentlichen Belagerung kam endlich eine Bresche zu Stande und die Engländer machten Anstalten, das Fort zu stürmen; allein der holländische Gouverneur hielt es für gerathener, seine Rettung lieber in einer Capitulation als in den Waffen seiner Truppen zu suchen, ob er uns gleich an Mannschaft weit überlegen war.

Die Stadt Trincomale liegt unter dem 8° 30′ N. B. Sie läuft in einer nordöstlichen Richtung längs einem Arme der Bay hin. Das umliegende Land ist gebirgig und waldig; der Boden unangebauet und ziemlich unfruchtbar; das Ganze gewährt ein wildes Ansehen.

hen. Die sehr dichten Wälder enthalten eine Menge von allerhand wilden Thieren; besonders trift man darin wilde Schweine, Büffel und Elephanten an. Die Letztern kommen oft bis zu den Seen in der Nachbarschaft des Fortes herab, wo sie saufen und sich baden. Man hat oft dergleichen eine Meile von der Stadt geschossen.

Trincomale ist wegen seiner Lage und Bauart von Natur fest. Es hat einen größern Umfang als Colombo, allein es enthält weit weniger Häuser und diese Letztern sind weder so groß noch so schön, als diejenigen, die man in verschiedenen Städten auf der Seeküste antrift. Der Umfang von Trincomale innerhalb der Mauern beträgt ungefähr 3 Meilen; innerhalb dieses Raumes befindet sich auch ein Hügel oder eine emporsteigende Spitze gerade über der See, die mit einer großen Menge dicken Gebüsches bewachsen ist, in denen sich Rehe und anderes Wildpret aufhält. Dieser sich erhebende Boden ist sehr wenig bewohnt; die meisten Häuser befinden sich am Landungsplatze, der in dem niedrigsten Theile der Stadt liegt. Selbst die niedrigern Theile des Forts waren bis auf die neuesten Zeiten stark mit Wald bewachsen.

Das Fort ist fest und beherrscht die vornehmsten Bayen; dies ist besonders mit dem Eingang in den großen Hafen oder der innern Bay der Fall, die allen Arten von Schiffen zu jeder Jahreszeit und bey jeder Witterung einen sichern Zufluchtsort gewährt, weil sie von allen Seiten mit Land umgeben und hinlänglich tief und geräumig ist, so daß sie die größten Schiffe oder jede Anzahl von Schiffen fassen kann. Diesen Hafen beherrscht auch das Fort Ostenburg; dieses ist stark und steht auf einem steilen Felsen, der in die See hinausgeht. Die Portugiesen haben es aus den Ruinen einiger berühmten Pa-

goden erbauet, die ehemals hier standen. Dies Fort kann von der See her nicht angegriffen werden, so lange das Fort von Trincomale nicht genommen und der Eingang in den Hafen erobert ist. Die Ufer der Bay sind so flach und das Wasser in ihrer Nähe so tief, daß man beynahe von dem Felsen in die Schiffe steigen kann, die längs dem Rande hin vor Anker liegen. An dem äußersten Ende des Felsens, worauf das Fort steht, hat man eine starke Batterie angelegt, wo man den Flaggenstock des Forts aufgesteckt hat.

Dieser Hafen macht vermöge seiner Beschaffenheit und Lage Ceylon zu Einer unserer schätzbarsten Eroberungen in Ostinden. Sobald die heftigen Mansuhns eintreten, muß sogleich jedes Schiff, das von ihnen in irgend einem andern Theile der Bay von Bengalen erhascht wird, in die See stechen, um seinem unvermeidlichen Untergange zu entgehen. In diesen Jahreszeiten können bloß Trincomale und Bombay unter allen Häfen an den verschiedenen Theilen der indischen Halbinsel einen sichern Zufluchtsort gewähren. Die unschätzbaren Vortheile, die man aus einem solchen Hafen ziehen kann, vermehrt noch seine Nähe an unsern Besitzungen in der Bay von Bengalen, wohin man von da aus mit leichter Mühe gelangen kann. Ein Schiff von Madras kann hier in zwey Tagen eintreffen und zu jeder Zeit vor Anker gehen. Diese Umstände machen Trincomale zu einem Gegenstande, der die besondere Aufmerksamkeit unserer Regierung verdient und den zu behalten es weit wichtiger ist, als dies mit dem ganzen Ueberreste der Insel der Fall ist. Jedoch sind große Aufmunterungen und viele Verbesserungen erforderlich, um die Stadt zu bevölkern oder auf jede Art Colombo gleich zu machen: denn das umliegende Land ist keineswegs so fruchtbar, daß es neue Ansiedler herbeylocken

locken sollte, noch sind die Naturprodukte so beschaffen, daß sie den Handel herbeyziehen sollten. Auch hat man sein Clima als das heißeste und ungesundeste auf der ganzen Insel verschrien und das 72ste und 80ste Regiment hatten bey ihrer ersten Ankunft viel davon auszustehen. Diese schädlichen Eigenschaften des Climas rührten großentheils von den Wäldern und Sümpfen her, die sich sogar bis ans Fort heranerstreckten und die hinwegzuräumen und auszutrocknen die Holländer weder die gehörige Klugheit noch Gemeingeist gehabt hatten.

Seitdem aber der Ort in unserm Besitze ist, hat man einen schicklichen Weg eingeschlagen, um die Luft zu verbessern und das Clima gesund zu machen. Während der Obriste Champagne mit dem 80sten Regimente hier stand, ließ er in der Nachbarschaft des Forts eine große Strecke Land von den Gebüschen reinigen, womit dieselbe bedeckt war; auch ließ er verschiedene Lachen und Sümpfe ableiten. Schon spürt man den guten Einfluß solcher Verbesserungen und die europäische Besatzung hat seitdem sehr wenig mehr von dem Clima auszustehen gehabt. Man darf daher hoffen, daß sich solche Verbesserungen auch auf andere Mängel erstrecken werden, unter denen jetzt Trincomale noch leidet. Sein Handel ist ganz und gar nichts, weil es daselbst keine schätzbaren Naturprodukte giebt, die ihm Nahrung geben könnten; allein vermöge seiner Lage kann es die reichste Niederlage des Ostens werden. Der Mangel an Handel und der unangebauete Zustand des umliegenden Landes, sind Gebrechen, wovon das Eine aus dem Andern folgt; wenn man daher das Eine wegschaft, so wird man zu gleicher Zeit großen Theil das Andere wegräumen.

Wenn man weiter auf der Küste gegen Nordwesten von Trincomale kommt, so erblickt man wenig, ein flaches Ufer und große Strecken Waldes ausgenommen, die in das Innere der Insel hineinlaufen. Beym ersten Anblicke scheint hier das Land, so wie in andern Theilen von Ceylon, öde und unbewohnt zu seyn; allein dies ist mehr Schein als Wirklichkeit: denn die Anzahl der Eingebornen ist sehr groß; da sie aber ihre Hütten in den Wäldern errichten und die Annäherung der Fremden vermeiden, so bekommen sie bloß diejenigen zu sehen, die ihre Aufenthaltsorte ausspähen.

Der nächste Ort nach Trincomale auf dieser Seite ist Malativoe, das ungefähr auf dem halben Wege nach Jafnapatam liegt. Hier hatten die Holländer eine kleine Faktorey nebst einem Fort und einem Hause für die befehlshabenden Offiziere. Es war ein untergeordnetes Commando und hieng von der Besatzung von Trincomale ab; es wurde hauptsächlich als ein Verbindungsposten gebraucht und hatte die Besatzung an dem Letztern mit Lebensmitteln zu versorgen. In dieser Hinsicht und um die Eingebornen im Zaum zu halten, lagen hier einige wenige Malayen oder Seapoys; man sah den Ort niemals als einen Platz an, der einen bedeutenden Widerstand leisten könne.

Malativoe hat eine sehr romantische und angenehme Lage. Dicht an dem Fort liegt ein kleines Dorf und ein Fluß, der hier ins Meer fällt, bildet einen Hafen, der geräumig genug zur Aufnahme von kleinen Fahrzeugen ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht im Fischfange; und mit diesem Artikel versorgen sie das Fort zu Trincomale. Geflügel und andere Thiere trift man hier in großem Ueberflusse und erstaunlich wohl-

feil

feil an. Wildpret ist in großer Menge vorhanden und die Wälder sind voll von wilden Schweinen und Rehen. Die Art, wie sich ein Europäer solche Thiere verschaffen kann, ist eben so wenig kostspielig als beschwerlich: denn die eingebornen Landleute stehen ihm so sehr auf seinen Wink zu Diensten, daß er sie bloß mit ein wenig Schrot und Pulver zu versehen und in die Wälder zu schicken braucht, wo sie ihm dann sicher so vieles Wildpret mit von der Jagd zurückbringen, als er nur brauchen kann, ohne daß sie für ihre Dienste weiter eine Belohnung erwarten.

Weiter gegen Norden von Malativoe läuft das nördliche Ende der Insel in eine längliche Halbinsel aus, die fast gänzlich von dem übrigen Theile der Insel durch einen Seearm abgeschnitten ist, der, wie schon oben erwähnt worden ist, beynahe quer über die Insel hin geht. Dieser Bezirk, der unter dem Namen Jafnapatam bekannt ist, liegt gerade Negapatam [1]) auf der Küste Coromandel gegen über und wird für den gesundesten Theil auf der Insel gehalten. Dies rührt von seiner Lage her, indem er fast gänzlich von der See umringt ist, wodurch die ungestümen heißen Winde, die von dem festen Lande Indiens herwehen, bey ihrem Uebergange abgekühlt werden. Diese Landwinde sind für Europäer das Unerträglichste des indischen Climas. In Bengalen und in verschiedenen andern Theilen unserer Besitzungen sind sie beynahe zum Ersticken heiß; mit Schmerzen erinnere ich mich noch an die Mittel, die wir gebrauchen mußten, um ihren Einfluß zu vermindern. Das gewöhnliche

1) Andere schreiben Negapatnam. Diese Festung liegt an einem Arme des Caveriflusses. Zu ihr gehört ein Gebiet von 13 Dörfern.

D. Uebers.

liche Mittel besteht darin, daß man Tatts oder leicht gewirkte Strohblenden in Rahmen vor die Fenster oder Thüren setzt und da man diese beständig von den schwarzen Bedienten, die man darzu hält, besprengen läßt, so wird der Wind, der durch die Zwischenräume hindurchdringt, von dem Wasser abgekühlt und größtentheils seiner schädlichen Hitze beraubt. Die größere und geringere Unannehmlichkeit dieser Winde hängt von der Menge von Feuchtigkeiten ab, die sie unter Weges antreffen. Gehen sie über Strecken niedrigen und sumpfigen Landes oder über Reißfelder, so werden sie sehr abgekühlt; sie sind alsdann an den Orten weniger empfindlich, die sie nachmals auf ihrem Wege berühren. Ich erinnere mich eines sehr auffallenden Beyspieles davon, als ich zu Trichonopoly [1]) lag. Auf der einen Seite des Forts befindet sich eine große sandige Ebene, auf der andern aber eine große Strecke niedrigen sumpfigen Landes. Während der Jahreszeit, wo die Landwinde wehen, ist der Theil des Forts, der den Winden von der Sandebene her ausgesetzt ist, fast zum Ersticken heiß; dahingegen die andere Seite, wo die Winde über das sumpfige Land herkommen, mehr von der Luft abgekühlt ist. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der

1) Diese Stadt liegt auf dem festen Lande von Indien unter dem 10 ° 45' am linken Ufer des Caveri. Sie ist der Sitz der Regierung der Provinz und der vornehmste Waffenplatz der Engländer, weil, wie der Frackaolino in s. Reise t. Ueb. S. 50. sagt, sie von hieraus die beyden Königreiche Tanjour und Madura am leichtesten beherrschen, die abgesetzten Könige und Fürsten in Unterwürfigkeit erhalten, die Einkünfte des Landes, die Reißerndte und die Abgaben ohne sonderliche Mühe zusammen bringen und überall in der Geschwindigkeit mit ihrer Kriegsmacht bey der Hand seyn können, wenn irgendwo eine Empörung ausbrechen sollte.

D. Uebers.

der Hitze machen, wenn diese Winde am heißesten wehen; alles, was sie berühren, wird von ihrer Hitze zersprengt; oft springt so gar das Glas in den Fenstern in Stücken; daher braucht man gemeiniglich venetianische Blenden anstatt des Glases. Wenn man keine Vorsicht braucht, so zerbrechen so gar bey Tische die Trinkgläser und zerfallen den Gästen zwischen den Fingern in Stücken.

Da die Wuth dieser Winde, die eine wahre Geißel sind, von dem dazwischen befindlichen Meere gemildert wird, ehe sie Jafnapatam erreichen, so dienen sie hier mehr zur Bewegung und Abkühlung der Luft. Die mit grünen Viehweiden geschmückten Felder sind der stärkste Beweis von der gemäßigten Beschaffenheit des Climas. Früchte, Pflanzen, Wildpret und Geflügel sind in diesem Bezirke allenthalben im Ueberflusse anzutreffen. Es scheinth ier etwas in der Atmosphäre zu seyn, das sie von jedem andern Theile der Insel unterscheidet: denn bloß in dem Bezirke zwischen der Spitze Pedro und Jaffna kann man Schaafe mit gutem Erfolge halten. Die Artikel für den ausländischen Handel, die hier gebauet werden, sind von keinem großen Werthe: denn ob dieser Bezirk gleich einigen Zimmt und Pfeffer liefert, so sind doch diese beyden Produkte von schlechterer Art, als diejenige ist, welche in Südwesten der Insel wächst.

Das Fort und die Stadt Jaffna, welches die Hauptstadt des Bezirkes ist, liegt einige Meilen von der See entfernt, steht aber mit derselben vermittelst eines Flusses in Verbindung, der mit Booten befahren werden kann. Dieser Fluß fällt bey der Spitze Pedro in das Meer; hier giebt es auch ein Fort und einen Hafen, wo die Truppen, die der General Stewart zur Eroberung von Jaffna von Trincomale aus abgeschickt hatte,

 ans

ans Land stiegen und das 52 Regiment antrafen, das man von der entgegengesetzten Seite von Negapatam zu dem nämlichen Zwecke abgesandt hatte. Die Reise von der Spitze Pedro bis nach Negapatam legt man gewöhnlich in Booten in wenigen Stunden zurück.

So bald sich unsere Truppen vor dem Fort von Jaffna zeigten, übergaben ihnen die Holländer dasselbe auch so gleich. Es ist klein, aber außerordentlich nett und vortreflich gebauet. Die Pettah oder die schwarze Stadt, ohne die Festungswerke, ist größer und volkreicher als Trincomale. Seitdem Colombo in dem Besitz der Engländer ist, haben verschiedene holländische Familien diese Stadt verlassen und ihren Auffenthalt in der Nachbarschaft von Jaffna genommen, indem dieser letztere Ort weit wohlfeiler und reichlicher mit allen nöthigen Bedürfnissen zum Lebensunterhalte versehen ist, von denen man sich Verschiedene an andern Orten der Insel kaum verschaffen kann.

Die Einwohner von Jaffna bestehen aus einer Mischung verschiedener Racen. Der größte Theil ist mohrischer Abkunft und man theilt ihn in verschiedene Stämme ein, die unter den Namen Lobbahs, Mopleys, Chittys und Choliars bekannt sind [1]). Sie unterschei-

1) Dies ist nicht richtig. Sie sind nicht maurischer Abkunft, sondern stammen ohnstreitig aus Asien her. Die Portugiesen und Holländer nannten sie Mohren, weil sie Mahomedaner waren. Ohne Zweifel gehören alle diese verschiedenen hier genannten Stämme zu verschiedenen Kasten, die ohnstreitig insgesammt von den Küsten Coromandel und Malabar herstammen. Wolf sagt in seiner Reise nach Zeylon S. 169., drey verschiedene Geschlechter, nämlich die Bra-

scheiden sich durch eine kleine runde Kappe, die sie auf ihren glatt geschornen Köpfen tragen. Es giebt hier auch eine besondere Abart von Malabaren, die sich in Ansehung ihres Aeußern etwas von denen auf dem festen Lande unterscheiden. Diese verschiedenen Stämme fremder Ansiedler sind in dem Bezirke von Jaffna weit zahlreicher als die eingebornen Cingalesen. Die oben zuerst erwähnten Völkerschaften lockten vor vielen Jahren die Holländer durch ihre Versprechungen von der Küste Coromandel herüber und sie brachten eine Menge Manufakturen z. B. grobe Zeug = Calicos = Schnupftücher= Schawls = Strumpfsmanufakturen u. s. w. mit hierher. Alle diese Artikel verfertigt man aus der einheimischen Baumwolle, und bis auf den heutigen Tag ist der Bezirk von Jaffna immer noch der einzige Theil von Ceylon, wo man solche Gewerbe treibt; bloß in der Gegend von Colombo trifft man davon noch einige wenige an.

Zu Jaffna giebt es auch eine Menge Handwerker z. B. Goldschmiede, Juwelierer, Tischler und solche, die alle verschiedene Arten von Hausgeräthe verfertigen. Sie sind in ihren verschiedenen Beschäftigungen sehr geschickt; besonders zeichnet sich der Stamm aus, der auf der Insel unter dem Namen Portugiesen bekannt ist: die Arbeiten, die diese verfertigen, übertreffen alle andere an Schönheit und Kunstgeschicklichkeit.

Zu dem Bezirke von Jaffna gehören verschiedene kleine Inseln, die die Holländer nach ihren vaterländischen Städten

Braminen, Malabaren und Mohren machen die Einwohner von Jaffnapatam aus, welche Namen deutlich auf Kasten hindeuten; zum wenigsten ist dies mit den Ersten der Fall.

D. Uebers.

Städten Delft, Harlem, Leyden und Amsterdam[1]) benannt haben. Sie liegen nicht weit in der See gegen Nordwesten von der Spitze Pedro. Auf diesen Inseln zieht man Pferde und Rindvieh, da sie wegen ihrer vorzüglichen Weideplätze dazu besser als irgend ein Theil von Ceylon geschickt sind. Die englische Regierung befolgt das nämliche System. Die Pferde werden unter Aufsicht hierzu bestellter Beamten erzogen und so bald sie das gehörige Alter erreicht haben, werden sie für Rechnung der Regierung verkauft. Ich würde eine Ungerechtigkeit zu begehen glauben, wenn ich die vielen Verbesserungen mit Stillschweigen übergienge, die der Obriste Barbet vom 73. Regimente in jeden Geschäftszweig dieses Bezirkes eingeführt hat. Seit dem dieses Land in unsern Besitz gekommen ist, ist er in diesem Bezirke Befehlshaber und Einnehmer gewesen. Sein Betragen hat ihm eine gleich große Achtung bey seinen Landsleuten und bey den Eingebornen erworben.

Die Wälder nach dem Innern der Inseln hin, die diesen Bezirk und die andern bisher beschriebenen Distrikte von dem Gebiete des Königs von Candy scheiden, werden von einer außerordentlichen Race von Wilden bewohnt, die man für die ursprünglichen Einwohner der Insel hält und die unter den Namen Bedas oder Vaddahs bekannt sind. Da sie niemals ihre Schlupfwinkel in den Wäldern verlassen und da sie sich sorgfältig vor jedem Fremden verbergen, so weiß man wenig von ihnen.

1) Andere nennen hier noch folgende Inseln: Middelburg, Hoorne, Enchuise.

D. Uebers.

nen [1]). Viele Holländer haben sich Jahre lang auf der Insel aufgehalten, ohne daß sie jemals einen Bedas zu sehen bekommen hätten: sie betrachten daher die über sie verbreiteten Geschichten fast in dem nämlichen Lichte, wie wir es in Europa mit Feenmährchen und lappländischen Zaubereyen thun. Die übertriebenen und unwahrscheinlichen Nachrichten, die man von ihnen erzählte, waren in der That so beschaffen, daß jedermann, der keinen Bedas zu sehen bekommen hatte, das Ganze für eine Fabel halten mußte. Es giebt jedoch gewisse Umstände, die so stark beglaubigt sind, daß sie keinen Zweifel gestatten. Diese will ich unten ausführlich erzählen, wenn ich auf die Schilderung der verschiedenen Volksracen komme, die diese Insel bewohnen.

Der Weg nach der Südwestseite von Jafnapatam ist außerordentlich beschwerlich und unangenehm. Die Pfade sind oft sehr schmal und laufen durch dicke Wälder und beschwerlichen Sand. Wilde Schweine, Büffel und Elephanten machen sie sehr unsicher, und daher ist eine Reise auf diesem Wege sehr unangenehm. Diejenigen, die

1) Die Bedas oder Battas bewohnen nicht bloß Ceylon, sondern mehrere ostindische Inseln z. B. Sumatra und scheinen wirklich die ursprünglichen Einwohner derselben zu seyn. Dies scheint auch einigermaßen daraus zu erhellen, weil sie das Innere dieser Inseln bewohnen, wohin sie die fremden Eroberer gedrängt haben. Interessante Nachrichten über diese Völkerschaft auf Sumatra theilen Marsden und Miller mit. Jener in seiner History af Sumatra 1783. t. übersetzt in Sprengels und Forsters Beyträgen zur Länder- und Völkerkunde III. Th. n. IX. und dieser ebendaselbst I. Th. n. I.

D. Uebers.

die wegen irgend eines Geschäftes diese Reise machen müssen, fahren daher lieber, wenn es die Witterung erlaubt, an der Küste in den großen Reisebooten hin, die man Donies nennt.

Die schmale See, die zwischen dieser Seite der Insel und dem festen Lande liegt, heißt der Golf von Manaar: diesen Namen hat er von einer kleinen Insel, die an der Küste von Ceylon ungefähr 60 Meilen gegen Südwesten von Jafnapatam liegt.

Die Insel Manaar ist von Ceylon durch einen etwann 2 Meilen breiten Seearm getrennt, der bey niedrigem Wasser fast trocken ist, bloß einen schmalen Kanal in der Mitte ausgenommen, der nicht über 30 bis 40 Yards [1]) breit ist und der gewöhnlich die Straße von Manaar heißt. Der Weg von dieser Insel aus bis nach Ramiseram an der Küste Coromandel beträgt nicht über 12 bis 14 Stunden; allein die Vortheile, die man aus dieser schnellen Verbindung ziehen könnte, werden großen Theils durch die zahllosen Untiefen und Sandbänke zu nichte gemacht, die allenthalben den Weg unterbrechen und die so hoch sind, daß Viele von ihnen außer den Mansuhns gänzlich trocken liegen. Besonders giebt es eine Reihe von Sandbänken, die in gerader Linie von Manaar nach Ramiseram hinüberlaufen und die unter dem Namen der Adamsbrücke bekannt sind. Der Name und die Lage dieser Sandbänke hängen mit einer Menge sonderbarer Sagen unter den Eingebornen zusammen. Diese sind allgemein des Glaubens, daß Ceylon entweder das Paradies selbst, wo sich der Ahnherr des Menschenge-

1) Jeder Yard zu drey Fuß.

D. Uebers.

geschlechts aufgehalten oder der Ort gewesen sey, den er zuerst nach seiner Vertreibung aus dem himmlischen Paradiese berührt habe. Die Adamsbrücke ist nach ihrer Meinung der Weg, auf dem er nach dem festen Lande hinüber gegangen ist. Einige bilden sich sogar ein, daß sich der Golf von Manaar, wie das rothe Meer in der heiligen Schrift, hinter ihm zusammengestürzt habe, um seine Rückkehr zu verhindern. Jedoch ist die Meinung fast allgemein angenommen, daß Ceylon in frühern Zeiten einen Theil des festen Landes ausgemacht hat und daß es nachmals durch ein mächtiges Naturereigniß von demselben getrennt worden ist. Diese Erzählung, ob sie gleich bloß eine durch keinen historischen Beweis unterstützte Sage ist, ist nicht ganz unwahrscheinlich; denn wenn man den dazwischen liegenden engen Raum und die zahllosen Untiefen, die sich daselbst befinden, betrachtet, so läßt sich nicht leugnen, daß irgend ein heftiges Erdbeben oder noch wahrscheinlicher ein außerordentlicher Durchbruch (eruption) des Oceans Ceylon an seine gegenwärtige Stelle und in diese Entfernung vom festen Land gebracht haben kann.

Obgleich der Golf von Manaar zu seicht ist, als daß große Schiffe darauf fahren könnten, so ist er doch für den Handel nicht ganz ohne Vortheil. Schaluppen, Donies und mancherley andere kleine Fahrzeuge schaffen auf diesem Wege Güter von Madras und von andern Orten auf der Küste Coromandel geraden Weges nach Colombo, anstatt daß sie sonst einen äußern Umweg nehmen und bey Trincomale und der Spitze Gallo vorbey um die Insel herumfahren müßten. Diesen Weg nennt man den Innern oder Paulks-Weg; den letztern Namen hat er von einem Holländer gleiches Namens, der ihn zuerst befahren hat. Die Adamsbrücke ist zwar öfters ein unüberwindliches Hinderniß und die Schif-

se müssen häufig auf Manaar ausgeladen oder erleichtert werden, ehe sie gut fortkommen können; allein man hat gewöhnlich große Boote hier stehen, die die Güter in Empfang nehmen und sie weiter nach Colombo schaffen: diese Hindernisse, welche sich hier dem Handel in den Weg legen, sind also denjenigen ähnlich, denen verschiedene große Städte ausgesetzt sind, an welche nämlich auch keine großen Schiffe hinankommen können; sie müssen daher ihre Handelswaaren in Leichtern und Booten hinanschaffen lassen. Allein trotz dieser Hindernisse fanden die Holländer dennoch Mittel, auf diesem Wege einen beständigen Handel zwischen der Westküste von Ceylon und ihren Faktoreyen zu Tutucoran, Veypar, Manapar, Ponicail [1]) und Kilkerre zu unterhalten. Grobe Zeuge und Calicos waren die vornehmsten Artikel, die die Holländer auf diese Art einführten; dafür brachten sie wiederum Areka- und Cocosnüsse, Betelblätter, [2]) Früchte, Arrak und Coya oder Tauwerk, das man aus den Cocosnußbäumen macht. Alle diese Plätze befinden sich jetzt im Besitze der Engländer und es ist kein Zweifel, daß dieser Handel noch weit mehr erweitert werden kann, als es vormals der Fall gewesen ist.

Der

1) Alle diese Orte liegen auf der Küste Coromandel.
D. Uebers.

2) Die Arekapalme ist die Areca catechu: ihre Frucht ist in Ostindien fast allgemeines Bedürfniß: es gehört zu den Höflichkeiten des Landes, dem Gaste Areka vorzusetzen. Man zerschneidet deshalb die Frucht in Stücken und um ihre Schärfe zu mildern, reibt man sie mit Muschelkalk, wickelt sie darauf in Betelblätter ein und kauet sie. Der Betel ist eine Pfefferart (piper betle) in dessen Blätter man die Frucht des Arekabaums wickelt. Man glaubt, daß diese Speise das Zahnfleisch erhalte und den Magen stärke. Die Betelblätter schme-

Der kurze Weg zwischen Ramiseram und Manaar ist besonders für Handels- und Geschäftsleute und für die Verbreitung von Nachrichten wegen der schnellen Art, wie man ihn zurücklegt, vortheilhaft. Kleine Fahrzeuge fahren beständig zwischen diesen beyden Orten hin und her und Reisende können sich für eine Kleinigkeit übersetzen lassen. Die Regierung hat auch Packetboote hier angelegt, die den Tapal oder die Briefbeutel zwischen Ceylon und dem festen Lande zu besorgen haben. Man hat deshalb besondere Stationen eingerichtet und auf diese Art werden die Briefe außerordentlich schnell versendet, wenn man bedenkt, daß es hier keine bequemen Poststraßen giebt und daß die Briefboten den Weg über Sand und durch dicke Gebüsche unter der glühenden Hitze der tropischen Sonne machen müssen. Die Entfernung von Colombo bis nach Madras beträgt ungefähr 500 Meilen und doch bleiben die Tapals zwischen diesen beyden Orten nicht länger als zehn Tage unter Wegs. Die Briefträger, die die Tapals besorgen, heißen Peons und diese sind eine Volkskaste, die man besonders dazu braucht. Sie legen gewöhnlich in Gegenden wo es der Weg gestattet, in einer Stunde 5 Meilen zurück; auf bestimmten Stationen werden sie von frischen Boten abgelöst. Von Colombo bis nach Manaar bringen sie gewöhnlich drey Tage zu: die Entfernung zwischen diesen beyden Orten beträgt 100 Meilen. Auf Manaar nehmen sie ein Boot, fahren über die Adamsbrücke nach Ramiseram und setzen alsdann ihren Weg auf der Küste Coromandel bis

schmecken gewürzhaft und angenehm. Der Cocosbaum ist ein Palmbaum und hier ist cocos nucifera Lin. gemeint, deren Nüsse einen großen und wohlschmeckenden Kern enthalten.

D. Uebers.

bis nach Madras fort. Ist das Wetter nicht so ungestüm, daß es irgend einen Aufenthalt bey der Ueberfahrt über die Fähre verursacht, so legt ein Bote diese Reise in acht Tagen zurück.

Die Holländer haben auf der Insel Manaar ein Fort angelegt; sie hatten dabey die Absicht, sich zum Meister der Ueberfahrt und der Verbindung mit dem festen Lande über die Adamsbrücke zu machen. Ihre Absicht gieng hauptsächlich dahin, die Unterthanen des Königs von Candy zu verhindern, daß sie keines von den Produkten der Insel, besonders keine Gewürzwaaren nach dem festen Lande schaffen sollten: auch wollte man dadurch allen Verkehr zwischen diesem Fürsten und den Regenten des festen Landes verhindern, weil sie befürchteten, er möchte sich in irgend eine Verbindung einlassen, die für ihr Interesse nachtheilig sey. Die Beschätzung der Perlenbänke und der Perlenfischerey, die sich nicht weit von dieser Insel befinden, war eine andere Hauptursache, warum sie hier ein Fort errichteten. Dieses trug auch ansehnlich zur Vermehrung der Einkünfte der Regierung bey, da es eine Zollstätte war, wo von der sehr großen Menge Calicos, grober Musline, Baumwolle und anderer Artikel, die die Mohren, Malabaren und andere Bewohner des festen Landes auf diesem Wege nach Colombo schaften, gewisse Abgaben entrichtet werden mußten.

Alle diese Umstände machen offenbar diesen Ort hinlänglich wichtig, daß hier beständig eine Besatzung liegen kann: die Ausgaben, die die hierher gesandten Truppen erforderten, wurden bey weitem von den Vortheilen überwogen, die man daraus gezogen hat. Die hier liegende Besatzung besteht im Ganzen bloß aus einer Compagnie Malayen oder Sepoys, über die ein europäischer Offizier

fizier den Oberbefehl führt. So lange die Perlenfischerey dauert, schickt man noch einige Truppen von Colombo hierher. Ehemals war es bloß ein Subalternescommando; allein der Gouverneur North fand es für räthlich, hier und auch auf andern Posten Staabsoffiziere anzustellen. Die Hauptbeschwerlichkeit der Besatzung besteht darin, daß sie die Abgaben eintreiben muß. Dies aber läuft nicht immer ohne Zwang ab und man hat sich öfters dieser Einsammlung mit Gewalt widersetzt. Im Juni des Jahres 1800 versammelte sich ein Haufen Eingeborner, von denen man die Abgaben gefodert hatte und sie eben mit Gewalt eintreiben wollte, auf eine tumultuarische Weise vor dem Fort und schien entschlossen zu seyn, nichts zu bezahlen. Man schickte sogleich dem Befehlshaber des Ortes, dem Major Ford, zwey Compagnien vom 19ten Regimente zur Unterstützung zu; allein man fand Mittel, diesen Haufen zu zerstreuen, ehe noch die Verstärkung anlangte. Die zwey Compagnien waren die Ersten, die von Manaar aus zu Lande nach Trincomale marschirten. Sie wadeten durch den schmalen Kanal der, wie schon oben bemerkt worden ist, Manaar von Ceylon trennt und setzten alsdann ihren Marsch mitten durch das Land nach Trincomale fort. Ob gleich das Wetter sehr schlecht war, so hatten sie doch wenig von Strapazen zu leiden.

Diese gelegentlichen Aufstände sind unter den Eingebornen häufiger, als man nach dem üblen Ausgange, den sie allemal nehmen, erwarten sollte; denn es kostet im Ganzen wenig Mühe, sie zu unterdrücken. Zu Nigombo und Matura fanden ähnliche Widersetzlichkeiten und aus denselben Ursachen wie zu Manaar statt; sie wurden aber schnell auf die nämliche Art durch die Ankunft einer Abtheilung des 19ten Regiments unterdrückt. Der Hauptmann Vincent, von diesem Regiment, der zu Nigombo

commandirte, wurde auf seinem Wege von Colombo nach diesem Fort in Begleitung einer kleinen Anzahl Malayen-Soldaten von einem großen Haufen Eingeborner angefallen, die zu unsrer Niederlassung gehörten; er behauptete aber die Stellung, die er genommen hatte, mit sehr großer Geschicklichkeit, bis ihm ein Corps Europäer zu Hülfe kam. Die strengen Eintreibungen der Auflagen von Seiten der Holländer und die geringe Aufmerksamkeit, die man auf die Gewohnheiten oder die Vorurtheile der Eingebornen wandte, scheinen unter ihnen diesen Geist der Unzufriedenheit und des Aufruhrs erweckt zu haben; allein eine verschiedene Art der Behandlung, eine milde aber zugleich standhafte Handhabung der Gesetze wird ohnstreitig allen dergleichen Unruhen ein baldiges Ende machen. [1])

So

1) Auch die Franzosen haben in Aegypten die Bemerkung gemacht, daß die Einwohner dieses Landes nicht eher, selbst nicht die geringste Abgabe, abtrugen, bis sie nicht mit Gewalt dazu genöthigt wurden. Der Grund dieser Erscheinung lag in den schrecklichen Erpressungen von Seiten der Beys: wer etwas gutwillig gab, von dem glaubte man, daß er alles im Ueberflusse habe und man zwang ihn, desto mehr zu geben! Die Einwohner glaubten daher diesen Bedrückungen nicht anders ausweichen zu können, als dadurch, daß sie gutwillig gar nichts bezahlten. Diese Denkungsart aber findet man schon in den ältesten Zeiten unter den Einwohnern Aegyptens verbreitet. Schon Ammianus Marcellinus sagt l. XXII. „die Aegypter halten es für eine Schande, den Tribut willig zu bezahlen, ohne durch Peitschenhiebe dazu genöthigt worden zu seyn.“ Aus dieser Bemerkung ersieht man, daß die Aegypter schon in den ältesten Zeiten auf eine schändliche Weise bedrückt worden seyn müssen, wenn es davon auch weiter keine historischen Zeugnisse gäbe. Die bessere Behandlung von Seiten der Franzosen machte sie späterhin weit williger, ihre Abgaben zur gehörigen Zeit abzutragen.

D. Uebers.

So wie man längs der Küste von Ceylon von Manaar aus hinkommt, findet man das Land sandig, wild und unfruchtbar; es fehlt hier eben so sehr an Bequemlichkeit als an Lebensmitteln. Die Wälder werden von wilden Thieren so unsicher gemacht, daß das Reisen auf den Wegen ohne gehörigen Bedeckung äußerst gefährlich ist; ungefähr 6 Meilen weiter hin gelangt man zu dem Dorfe Arippo, wo sich die Civil- und Militairbeamten, die bey dem Perlenfange zugegen sind, so lange aufhalten, als das Fischen dauert. Sie haben hier zu ihrer Wohnung ein Choultry oder steinerne Barraken errichtet, wo man auch die Reisenden aufnimmt, die gelegentlich hierher kommen. So lange die Perlenfischzeit dauert, steht hier eine Abtheilung, gewöhnlich Sepoys von der Besatzung von Manaar oder Colombo, um den Perlenkaufleuten Schutz und Sicherheit zu gewähren, Diebstähle und Aufläufe zu verhindern. Man hat auch gefunden, daß diese Soldaten zur Vollstreckung der Befehle des Beamten nöthig sind, dem die Regierung die Aufsicht über diesen Geschäftszweig überträgt. Sie führen einen Flaggenstock und ein Feldstück bey sich, um den Booten das Signal zu geben, daß sie entweder auslaufen oder zurückkommen sollen.

Arippo ist hierherum der einzige Ort, wo man gutes Wasser haben kann. Dies nothwendige Lebensbedürfniß ist an diesem Theile der Küste nicht allein schlecht sondern auch sehr selten und man kann es oft nur mit vieler Mühe bekommen. Wo sich irgend eine gute Quelle findet, da nehmen sie die Europäer in Beschlag und sorgen zuerst für sich; den Eingebornen kostet es daher oft viele Mühe, nur die geringste Quantität zu erhalten.

Hier findet sich auch eine Kapelle für die römisch Catholischen, die hauptsächlich aus Parawas [1]) und Malabaren bestehen, die zur Zeit der Perlenfischerey hierherkommen. Sie besuchen an Sonn= und Festtagen in großer Menge die Kapelle und sie haben die Gewohnheit, allemal, ehe sie nach Austern hinabzufahren beginnen, ihre Wünsche und Opfer voller Andacht darzubringen.

In der Nachbarschaft von Arippo hält sich in den Wäldern eine sehr große Menge Rothwildpret und wilder Schweine auf. Die cingalesischen Landleute bringen während der Perlenfischzeit dergleichen Thiere in großer Anzahl zu den hier stehenden Offizieren.

Sechs Meilen weiter hin und ungefähr zwölf Meilen von Manaar liegt die Bay von Condatchy, wo sich alle Perlenfischboote versammeln. Die Bay bildet beynahe einen halben Mond; der Strand, der sie umgiebt, besteht in einer großen Sandwüste, wo man bloß einige wenige elende Hütten antrift, die am Ufer hin zwischen der Bay und den Wäldern, welche den Strand einschliessen, zerstreuet stehen. Dies ist der Anblick, den die Bay von Condatchy den größten Theil des Jahres hindurch gewährt; allein so lang die Fischerey dauert, ist dies Gemälde gänzlich verändert. In dieser Jahreszeit ist die Bay mit kleinen Schiffen angefüllt, und auf dem Strande erblickt man eine erstaunliche Menge Leute aus allen Theilen Indiens. Die Verschiedenheit in ihrem äußern Ansehen

1) Diese sind auch Bewohner der Küste von Malabar und nach dem Frà Paolino sind Parawas Leute, die Baumwollenwaaren, mit denen sie Handel treiben, selbst verfertigen und färben.

D. Uebers.

hen, in ihrer Sprache, in ihren Sitten, kurz alles gewährt ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Allein nicht bloß das, was Vergnügen verschaft, erfordert eine genaue Schilderung dieser Scene, sondern auch andere Gegenstäude, die ich mit vieler Sorgfalt und Aufmerksamkeit gesammelt habe und von denen Verschiedene, wie man sehen wird, mit dem allgemeinen Besten in Verbindung stehen.

Drittes Kapitel.

Die Perlenfischerey. — Gebräuche der verschiedenen indischen Nationen, die sie besuchen.

Vielleicht giebt es auf der Insel Ceylon für einen Europäer kein auffallenderes Schauspiel als die Bay von Condatchy während der Perlenfischzeit. Dieser öde und unfruchtbare Flecken ist um diese Jahreszeit in eine Szene verwandelt, die fast alles, was ich jemals gesehen habe, an Neuheit und Mannichfaltigkeit übertrift. Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben, die in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin- und herlaufen; die große Anzahl von kleinen Zelten und Hütten, die man am Ufer errichtet hat, nebst dem Bazar oder dem Marktplatze vor jeder derselben; die Menge von Fahrzeugen, die Nachmittags von den Perlenbänken zurückkommen und wovon Einige reich beladen sind; die ängstlich wartenden Gesichter der Bootseigenthümer, während sich die Boote der Küste nähern und die Eilfertigkeit und Begierde, mit der sie nach ihnen hinlaufen, wenn sie angelangt sind, und eine reiche Ladung zu finden hoffen; die große Menge von Juwelieren, Mäklern,

kern, Kaufleuten von allen Farben und allen Arten, so-wohl Inn- als Ausländer, die auf irgend eine Art mit den Perlen beschäftigt sind, indem dieselben Einige absondern und auslesen, Andere wiegen und ihre Anzahl und ihren Werth untersuchen, während sie Andere zum Verkaufe herum ausrufen oder zum künftigen Gebrauche drillen und durchbohren; alles dies ist dazu geeignet, dem Geiste eine Vorstellung von der Wichtigkeit und von dem Werthe eines Gegenstandes zu geben, den ein solches Schauspiel zu veranlassen im Stande ist.

Die Bay von Condatchy ist der am meisten im Mittelpunkte gelegene Sammelplatz für die Perlenfischerboote. Die Bänke, wo man den Perlenfang treibt, erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Manaar südwärts von Arippo, Condatchy und Pomparibo hin. Die vornehmste Bank befindet sich Condatchy gegenüber und liegt ungefähr 20 Meilen weit in der See. Der erste Schritt, den man vor der Eröfnung der Perlenfischerey thut, besteht darin, daß man die verschiedenen Austerbänke besichtigt, den Zustand der Austern untersucht und darüber Bericht an die Regierung erstattet. Findet man, daß die Anzahl hinlänglich ist und daß die Austern den gehörigen Grad von Reife erlangt haben, so werden die einzelnen Austerbänke, die dies Jahr gefischt werden sollen, an den am meisten Bietenden verkauft. Gewöhnlich kauft sie ein schwarzer Kaufmann.[1]) Indessen schlägt man diesen Weg nicht allemal ein: die Regie-

1) Dies ist sehr unbestimmt gesprochen. Ohne Zweifel ist er ein südlicher Asiate, vielleicht ein Mahomedaner, dem das Klima eine schwärzliche Schminke aufgelegt hat.

D. Uebers.

rung hält es manchmal für gerathener, die Bänke auf ihre eigene Rechnung fischen zu lassen und hernach die Perlen an die Kaufleute zu verkaufen. Nimmt man diesen Plan an, so miethet man für Rechnung der Regierung von verschiedenen Orten her auf die Fangzeit Boote; der Preis ist, je nachdem die Umstände sind, sehr verschieden; gewöhnlich aber bezahlt man für jedes Boot fünf bis acht hundert Pagoden. Jedoch giebt es keine bestimmten Preise; man macht den Handel für jedes Fahrzeug besonders und zwar so gut als möglich. Die Holländer befolgten gemeiniglich das letztere System; die Bänke wurden für Rechnung der Regierung gefischt und die Perlen nach den verschiedenen Theilen von Indien verkauft oder nach Europa geschickt. Wenn man diesen Plan annahm, so verlangten der Gouverneur und der Rath von Ceylon gewisse Prozente für sich, die nach dem Preise der Perlen bestimmt wurden; wurde hingegen die Fischerey der Bänke öffentlich losgeschlagen, so bedungen sie außer dem, was an die Regierung bezahlt wurde, noch eine gewisse Summe für sich aus. Der Vorwand, unter welchem sie diese Foderung machten, war die Mühe, die sie mit der Besichtigung und Schätzung der Bänke hätten.

Da es weder die Jahreszeit noch der Vortheil der dabey gegenwärtigen Personen erlaubt, daß das Ganze der Bänke in einem Jahre gefischt wird, so theilt man sie in 3 bis 4 verschiedene Theile, wovon man nach der Reihe jährlich einen Theil fischt. Diese verschiedenen Abtheilungen sind gänzlich von einander abgesondert und werden, und zwar jede besonders, in dem Jahre, wo sie gefischt werden soll, zum Verkaufe ausgeboten. Hierdurch bekommen die Austern hinlänglich Zeit, ihre gehörige Größe zu erreichen; und da der Theil, den man zuerst fischte, gemeiniglich seine gehörige Reife wieder erlangt hat, seit dem man den letzten

ten Theil gefischt hat, so wird die Fischerey beynahe genau jährlich, und kann auf diese Art als ein jährliches Einkommen angesehen werden. Die Austern sollen ihre völlige Reife innerhalb sieben Jahren erhalten: wenn man sie zu lange wachsen läßt, so wird, wie man mir gesagt hat, die Perle für den Fisch zu groß und zu unangenehm, daß er sie aus der Schale heraus wirft.

Die Fangzeit fängt im Februar an und endigt sich gegen Anfang des Aprils. Der Zeitraum, den man dem Kaufmanne, die Bänke zu fischen, gestattet, beträgt 6 Wochen, bis höchstens 2 Monate; es finden aber dabey mehrere Unterbrechungen statt, und daher kommt es, daß die Fangzeit nicht mehr als ungefähr 30 Tage beträgt. Tritt etwann sehr schlechtes Wetter ein und unterbrechen etwann viele stürmische Tage den zum Fange erlaubten Zeitraum, so giebt man dem Käufer die Erlaubniß, einige Tage länger zu fischen: dies ist aber eine Gunstbezeugung. Eine beträchtliche Unterbrechung rührt von der Menge und Verschiedenheit der Feyertage her, welche die Taucher der verschiedenen Sekten und Nationen, die man bey dem Fange braucht, feyern. Viele Taucher gehören zu einer schwarzen Raçe, die unter dem Namen Marawas bekannt ist und die gegen über liegende Küste von Tutucorien [1]) bewohnt. Diese Leute sind zwar von malabarischer Abkunft, aber doch römisch katholische Christen: Sonntags arbeiten sie nicht, sondern verrichten in der Kapelle zu Arippo ihr Gebet. Im Falle nun viele stürmische Tage oder viele Hindus- und Mahomedanische Feyertage (die die Eingebornen unter keiner Bedingung hintansetzen) die gewöhnliche Fangzeit unterbrechen, so

1) Ist ein Flecken auf der Küste von Pescaria.

D. Uebers.

so wünscht manchmal der Pachter, daß die katholischen Marawas die verlorne Zeit durch Arbeiten an Sonntagen ersetzen möchten, allein hierzu kann er sie nicht ohne einen Befehl von dem bürgerlichen Oberbeamten, der als Aufseher über die Fischerey gesetzt ist, zwingen.

Die Boote und Donies, die man beym Fischen braucht, gehören nicht nach Ceylon, sondern kommen von verschiedenen Häfen des festen Landes her; besonders liefern sie Tutucorin, Caracal und Negapatam auf der Küste Coromandel und Colang, ein kleiner Ort auf der Küste Malabar zwischen dem Cap Comorin und Anjanga [1]). Die Taucher von Colang hält man für die Besten und bloß die Lobbahs können sich mit ihnen in einen Wettkampf einlassen. Die Letztern bleiben auf der Insel Manaar, um sich in der Taucherkunst zu üben. Kurz vor dem Anfange des Perlenfanges begeben sich alle Boote nach Condatchy; hier werden sie gezählt und gemiethet.

Während der Fangzeit laufen regelmäßig alle Boote zu gleicher Zeit aus und kehren auch zusammen zurück. Ungefähr um 10 Uhr Abends giebt man zu Arippo durch einen Kanonenschuß das Zeichen, worauf die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sticht. Vor Tagesanbruch ist sie bey den Bänken angelangt und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie ämsig fort, bis sie der

1) Auf Rennel's Charte, die sich beym 4ten Bande von Sprengels Bibl. der R. befindet, liegt Colang (spr. Culang), nicht zwischen den beyden letztern Orten, sondern zwischen Anjanga und Porcali, beynahe unter dem 9 Grade N. B.

D. Uebers.

der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. So bald sich die Fahrzeuge im Gesichte zeigen, feuert man wiederum eine Kanone ab und nun werden die Flaggen aufgesteckt, um die ängstlich wartenden Eigenthümer von ihrer Rückkehr zu unterrichten. So bald die Boote ans Ufer kommen, ladet man sogleich ihre Ladung aus, weil sie vor Einbruch der Nacht völlig ausgeladen seyn müssen. Was auch das Schicksal der Boote gewesen seyn mag, so bemerkt man doch selten, daß ihre Eigenthümer deshalb betrübt aussehen: denn wenn sie auch heute nicht glücklich gewesen sind, so erwarten sie doch den andern Tag mit der größten Zuversicht einen bessern Fang, da sich die Brahminen und Beschwörer, zu denen sie troz aller Erfahrung das vollkommenste Zutrauen haben, zu treflich auf die Freygebigkeit eines Mannes, der ein großes Glück erwartet, verstehen, als daß sie ihm nicht alles, was er sich nur wünschet, versprechen sollten.

Jedes Boot führt zwanzig Mann nebst einem Tindal oder Oberbootsmann bey sich, der den Steuermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern beym Heraussteigen bey. Die zehn Uebrigen sind Taucher; sie lassen sich allemal fünf zusammen ins Meer hinab; wenn die ersten Fünfe heraufkommen, steigen die andern Fünfe hinab und auf diese Art wechseln sie ab und geben einander Zeit, sich frische Kräfte zu einer neuen Hinabfahrt zu sammeln.

Damit die Taucher desto schneller hinab fahren können, nimmt man große Steine, wovon man deshalb fünf in jedes Boot thut; sie sind von einem röthlichen Granit, in diesem Lande gemein und pyramidenförmig gestaltet, oben und unten rund; durch das schmalere Ende

de ist ein Loch gebort, durch welches man ein Seil zieht. Einige Taucher nehmen einen halbmondförmig gestalteten Stein, den sie um den Unterleib binden, wenn sie hinabsteigen wollen. Auf diese Art erhalten sie ihre Füße frey.

Diese Leute werden von der frühesten Kindheit an ans Tauchen gewöhnt und sie steigen ohne Furcht auf den Boden von vier bis zehn Klaftern Tiefe hinab, um Austern zu suchen. Wenn sich der Taucher hinab zu lassen im Begriffe ist, faßt er das Seil, an welchem Einer von den so eben beschriebenen Steinen befestigt ist, mit seiner rechten Fußzehe, während er einen Beutel von Netzwerk mit den Zehen seines linken Fußes ergreift; alle Indianer sind gewohnt, mit ihren Zehen eben so gut arbeiten oder etwas fassen zu können, als mit den Fingern und sie besitzen darin eine solche Geschicklichkeit, daß sie mit ihren Zehen selbst den kleinsten Gegenstand eben so flink von der Erde aufheben können, als dies ein Europäer mit seinen Fingern zu thun im Stande ist. Der auf diese Art vorbereitete Taucher ergreift mit der rechten Hand ein anderes Seil und indem er mit der linken die Nasenlöcher zuhält, läßt er sich ins Wasser hinab und erreicht mit Hülfe des Steines schnell den Grund. Hierauf hängt er das Netz um den Hals und sammelt mit aller Gewandheit und möglicher Schnelligkeit so viele Austern als er während der Zeit, wo er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Gewöhnlich kann er es etwann zwey Minuten unter dem Wasser aushalten. Alsdann setzt er sich wieder in seine vorige Stellung, giebt denjenigen, die oben sind, ein Zeichen, indem er mit der rechten Hand am Seile zieht und auf diese Art zieht man ihn so gleich herauf und bringt ihn ins Boot. Den Stein läßt er los und

diesen zieht man nachher an dem daran befestigten Seile herauf.

Die Anstrengung, die die Taucher während dieser kurzen Arbeit zu machen haben, ist so angreifend und heftig, daß ihnen, wenn man sie ins Boot bringt, Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren fließt. Dies hindert sie jedoch nicht, von neuem hinabzusteigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis funfzig mal hinab und bringen bey jedem Hinabtauchen ungefähr hundert Austern mit herauf. Einige reiben ihren Körper mit Oehl ein und verstopfen sich die Ohren- und Nasenlöcher, damit das Wasser nicht hineinläuft. Andere brauchen gar keine Vorsichtsmaßregeln. Ob nun aber gleich die gewöhnliche Zeit, die sie unter dem Wasser zubringen, nicht viel über zwey Minuten beträgt, so weiß man doch Beyspiele von Tauchern, die es vier, ja fünf Minuten unter dem Wasser aushalten konnten. Dies war im letzten Jahre, wo ich den Perlenfang besuchte, der Fall mit einem Caffer-Knaben. Das längste Beyspiel, das man weiß, war das eines Tauchers, der im Jahr 1797. von Anjanga kam und der volle sechs Minuten gänzlich unter dem Wasser blieb.

Das Geschäft eines Tauchers, das einem Europäer so außerordentlich und gefährlich vorkommt, wird für einen Indianer eine ganz gewöhnliche Sache: dies rührt von der Geschwindigkeit seiner Gliedmäßen und der frühen Angewohnheit her. Was er am meisten fürchtet und zu befahren hat, ist, daß, während er auf dem Boden ist, er auf einen Grundhay (Groundshark) stoßen möchte. Dies Thier ist der gewöhnliche und schreckliche Bewohner aller Meere in diesen Breiten und eine Ursache von beständ-

beständiger Unruhe für die waghälsigen Indianer. Indessen giebt es doch einige Taucher, die so geschickt sind, daß sie dem Hay zu entgehen wissen, wenn sie auch eine beträchtliche Zeit unter dem Wasser bleiben. Allein der Schrecken vor diesem Feinde schwebt ihnen so unaufhörlich vor Augen und die Ungewißheit, demselben zu entkommen, ist so groß, daß diese abergläubischen Leute ihre Zuflucht zu übernatürlichen Mitteln nehmen. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Priester oder Beschwörer allemal um Rath, und alles, was dieser sagt, hören sie mit dem unbedingtesten Zutrauen an. Die Vorbereitung, die er ihnen anbefiehlt, besteht in gewissen Ceremonien, die sich nach der Kaste und Sekte richten, zu welcher jemand gehört und auf deren pünktliche Verrichtung er das größte Gewicht legt.

Der Glaube dieser Leute an die Wirksamkeit solcher abergläubischen Gebräuche ist unerschütterlich, so verschieden auch der Ausgang vom demjenigen seyn mag, was ihnen ihre Betrüger vorausgesagt haben. Die Regierung giebt daher klüglich den Vorurtheilen derselben nach und hält immer einige Beschwörer im Solde, welche die Taucher begleiten und diesen die Furcht benehmen. Denn ob gleich diese Leute im Tauchen sehr geschickt sind und ihre Kunst ganz vortreflich verstehen, so würden sie doch unter keiner Bedingung eher ins Wasser steigen, als bis der Beschwörer seine Ceremonien verrichtet hat. Seinen Rath befolgt man pünktlich und dieser hat insgemein die Erhaltung der Gesundheit des Gläubigen zur Absicht. Gewöhnlich verbietet er dem Taucher alles Essen, ehe er untertaucht und befiehlt ihm, sich sogleich nach seiner Zurückkunft von seinen täglichen Geschäften in süßem Wasser zu baden.

In

Nachricht von der Perlenfischerey im Golf von Manaar im März und April des Jahres 1797.

Von Heinrich J. Le Beck, Esq.

Mitgetheilt von dem Dr. Roxburg.[1])

Niemals ist ein Perlenfang auf Ceylon so ergiebig ausgefallen als der diesjährige. Man glaubte allgemein, der Pachter werde durchaus zu Grunde gehen müssen, weil die Summe, die er für den diesjährigen Perlenfang bezahlte, übertrieben war, wenn man sie mit den vorherigen verglich, allein diese Vermuthung war, wie der Ausgang lehrte, ungegründet und der Fang war für ihn außerordentlich einträglich.

Der

1) Dieser Aufsatz ist aus dem V. Bande der Asiatic Researches et Lond. 1799. genommen und ich habe ihn deshalb eingerückt, weil er mehrere Umstände über den Perlenfang und die Perlen enthält, welche Percival nicht erwähnt, ob er schon diesen Aufsatz bey seiner Arbeit benutzt zu haben scheint.

D. Uebers.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Pachter war diesmal ein Tamul[1]) Kaufmann, der für das Vorrecht, mit einer größern als der gewöhnlichen Anzahl von Donies oder Booten fischen zu dürfen, zwischen 2 bis 300,000 Portonovo = Pagoden [2]) bezahlte; eine Summe, die beynahe doppelt so viel als gewöhnlich betrug.

Diese Boote vermiethete er wieder so vortheilhaft als möglich an andere Personen: allein aus Mangel einer hinlänglichen Anzahl von Tauchern konnten Einige davon nicht untergebracht werden.

Die Fangzeit, die sonst gewöhnlich um die Mitte des Februar anfieng, wenn es Wind und Wetter gestatteten, wurde dies Jahr aus mancherley Ursachen bis ans Ende des Monats verschoben: die darauf folgende Witterung aber war so günstig, daß der Pachter die Erlaubniß benutzen konnte, die man ihm gegeben hatte, etwas länger als die gewöhnlichen 30 Tage zu fischen.

Die Fischerey läßt sich nicht wohl länger fortsetzen, wenn die südlichen [3]) Mansuhns eingetreten sind, welches gewöhnlich gegen den 15 April geschieht, weil die Boo=

1) Ein Einwohner von der Küste Malabar.

D. Uebers.

2) Eine Goldpagode von Porto = Nuovo gilt drey silberne Rupien und eine Rupie gilt etwann 16 bis 17 Groschen Sächsisch.

D. Uebers.

3) Muß wohl südwestlichen heißen.

D. Uebers.

Boote nach diesem Zeitpunkte nicht mehr die Perlenbänke würden erreichen können und da auch das Meer alsdann durch große Wogen beunruhigt wird, so würde man nicht mehr unterzutauchen im Stande seyn. Außerdem ist auch das Seegras, eine Art Fucus, das die südlichen Winde herbeyführen und das sich in einer beträchtlichen Strecke vom Ufer ausbreitet, ein anderes Hinderniß.

Da viele Taucher sich zum römischcatholischen Glauben bekennen, so verlassen sie Sonntags die Fischerey, um den Gottesdienst in ihrer Kirche zu Aripu abzuwarten. Fällt aber während der Fangzeit ein mahomedanischer oder Hindusfeyertag ein oder wird sie durch stürmische Witterung oder durch einen andern Zufall unterbrochen, so müssen die Catholiken an den Sonntagen arbeiten, um die verlorne Zeit wieder einzubringen.

Die Furcht vor den Hayfischen ist eine andere Ursache der Unterbrechung. Dies sind unter einigen Andern die Gründe, warum von zwey Monaten (vom Februar bis zum April) selten mehr als 30 Tage gefischt werden kann.

Da diese Zeit nicht hinlänglich ist, alle Bänke zu fischen (von denen jede sowohl im Holländischen als im Tamulischen ihren besondern Namen hat), so setzt man den Fang 3 bis 4 Jahre hintereinander auf denselben fort; jährlich schließt man einen neuen Vertrag ab, bis die ganze Bank gefischt ist, worauf man sie wieder wachsen läßt.

Die Zeit, die hierzu erforderlich oder von einem allgemeinen Fischen zum Andern nöthig ist, ist bisher noch nicht genau ausgemacht. Es war also gewöhnlich, jährlich einige Personen abzuschicken, die die Bänke untersuchen und einen Bericht abstatten mußten, ob ein Fischfang mit

glücklichem Erfolge unternommen werden könne oder nicht. [1])

Aus den mancherley Nachrichten, die ich aus guten Quellen und aus den Erzählungen solcher Personen gesammelt habe, vermuthe ich, daß aller sieben Jahre ein allgemeines Fischen mit Vortheil unternommen werden könnte, indem dieser Zeitraum für die Perlenmuscheln zur Erlangung ihrer Größe hinlänglich ist. In dieser Meinung bestätigt mich auch ein Bericht eines holländischen Gouverneurs zu Jafna von allen Fischereyen, die seit 1722 zu Ceylon unternommen worden sind, und wovon man eine Uebersetzung in Wolf's Reise nach Ceylon findet. [2]) Allein der klägliche Zustand, in dem die Taucher die Perlenbänke bey jedem Fischen hinterlassen, indem sie bloß auf den Vortheil einzelner Personen und nicht aufs allgemeine Beste Rücksicht nehmen, ist Eine von den Hauptursachen, daß zweymal so viel Zeit, als oben angegeben ist, und manchmal noch darüber erfoderlich ist, wenn der Fang ergiebig ausfallen soll. Sie geben sich nicht die geringste Mühe, die jungen und unreifen Muscheln zu schonen, ob diese gleich keine Perlen enthalten. Man sieht ganze Haufen davon, die man als unnütz auf den

1) Ein Ingenieur, der bey Einer der letzten Untersuchungen war, entwarf eine Charte von den Bänken, daher ist jetzt ihre Lage und Größe genauer als ehemals bekannt.

D. Uebers.

2) 1 Theil J. 1782 S. 231.

D. Uebers.

den Strand zwischen Manaar [1]) und Aripu aus den Booten geworfen hat: hätte man diese in ihren natürlichen Betten gelassen, so würden sie ohnstreitig viele schöne Perlen geliefert haben. Es wäre daher vortheilhaft, daß man die Bootsleute nöthigte, sie wieder in die See zu werfen, ehe die Boote die Perlenbank verließen. Wenn man diese Vorsicht brauchte und die kleinen Perlenmuscheln schonte, um den jungen Satz zu erhalten, so könnte man hoffen, daß die auf einander folgenden Fischereyen früher eintreten und ergiebiger ausfallen würden. Allein ich fürchte, daß die Vernachlässigung dieser einfachen Vorsichtsmaßregel hier eben die nachtheiligen Folgen haben werde, wie dies schon mit den Perlenbänken an den Küsten von Persien, Südamerika und Schweden der Fall ist, wo der Fang jetzt bey weitem nicht mehr so ergiebig als ehemals ausfällt.

Ein anderer Umstand der Zerstörung vieler sowohl alter als junger Perlenmuscheln ist das Ankern so vieler Boote auf den Bänken, die, ob sie gleich verschieden gestaltet, doch beynahe alle plumpe, schwere, hölzerne Anker, große Steine u. s. w. haben. Wenn man auch diesem Uebel nicht gänzlich abhelfen könnte, so könnte man es doch wenigstens sehr vermindern, wenn man alle diese Fahrzeuge nöthigte, Anker von einer besondern Art, die geringere Verheerungen anrichteten, zu führen.

1) Manaar ist ein tamulisches Wort und bedeutet einen Sandfluß; dies rührt von der geringen Breite der See an dieser Stelle her.

D. Uebers.

In diesem Jahre (1797) wurde bloß die Seewel-Bank gefischt, die ungefähr 20 Meilen gegen Westen von Aripu, den süßen Wasserflüssen Musali, Modragam und Pomparibu gegenüber liegt. Man hat bemerkt, daß die Perlen auf dem nordwestlichen Theile dieser Bank, der aus Felsen besteht, von einem hellern Wasser sind, als diejenigen, die man gegen Südosten zunächst am Ufer findet, welche auf Corallen und Sand wachsen.

Condatchy liegt in einer Bay, die beynahe einen halben Mond bildet; es ist ein großer sandiger Bezirk, in dem man einige elende Hütten erbauet hat. Das Wasser ist schlecht und etwas salzig und der Boden bringt bloß einige wenige weit von einander zerstreuete verbuttete Bäume und Gebüsche hervor. Diejenigen Personen, die sich während der Fangzeit hier aufhalten, müssen ihr Trinkwasser zu Aripu holen: dies ist ein Dorf mit einem kleinen alten Fort in einer Entfernung von ungefähr 4 Meilen gegen Süden. Tiger, Stachelschweine, wilde Schweine, Pangolins oder die crytonesischen Armadille sind hier unter andern vierfüßigen Thieren gemein. Unter den Amphibien findet man Schildkröten, besonders die testudo geometrica und verschiedene Arten von Schlangen. Ein Conchylogist trift hier eine reiche Erndte für seine Untersuchungen an. Die Geschenke, die ich den Leuten, die beym Perlenfange gebraucht wurden, gab, damit sie alle Arten von Muscheln sammeln sollten, die die Taucher ans Ufer bringen, hatten nur einen geringen Erfolg; diese Menschen beschäftigten sich zu eifrig mit dem Aufsuchen von Perlenmuttermuscheln, als daß sie noch auf etwas Anderes hätten Acht geben sollen. Indessen waren meine Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos. Ich will hier nur einige wenige von der Menge anführen, die ich wäh-

rend meines Aufenthaltes gesammelt habe z. B. verschiedene Arten von Pectines (Kammmuscheln), palium porphyreum (Königsmantel), Solen radiatus (gestreifte Messerscheide), Venus castrensis Lin. (Venusmuschel), astrea hyotis (doppelter Hahnenkamm), Ostr. forskalii, ostr. Malleus (Hammermuschel; diese waren schön groß, viele aber waren zerbrochen und Einige mit einer kalkartigen Cruste überzogen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man unter diesen einige köstliche Weiße findet, Mytilus hirundo Lin. (Schwalbenmießmuschel), Spondilus crocius; Pholas pusillus Lin. (Bohrpholade), Mitra episcopalis Lin. (Bischofsmütze), Lepas striata Pennanti (s. Zool. Brit.) patella tricarinata Lin. Bulla perfecta maculata (Taucherschnecke), Harpa nobilis, porcellana salita. Rumph. (Salz Cauri), Strombus scorbio und Andere von geringerm Werth. Unter den Zoophyten fand ich viele kostbare Arten von Spongiae, corallinae, satulariae u. s. w. eine große Menge Seesterne und andere Seeprodukte, die nicht in Spiritus aufbewahrt werden können, sondern gleich an Ort und Stelle beschrieben werden müssen. Sowohl diese als die Beschreibung der verschiedenen in den Muscheln wohnenden Thiere verdienen unsere Aufmerksamkeit recht sehr und erfordern eine fernere Untersuchung, da wir in diesem Zweige der Naturgeschichte eben noch nicht weit vorgerückt sind.

Während der Fangzeit stellt der wüste unfruchtbare Ort Condatchy ein Schauspiel dar, das eben so neu als erstaunenswürdig ist. Da findet man eine ungleichartige Mischung von Tausenden von Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Casten und Beschäftigungen; eine Menge von Zelten und Hütten, die man am Meeresufer errichtet hat, nebst ihren Läden oder Bazars vor jeder derselben; viele Boote, die insgemein Nachmittags reich beladen

laden nach dem Ufer zurückkehren; alles dies gewährt einem europäischen Auge ein ganz neues Schauspiel. Jeder Eigenthümer lauft nach seinem Boote hin, so bald es das Ufer erreicht, in der Hofnung, es mit unermeßlichen Schätzen beladen zu finden, die oft in der Einbildung weit größer als in den Muscheln sind; und wenn er sich auch heute in seiner Erwartung getäuscht findet, so verläßt er sich doch mit desto größerer Zuversicht auf den andern Tag und erwartet das Glück, das ihm sein Gestirn verkündigt hat, indem er die astrologischen Vorhersagungen seiner Brahminen für untrüglich hält.

Um Aufruhr und Unordnung zu verhindern, schickt man einen Offizier mit einem Commando Malayen hier her. Diese bewohnen ein großes Viereck, wo sie ein Feldstück und einen Flaggenstock zu Signalen haben.

Hier und da stößt man auf Mäkler, Juweliere und allerhand Kaufleute; auch trift man Marketender an, die Lebensmittel und andere Gegenstände zur Befriedigung des Appetits und der Schwelgerey feil bieten. Die bey weitem größte Anzahl aber ist mit den Perlen beschäftigt. Einige sind ämsig bemüht, sie zu assortiren; hierzu brauchen sie kleine kupferne Platten, welche Löcher von verschiedener Größe haben. Andere wiegen die Perlen und bieten sie zum Verkaufe aus; noch Andere drillen oder durchbohren sie: dies thun sie für eine Kleinigkeit [1]. Unter dem großen Haufen findet man allerhand Herumstrei-

1) Die nunmehro folgende Beschreibung der Drillmaschine stimmt beynahe wörtlich mit der von Percival gegebenen überein; daher lasse ich sie weg.

D. Uebers.

Digitized by Google

streicher, als Pandarams, Andi (Andee) oder Hindusmönche, Fackire, Bettler, und dergleichen, welche außerordentlich zudringlich und lästig sind. Unter diesen Elenden zogen vorzüglich zwey die Aufmerksamkeit des Pöbels auf sich, ob gleich ihre tollen, abergläubischen Büßungen jedem Menschen von geringstem Verstande Abscheu einflößen mußten. Der Eine hatte einen Bratrost von einem und einem halben Fuß Länge und eben der Breite um den Hals befestigt, mit dem er allenthalben herumlief und ihn weder beym Essen noch beym Schlafen ablegte; der Andere hatte um das Glied, das mir der Anstand zu nennen verbietet, einen kupfernen Ring befestigt, an dem eine Kette hieng, die sechs Fuß lang war und die er auf der Erde nachschleppte; die Glieder dieser Kette waren so stark wie ein Mannsfinger und das Ganze gab ein abscheuliches Schauspiel.

Der pestilentialische Gestank, den die große Menge von in Fäulniß übergehenden Perlenfischen verursacht, macht die Atmosphäre, wenn der Südwestwind weht, so unausstehlich ekelhaft, daß sie die Geruchsnerven eines jeden, der nicht an diesen häßlichen Gestank gewöhnt ist, empfindlich angreift. Diese Fäulniß erzeugt eine ungeheure Menge Würmer, Fliegen, Muskitoes und anderer Insekten; alles dies zusammen macht den Schauplatz für die Sinne außerordentlich unangenehm.

Diejenigen, die nicht mit einem hinlänglichen Vorrathe von Geld versehen sind, haben viel auszustehen, weil nicht allein alle Arten von Lebensmitteln sehr theuer sind, sondern sogar selbst jeder Tropfen guten Wassers bezahlt werden muß. Wer das salzige Wasser an diesem Orte trinkt, wird oft krank, und man kann sich leicht vorstellen, was für Einfluß die außerordentliche Hitze bey

 Tage,

Tage, die Kälte in der Nacht, die starken Thaue und der faulige Gestank auf schwache Körperconstitutionen haben muß. Man darf sich daher nicht wundern, daß viele von denen, die krank werden, sterben und daß noch weit mehrere mit Fiebern, Ruhren und andern eben so gefährlichen Krankheiten zurückkehren.

Wegen des Fehlschlagens in den Erwartungen, denen besonders die niedern Classen der Menschen ausgesetzt sind, gereut es oft Vielen, daß sie hierher gekommen sind. Oft werden sie gänzlich zu Grunde gerichtet, weil sie ihr ganzes Vermögen auf den Einkauf von Perlenmuscheln verwenden; indessen giebt es doch auch viele Beyspiele, daß Leute ein sehr großes Glück gemacht haben. Ein besonderes Beyspiel dieser Art hatte ich selbst zu beobachten Gelegenheit: ein Tagelöhner kaufte für einen Kupferfanam (ungefähr so viel als zwey Pence) drey Austern und war so glücklich, Eine der größten Perlen darin zu finden, die man bey dem diesjährigen Fange bekommen hatte.

Die Ostindische Perlenmuschel ist, wie man weiß, die matrix perlarum (die Perlenmutter) des Rumphius oder der Mytilus margaritiferus des Linné; daher ist der allgemeine Ausdruck Perlenauster falsch.

Die zum Perlenfange bestimmten Donies gehören nicht alle nach Ceylon; Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar, wovon jede ihre besondere Anzahl liefert. Ungefähr um 11 Uhr des Nachts giebt man mit einer Kanone ein Zeichen, worauf die Fahrzeuge unter der Leitung eines Lootsen von Condatchy mit einem Ost- oder Lanwinde abseegeln. Bleibt der Wind gut, so langen sie vor Tages Anbruch bey der Bank an und

bey

bey Sonnenaufgang fangen sie unterzutauchen an: dies setzen sie so lange fort, bis sich der West- oder Seewind erhebt, mit welchem sie zurückfahren. So bald sie im Angesicht der Küste erscheinen, stecken sie die Fahnen am Flaggenstocke auf und gehen Nachmittags vor Anker, so daß die Eigenthümer der Boote noch vor dem Einbruche der Nacht ihre Ladung ausladen können, die sich etwann auf 30000 Austern beläuft, wenn die Taucher fleißig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot hat ein und zwanzig Mann und fünf schwere Taucherfteine für die zehn Taucher bey sich, die im Tamulischen Kuly Karer heißen. Der Rest der Mannschaft besteht aus einem Tandel oder Oberbootsmanne, und zehn Ruderern, welche die Taucher und ihre Muschel herausziehen helfen.

Der Taucherstein ist ein Stück groben Granits, einen Fuß lang, sechs Zoll dick und von einer pyramidenförmigen Gestalt; unten und oben ist er rund. Oben befindet sich ein Loch, durch das man ein großes Haarseil zieht. Einige Taucher nehmen eine andere Art von Stein, die gleich einem halben Monde gestaltet ist. Diese binden sie um den Leib, so daß ihr Fuß frey ist. Jetzt machen sie zu Condatchy einen Handelsartikel aus; der gewöhnlichste oder der pyramidenförmige Stein ist insgemein ungefähr dreyßig Pfund schwer. Hat ein Boot mehr als fünf Steine, so wird das Schifsvolk entweder am Leibe oder um Geld gestraft.

Das Untertauchen hat weder zu Ceylon noch zu Tutocorin so viele Schwierigkeiten als sich manche Schriftsteller eingebildet haben. Die Taucher sind von verschiedenen Kasten und Glaubensarten (hauptsächlich be-

ste-

stehen sie aus Parrawer's d. i. römisch catholischen Fischern und aus Muselmännern); sie beschmieren ihren Körper weder mit Oehl noch verstopfen sie die Nase, den Mund und die Ohren, um den Eintritt des Meerwassers zu verhindern. Sie haben keine Vorstellung von dem Nutzen der Taucherglocken, Blasen und doppelt biegsamen Luftröhren. Nach der Vorschrift der Hayfischbeschwörer nehmen sie keine Nahrung zu sich, so lange sie arbeiten und sie essen nicht eher, als bis sie aufs Ufer zurück gekommen sind und sich in süßem Wasser gebadet haben.

Diese Indier werden von frühester Jugend auf ans Tauchen gewöhnt und lassen sich ohne Furcht auf den Boden des Meeres bis zu einer Tiefe von fünf bis zehn Klafter hinab, um Schätze zu suchen. Vermittelst zweyer Seile wird ein Taucherstein und ein Netz ans Boot befestigt. Der Taucher setzt die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil des Tauchersteines, mit den linken Fußzehen tritt er ins Netz, faßt mit der einen Hand die beyden Seile, hält sich mit der Andern die Nasenlöcher zu und fährt so ins Wasser hinab. So bald er auf dem Grunde angelangt ist, hängt er das Netz um den Hals, und thut so geschwind als möglich die Perlenmuscheln hinein, so lange er es nämlich unter dem Wasser aushalten kann, welches gewöhnlich etwann zwey Minuten beträgt. Alsdann nimmt er seine vorige Stellung wieder ein, giebt ein Zeichen, indem er die Seile bewegt und man zieht ihn augenblicklich ins Boot herauf. Wenn er aus der See kommt, fließt ihm eine Menge Wasser aus dem Munde und der Nase und diejenigen, die noch nicht lange genug ans Tauchen gewöhnt sind, speyen öfters etwas Blut aus; allein dies hindert sie jedoch nicht, sich wieder hinab zu lassen, wenn die Reihe an sie kommt. Wann die ersten fünf Taucher herauf kommen und sich erholen,

steigen

steigen die fünf Andern mit den nämlichen Steinen hinab. Jeder bringt in dem Netze ungefähr hundert Austern mit herauf und wenn sie von nichts gestört werden, so können sie in einem Vormittage funfzig Fahrten machen. Die Taucher und die Bootsleute erhalten gemeiniglich von dem Eigenthümer [1]) anstatt des Geldes den vierten Theil der Perlenmüscheln, die sie ans Ufer bringen; indessen erhalten Einige ihre Bezahlung auch in baarem Gelde, je nachdem ihre Uebereinkunft mit dem Eigenthümer lautet.

Die geschicktesten Taucher kommen von Collish auf der Küste Malabar. Einige davon sind in der Taucherkunst so geübt, daß sie ohne den Beystand des gewöhnlichen Gewichtes hinabsteigen. Für ein gutes Trinkgeld bleiben sie sieben Minuten lang unter dem Wasser: dies sah ich einen Caffre-Knaben thun, der einem Bürger zu Carical[2]) gehörte, welcher oft die Fischerey dieser Bänke besucht hatte. Ob schon dies der Dr. Halley für unmöglich hält, so lehrt es doch die tägliche Erfahrung, daß man es durch lange Uebung dahin bringen kann, daß man es länger als zwey Minuten unter dem Wasser aushält. Wie sehr sich die Einwohner der Südseeinseln im Tauchen auszeichnen, weiß man aus mehrern Reisebeschreibungen und wer erstaunt nicht über den wunderbaren sizilianischen Taucher Nicolas, mit dem Zunamen der Fisch (Pesce) genannt?

Jeder

1) Bootseigenthümer nennt man diejenigen, die ein oder mehrere Boote vom Pachter miethen. Diese Boote behalten sie nur so lange, als die Fangzeit dauert.

D. Uebers.

2) Ist eine Stadt und Festung in Tanjaur.

D. Uebers.

Jeder Taucher, selbst der Geschickteste hat eine grosse Furcht vor den Hayfischen und steigt unter keiner Bedingung ins Wasser hinab, so lange nicht der Beschwörer seine Ceremonie verrichtet hat. Dies Vorurtheil ist so tief bey ihnen eingewurzelt, daß die Regierung beständig zwey solche Beschwörer in ihrem Solde haben muß, um bey ihren Tauchern die Furcht zu vertreiben. Dreißig solche Gaukler befanden sich jetzt von Ceylon und der Küste auf dem Fischfange, um den Aberglauben der Taucher zu benutzen. Sie heißen im Tamulischen, Pillaal Kadtaar, welches jemand bedeutet, der die Hayfische fesselt und sie Schaden zu thun verhindert [1]).

Gmelin (in Linn. Syst. Nat. Tom. I. p. VI. 3350.) fragt, ob der mytilus margaritiferus eine ascidia sey? Dies läßt mich glauben, daß dies Thier bisher noch nicht genau beschrieben worden ist; es gleicht nicht der Ascidia des Linné; vielleicht macht es ein neues Geschlecht aus. Es ist an den obern und untern Muscheln durch drey weiße flache Stücken Muskelsubstanz befestigt, die Houttin (s. dessen Natur. Hist. Vol. I. p. XV. p. 381. u. f.) Ohren nennt und die sich etwann zwey Zoll von dem dicken Theile des Körpers erstrecken und allmählig immer dünner werden. Das Ende jedes Ohres liegt frey und ist mit einer doppelten braunen befranzten Linie umgeben. Diese Linien sind beynahe den dritten Theil eines Zolles von dem äußern Theile der Muschel entfernt und

1) Was nunmehro auch über die Beschwörer und die abergläubischen Taucher gesagt wird, damit stimmt Percival wieder wörtlich überein. Ich lasse dahero diese Stellen weg. Das nämliche thue ich auch mit der Bezahlung der Betrügereyen u. s. w.

D. Uebers.

und werden von dem Thiere beständig in Bewegung gesetzt. Nächst denselben liegen oben und unten zwey andere doppelt besetzte bewegliche Substanzen, gleich den branchiae (Kiefern) eines Fisches. Diese Ohren und Franzen hängen mit einem cylinderförmischen Stück Fleisch zusammen, das so groß als ein Manns Daumen, aber härter und muskulöser als der übrige Theil des Körpers ist. Es befindet sich ungefähr im Mittelpunkte der Muscheln und ist bey jeder in der Mitte stark befestigt. Dies ist nun der Theil des Perlenfisches, der zum Oefnen und Verschließen der Muscheln dient. Wo diese Säule fest gemacht ist, findet man am Fleische tiefe Eindrücke und an der Muschel mancherley Knoten von runder oder länglicher Gestalt, gleich unvollkommenen Perlen. Zwischen diesem Theile und der Angel (cardo) liegt der Hauptkörper des Thieres; er ist von den übrigen Theilen abgesondert und gleich einem Sacke gestaltet. Der Mund befindet sich in der Nähe der Angel der Muschel, ist mit einem Schleyer umgeben und hat auf jeder Seite einen doppelten Lappen oder Lippe. Von da aus bemerkt man den Schlund (oesophagus), der gleich einem Faden nach dem Magen hinab geht. Dicht am Munde befindet sich eine geschnittene bräunliche Zunge, die einen halben Zoll lang ist und eine stumpfe Spitze hat. Auf der concaven Seite derselben läuft eine Rinne hinab, die das Thier öfnet und schließt und die es wahrscheinlich dazu braucht, daß es damit Nahrung zum Munde führt [1]). Beynahe in der Mitte

1) Die Tiefe, in der man gemeiniglich den Perlenfisch antrift, war Ursache, daß ich nicht seine ortverändernde Kraft beobachten konnte; ich zweifle aber nicht im geringsten daran, daß er dergleichen besitzt und daß er dazu seine Zunge braucht. Diese Vermuthung wird durch die sorgfältigen Beobachtungen

Mitte sind zwey blauliche Flecke, welche die Augen zu seyn scheinen. In einer ziemlich tiefen Hohlung an der Wurzel der Zunge befindet sich der Bart (byssus), der an zwey fleischigen Wurzeln befestigt ist und fast aus hundert Fasern besteht, wovon jede einen Zoll lang, von einer dunkel grünen Farbe und von einem Metallschimmer ist; sie sind ungetheilt, laufen parallel und sind platt geschlagen. Im Ganzen beträgt der Byssus ohne den Spalt (rima) über drey Viertelzoll; wird aber das Thier gestört, so zieht es ihn beträchtlich zusammen. Das obere Ende jedes von diesen Fäden endigt sich in eine zirkelförmige Drüse oder Kopf, gleich dem Stygma vieler Pflanzen.

Vermittelst dieses Byssus halten sie sich an Felsen, Corallen und andere feste Körper an; vermittelst desselben hängen sich die jungen Perlenfische an die Alten und mit Hülfe desselben verschaft sich das Thier sein Futter, indem es denselben willkührlich ausdehnt und zusammenzieht. Kleine Schaalenthiere, von denen sie zum Theil leben, findet man öfters an den Erstern hängen.

Der

gen bestärkt, die der berühmte Reaumür über Muscheln angestellt hat, wo er fand, daß sie diesen Körper als Schenkel und Arm brauchen, um sich von dem einem Orte zum Andern zu bewegen. Ob gleich die Taucher über die Oekonomie des Perlenfisches sehr unwissend sind, so haben sie doch schon lange bemerkt, daß er seine Wohnung ändert. Sie behaupten, daß er seinen Aufenthalt ändere, wenn er entweder von einem Feinde beunruhigt wird oder wenn er Nahrung suchen will. Im erstern Falle behaupten sie, daß er sich gemeiniglich von dem obersten Theile der Bank an ihren Abhang hinab lasse.

D. Uebers.

In der malabarischen Sprache sind die Beschwörer unter dem Namen Pillal Karras oder Hayfischfeßler oder Binder bekannt. So lang der Perlenfang dauert, stehen sie von früh Morgens an bis zur Rückkunft der Boote Nachmittags am Ufer, murmeln und brummen die ganze Zeit über Gebete her, machen mit ihrem Körper mancherley sonderbare Stellungen und verrichten Ceremonien, mit denen niemand, und wie ich glaube, vielleicht sie selbst nicht einmal, einen Sinn verbinden kann. Die ganze Zeit über dürfen sie weder essen noch trinken, wenn ihr Gebet etwas fruchten soll. Indessen sprechen sie sich doch manchmal von dieser Regel der Enthaltsamkeit frey und trinken so lange Toddy, welches eine Art Liqueur ist, die aus dem Palmbaume träufelt, bis sie nicht mehr bey Verrichtung ihres Gebetes aufrecht stehen können.

Oefters steigen auch Einige von den Beschwörern mit den Tauchern in die Boote: denn diese sind herzlich vergnügt, wenn sie ihre vermeintlichen Beschützer bey sich haben können. Nach meiner Meynung aber setzt diese eingebildete Beschützung die Taucher mehrern Unglücksfällen aus, weil sie dieselben im vollen Vertrauen auf die unfehlbare Macht ihrer Beschützer zu viel und ohne die gehörige Vorsicht zu wagen verleitet. Man darf jedoch nicht wähnen, daß diese Beschwörer an ihre eigenen Künste glaubten und daß sie ihre Gläubigen bloß aus ängstlicher Sorgfalt für ihre Sicherheit auf den Fang begleiteten; ihre Hauptabsicht dabey ist, wo möglich eine kostbare Perle zu erwischen. Und da dies wirklich der Fall ist, so ist es offenbar, daß der Aufseher über den Perlenfang ihre Reisen mit eifersüchtigem Auge bewachen muß, allein ihre Gläubigen hängen so fest an ihnen, daß er es mit Stillschweigen zu übergehen genöthigt ist, oder sich wenigstens seinen Verdacht über ihre wirklichen Absichten nicht mer-

ken lassen darf. Auch darf er nie einen Wink fallen lassen, der etwann einem Zweifel an ihrer Gewalt über die Hayfische ähnlich sähe, weil sonst die Taucher Bedenken tragen würden, ferner in die Tiefe des Wassers hinabzusteigen; ja eine solche Aeußerung könnte sie wirklich vom Perlenfange gänzlich abschrecken. Die Beschwörer haben also hier eine reiche Erndte: denn sie werden nicht allein von der Regierung bezahlt, sondern erhalten auch noch Geld und allerhand Geschenke von den schwarzen Kaufleuten und solchen Personen, die glücklich im Austerfange gewesen sind.

Die Geschicklichkeit dieser Bursche, ihr Ansehn aufrecht zu erhalten, wenn irgend ein Unfall ihre Vorhersagungen zu Schanden macht, ist bemerkenswerth. Seit der Besitznahme der Insel durch die Engländer büßte eines Jahres ein Taucher sein Bein ein; über diesen Unfall wurde der Oberbeschwörer zur Rede gesetzt. Seine Antwort liefert den auffallendesten Beweiß von den Einsichten und der Fähigkeit der Leute, mit denen er es zu thun hatte. Er erwiederte ihnen ernsthaft, „daß eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von Colang auf der Insel Malabar hergekommen wäre und eine Gegenbeschwörung bewirkt hätte, welche diesmal seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; daß er dies aber zu spät erfahren hätte, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können, allein jetzt wolle er seine Ueberlegenheit über seine Gegnerin zeigen und die Hayfische so stark bezaubern, daß sie während dieser Fangzeit niemand etwas weiter zu Leide thun sollten.“ Glücklicher Weise entsprach der Ausgang den Vorhersagungen dieses Beschwörers und es ereignete sich diese Fangzeit hindurch kein Unglück von Seiten der Hayfische. Die indischen Taucher glaubten steif und fest, daß dies von dem Gebete

und

und Beschwörungen des Zauberers herrühre und er wurde nachher von ihnen in den größten Ehrenund Ansehen gehalten. Sein Verdienst bey diesem Vorfall läßt sich jedoch noch bezweifeln: denn es vergehen viele Jahre, wo sich kein solcher Unfall ereignet.

Die Erscheinung eines einzigen Hayfisches ist jedoch hinreichend, Furcht und Schrecken unter dem ganzen Tauchercorps zu verbreiten: denn sobald ein Taucher einen Hayfisch erblickt, macht er so gleich unter seinen Gefährten Lerm, die diese Nachricht so schnell als möglich den übrigen Fahrzeugen mittheilen. Alle ergreift augenblicklich ein panischer Schrecken und oft kehren sie nach der Bay zurück, ohne an diesem Tage weiter zu fischen. Die Hayfische, die alle diese Unruhe erregen, sind oft weiter nichts als ein spitziger Stein, auf den der Taucher beym Herabfahren zufälliger Weise stößt. Da ein solcher falscher Lerm für den Perlenfang sehr nachtheilig ist, so wendet man alle Mittel an, um zu erfahren, ob er wirklich Grund hat oder nicht; ist das Letztere der Fall, so werden die Urheber eines solchen Gerüchtes bestraft. Solche falsche Nachrichten wurden während der letzten zwey bis drey Fangzeiten mehr als einmal verbreitet.

Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, ist verschieden, je nachdem sie nun mit den Bootseigenthümern überein gekommen sind. Sie werden entweder in Geld oder in einer gewissen Anzahl Austern bezahlt, die sie gefangen haben und die sie selbst auf ihre eigene Rechnung und Gefahr öfnen. Das letztere ist die gewöhnlichste Art. Die Uebereinkunft mit den Leuten, die die Boote vermiethen, findet fast auf die nämliche Art statt. Die Bootseigenthümer willigen ein, sich entweder mit einer gewissen Summe für den Gebrauch ihrer Boote zu begnügen oder

sie bezahlen dem Hauptpachter der Austerbänke eine gewisse Summe für die Erlaubniß, auf ihre eigene Rechnung fischen zu dürfen. Einige von denjenigen, die den letztern Weg einschlagen, sind sehr glücklich und werden reich, während Andere einen großen Verlust dabey leiden. Man errichtet hier auch große Austerlotterien. Diese bestehen darin, daß man eine gewisse Anzahl unerdfneter Austern kauft und sie auf seine Gefahr öfnet und sieht, ob man Perlen darinnen findet oder nicht. Besonders lieben die europäischen Offiziere und andere Herren, die entweder ihr Amt hierher bringt oder die Neugierde herbeyführt, solche Lotterien und sie machen sehr häufig dergleichen Käufe.

Die Bootseigenthümer und Kaufleute büßen sehr leicht Viele von den besten Perlen ein, während die Boote von den Bänken nach der Bay zurückkehren, weil die Austern, so lange sie am Leben sind und eine Zeit lang ungestört bleiben, häufig von freyem Stücke ihre Muscheln öfnen. Die Perle läßt sich dann leicht entdecken und vermittelst eines Grasstengels oder Stückchen weichen Holzes kann man die Auster verhindern, daß sie ihre Muschel nicht eher schließt, als bis sich eine Gelegenheit darbietet, die Perle heimlich heraus zu langen. Die Bursche, die man zum Durchsuchen der Fische braucht, lassen sich auch viele Diebstähle zu Schulden kommen; ja sie verschlucken sogar die Perlen, um sie zu verbergen. Wenn man das Letztere vermuthet, so lassen die Kaufleute die Bursche einsperren und geben ihnen starke Brech- und Purgiermittel ein, wodurch man öfters die gestohlnen Perlen wieder bekommt.

So bald die Austern aus den Booten genommen worden sind, schaffen sie sogleich die verschiedenen Personen, denen sie gehören, weg und thun sie in Löcher oder Gruben, die man ungefähr zwey Fuß tief in die Erde gräbt

oder

oder an kleine viereckige Plätze, die man deshalb reinigt und rund herum verschließt; jede Person hat ihre besondere Abtheilung. Man legt Matten darunter, damit die Austern nicht die bloße Erde berühren und hier bleiben sie so lange liegen, bis sie sterben und faulen. Sobald sie durch einen gewissen Zustand von Fäulniß hindurch und trocken worden sind, kann man sie leicht öfnen, ohne daß man befürchten darf, daß die Perlen dabey leiden werden. Dies aber würde der Fall seyn, wenn man sie frisch öfnete, weil man dabey viele Anstrengung brauchen müßte. Wenn die Muschel geöfnet ist, so untersucht man die Auster sorgfältig nach den Perlen; es ist auch gewöhnlich, die Austern zu kochen, weil es nicht selten der Fall ist, daß die Perle in dem Körper des Fisches selbst enthalten ist, ob man sie gleich sonst gewöhnlich in der Schaale findet.

Der Gestank, den die Austern verursachen, wenn man sie verfaulen läßt, ist unerträglich und dauert noch lange nach der Beendigung des Perlenfangs fort. Er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy herum die Luft und macht die Nachbarschaft dieser Gegend außerordentlich unangenehm, bis die Mansuhus oder die heftigen Südwestwinde eintreten und die Atmosphäre reinigen. Dieser häßliche Gestank ist jedoch nicht im Stande, der Gewinnsucht Einhalt zu thun: denn mehrere Monate nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute auf dem Sande und an den Stellen, wo man die Austern in Fäulniß hat übergehen lassen, begierig herum suchen und herum wühlen. Einige sind dann und wann so glücklich, daß sie eine Perle finden, die ihnen ihre Mühe beym Suchen reichlich belohnt. Als im Jahre 1797. Hr. Andrews Einnehmer war, fand ein Culy (Cooly) oder gemeiner Bursche aus der untersten Volksklasse zufälliger

Weise die kostbarste Perle, die man in dieser Fangzeit zu sehen bekommen hatte und die er für eine große Summe an Hrn. Andrews verkaufte.

Die Perlen, die man an diesem Orte findet, sehen weißer aus, als diejenigen, die man in dem Golf von Ormus an der arabischen Küste fängt, allein sie werden in anderer Hinsicht nicht für so rein oder von so vorzüglicher Güte gehalten: denn ob schon die weißen Perlen in Europa mehr geschätzt sind, so ziehen doch die Eingebornen ihnen die gelblichen oder goldfarbigen vor. Vor Tutucorin, das auf der Küste Coromandel beynahe Condatchy gegen über liegt, giebt es noch eine Fischerey, allein die Perlen, die man daselbst findet, sind von weit geringerm Werthe als die beyden erwähnten Arten, weil sie mit einem blauen oder graulichen Anstrich beschmutzt sind.

In der Zubereitung der Perlen, besonders im Drillen und Anreihen derselben sind diese schwarzen Leute außerordentlich geübt. Sowohl das Werkzeug, das sie zum Drillen brauchen, als auch die Geschicklichkeit, wie sie es zu regieren wissen, setzten mich in großes Erstaunen. Eine hölzerne Maschine, die an Gestalt einem stumpfen, umgekehrten Kegel gleicht, etwann sechs Zoll lang und viere breit ist, ruht auf drey Füßen, wovon jeder zwölf Zoll lang ist. Auf der obern flachen Seite dieser Maschine hat man Löcher oder Tiefen angebracht, um die größern Perlen aufzunehmen: die kleinern schlägt man mit einem kleinen hölzernen Hammer hinein. Die Drillwerkzeuge bestehen in Stiehlen von verschiedener Größe, je nachdem die Perlen groß oder klein sind: sie werden vermittelst eines gebogenen Heftes, an dem sie fest gemacht sind, in einem hölzernen Kopfe herum gedreht. Wenn man die

Perlen

Perlen in die oben erwähnten Löcher gethan und die Spitze des Stiehles darauf gepaßt hat, so drückt der Arbeiter mit seiner linken Hand auf den hölzernen Kopf der Maschine, während er mit seiner Rechten den gebogenen Heft herumdreht. Während des Drillens macht er gelegentlich die Perle naß, indem er mit dem kleinen Finger der rechten Hand in eine mit Wasser angefüllte Cocusnußschaale fährt, die er deshalb neben sich stehen hat. Dies Letztere verrichtet er mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, daß es ihm fast gar nicht am Arbeiten hindert. Eine solche Geschicklichkeit kann bloß durch viele Uebung erlernt werden.

Sie haben auch noch eine Menge anderer Werkzeuge, die sie sowohl zum Beschneiden als zum Drillen der Perlen brauchen. Zum Säubern, Runden und Poliren, als in welchem Zustande wir sie bekommen, nimmt man ein Pulver, das aus Perlen selbst gemacht wird. Diese verschiedenen Geschäfte, welche die Zubereitung der Perlen erfodern, beschäftigen eine große Menge schwarzer Einwohner in verschiedenen Theilen der Insel. In der schwarzen Stadt oder in dem Pettah zu Colombo trift man besonders viele Leute an, die sich alle Tage mit dieser Arbeit beschäftigen, welche in der That die Aufmerksamkeit jedes Europäers verdient, der nicht schon damit bekannt ist.

Dies sind die Merkwürdigkeiten, die mir bey der Perlenfischerey zu Gesichte gekommen sind. Da die Letztere vormals der Geiz der Holländer unbesonnener Weise allzusehr angegriffen hat, so ist sie jetzt vielleicht nicht mehr so ergiebig als sie ehemals war. Die Einkünfte, die die Regierung davon bezieht, sind jedoch noch immer beträchtlich und lassen sich durch ein kluges Verfahren noch erhö-

 hen.

hen. Perlen hält man nächst dem Zimmt für eine Stapelwaare der Insel; der Zusammenfluß von Menschen, die dieser Handel herbey lockt, giebt auch Gelegenheit zum Absatz der übrigen Erzeugnisse und wenn man sich klug zu benehmen weiß, so kann man diese Gelegenheit auch benutzen, unsere Manufakturwaaren nach verschiedenen Ländern von Indien einzuführen.

Ehe ich die Bay von Condatchy [1]) verlasse, wird es nicht unzweckmäßig seyn, eine Uebersicht von den mancherley Gegenständen zu geben, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerey am meisten auf sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht hier das auffallendeste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Charakterzüge; die Künste, die Einige treiben; die Ceremonien, die Andere verrichten und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Uebernatürliches zu seyn scheint; an dem Andern bemerkt man Fakirs, Brahminen, Priester, Pandarams und Andächtige von allen Sekten, die entweder, um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gelübde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grade von Standhaftigkeit aushalten, den ich kaum für möglich gehalten haben würde, wenn ich nicht Augenzeuge davon gewesen wäre.

1) Diese Bay ist mehr eine Bucht als eine wirkliche Bay.
D. Uebers.

re. Ich hoffe, daß man es für keine unzweckmäßige Abschweifung von meinem Gegenstande halten wird, wenn ich einige wenige von den Umständen anführe, die meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich gezogen haben. Denn ob sie gleich nicht unmittelbar mit einer Beschreibung von Ceylon in Verbindung stehen, so sind sie doch sicher für den Reisenden, der diese Insel besucht, eine Quelle von Vergnügungen.

Die schmerzhaftesten Bußübungen, welche sich die Indier auflegen, sind diejenigen, welche sie sich anthun, wenn sie wieder in ihre Kaste [1]) aufgenommen seyn wollen, aus der sie ausgestoßen worden sind, entweder weil sie etwas gegessen haben, was nach den Gesetzen ihrer Sekte verboten ist oder weil sie mit Leuten einer andern Kaste einen solchen Umgang gehabt haben, den man für sie als verunreinigend ansieht. In diesem Zustand werden sie von allen Mitgliedern ihrer eigenen Kaste verabscheuet, von allem Umgange mit ihnen ausgestoßen und sie dürfen dieselben nicht anrühren. Von einer solchen schrecklichen Verunreinigung können sie sich bloß dadurch befreyen, daß sie entweder eine große Summe Geldes bezahlen oder

 sich

1) Kasten sind Volksabtheilungen, welche von den verschiedenen Beschäftigungen herrühren und da alle Morgenländer immer am Alten hängen bleiben, so sind auch die Kasten unübersteigliche Schranken für Mitglieder einer andern Kaste. Jede Kaste hat daher erbliche Beschäftigungen, welche vom Vater auf den Sohn forterben. Sollten diese Kasten nicht auch anfänglich verschiedene Volksstämme gewesen seyn, welche verschiedene Geschäfte trieben? Es giebt reine und vermischte Kasten, und so gar eine Kaste von Verworfenen, welche Parias heißen.

D. Uebers.

sich die unglaublichsten Büßungen auflegen. Von denen, die ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, will ich Einige der Merkwürdigsten anführen. Der Eine gelobt, seinen Arm eine gewisse Anzahl von Jahren über seinem Haupte emporgestreckt zu halten, ohne ihn nur ein einzigesmal herunter zu ziehen; und hiermit fährt er wirklich so lange fort, bis der Arm nicht mehr im Stande ist, nochmals seine natürliche Lage jemals wieder einzunehmen. Ein Anderer will seine Hand so lange verschlossen halten, bis die Nägel an seinen Fingern gänzlich ins Fleisch hineinwachsen und auf der Rückseite seiner Hand wieder zum Vorscheine kommen. Viele kämmen sich niemals die Haare noch lassen sie sich den Bart scheeren. In diesem Zustand wird ihr Kopfhaar, das von einer braunen oder verbrannten Farbe ist, ganz verfilzt und sieht den Hadern oder Lappen nicht unähnlich, die wir in Europa zum Abwischen brauchen; oder es hängt in langen verwirrten Streifen herab und ist demjenigen ähnlich, was eine Art französischer Schooßhündchen hat. Einige geloben sich niemals niederzulegen; zugleich tragen sie ein großes eisernes Instrument um den Hals, das einer eisernen Beißzange ohne Handhabe nicht unähnlich sieht.

Allein Eine der außerordentlichsten von diesen Ceremonien, von der ich Augenzeuge gewesen bin, ist das Schwingen für ihre Kaste, wie man es nennt. Man schlägt einen sehr hohen und starken Pfahl oder Cocosbaum fest und zwar queer durch in die Erde; oben auf seine Spitze legt man einen andern Balken und zwar so, daß er sich wie im Zapfen dreht, und befestigt ihn an dem in die Höhe stehenden Pfahle mit Seilen, die man durch beyde hindurch zieht, so wie man es mit der Seegelstange am Mastbau-

Baume eines Schiffes macht. An das Ende des Queerbalkens befestigt man Stricke und Kloben, um den Büßenden hinauf zu winden. Hierauf bringt man ihn in Begleitung einer Menge Volks heraus, das vor ihm hertanzt; die Brahminen und seine Anverwandten führen ihn dreymal mit lautem Freudengeschrey und mit Musik um den Schwingpfahl herum. Unterdessen opfert man ein Schaaf und das Blut wird auf die herumstehende Volksmenge gesprengt, das begierig wünscht, daß dasselbe sie treffen möge. Besonders sind unfruchtbare Weiber ängstlich bemüht, die Tropfen aufzufangen, weil sie dadurch fruchtbar zu werden hoffen. Um nun die Wirksamkeit dieses Zaubermittels desto unfehlbarer zu machen, suchen sie sich während der Ceremonie auf den höchsten Gipfel des religiösen Wahnsinns hinaufzuarbeiten; sie zerraufen sich die Haare und machen das schrecklichste Geschrey dabey. Nachdem das Opfer vollbracht ist, legt man den Büßenden mit dem flachen Bauche auf die Erde und sticht ihm zwey sehr große Haken, die man kurzvorher an den am Ende des Queerbalkens angemachten Seilen befestigt hat, auf dem Rücken gerade unter den Schultern tief ins Fleisch hinein. Andere Stricke zieht man ihm über die Brust und um die Schenkel, damit er das Gewicht seines Körpers aufrecht erhalten kann. Alsdann windet man ihn an den Seilen und Kloben auf den Queerbaum hinauf, unter welchem er unmittelbar hängen bleibt; in dieser Stellung zieht man ihn zwey bis dreymal rund um den Pfahl herum. Während dieser qualvollen Ceremonie sagt er eine gewisse Anzahl Gebete her und wirft unaufhörlich Blumen, die er deshalb mit hinaufgenommen hat, unter die Menge herab. Diese Blumen betrachtet man als geheiligte Reliquien, die alle Krankheiten verscheuchen und lauter Glück bringen. Der umstehende Haufe greift so begierig darnach, wie es

der

der englische Pöbel mit dem Gelde macht, das man unter ihn ausstreuet. [1])

Diese Feyerlichkeit ist keinesweges selten und ich habe während meines Aufenthaltes auf Ceylon mehr als einmal ihr beyzuwohnen Gelegenheit gehabt. Die Letztere, die ich sah, fiel im Jahre 1799 zu Colombo vor, wo der Queerbalken brach, der Mann herunterfiel und auf der Stelle tod blieb. Ein Mohr von der Mopl y = Caste hatte gegen den großen Haufen, der hauptsächlich aus Malabaren bestand, welche mit dem Büßenden zu einer und derselben Sekte gehörten, im Voraus geäußert, daß das Holz zu schwach sey, als daß es den Mann tragen könne und daß es gewiß brechen würde. Da dies wirklich eintraf, so versicherten die Malabaren, der Mohr habe es durch seine Vorhersagung behext; um sich nun deshalb an ihn zu rächen, fielen sie mit solcher Wuth über ihn her, daß er sicher das Leben eingebüßt haben würde, wenn ich mich nicht nebst einigen wenigen andern europäischen Offi=

1) Allen diesen Martern liegt etwas Analoges mit der Vernunftidee des Guten zum Grunde, welches, wenn man es erreichen will, Anstrengung, Kampf mit der Sinnlichkeit und Aufopferungen kostet. Der rohe und ungebildete Mensch aber macht das, was innerlich durch Vorstellungen und Maximen bewirkt werden soll, gänzlich zu etwas Aeußerm: er geißelt sich und thut sich alle Martern an und glaubt dadurch den dunkel vernommenen Foderungen des Gewissens Gnüge zu leisten. Daß solche fanatische Selbstpeinigungen vorzüglich im Morgenlande statt finden, liegt ohne Zweifel in dem Clima und in der daraus entspringenden feurigern und zügellosern Einbildungskraft seiner Bewohner, die alle Vernunftideen in Bildern darstellen und ihren Inhalt durch die Phantasie verzerren.

D. Uebers.

Offizieren und Sepoys, die die Neugierde herbeygelockt hatte, dareingemischt und ihn aus ihren Händen befreyet hätte.

Sowohl die Priester, die sich dieser und anderer Feyerlichkeiten wegen zu Condatchy aufhalten, als auch viele andere Arten religiöser Bettler sind daselbst sehr lästig: denn sie sind nicht allein außerordentlich faul und träge sondern auch zugleich sehr unverschämt und zudringlich. Sie sind aber nicht die einzige Plagen, welche die bey der Perlenfischerey versammelten Leute auszustehen haben. Es giebt außerdem auch noch einen Schwarm von Gauklern, Schlangenfängern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch Viele, die keine andere Beschäftigung treiben als bloß darauf sinnen, wie sie sich durch Rauben und Stehlen ihren Unterhalt erwerben wollen: in diesen Künsten sind sie außerordentlich geübt. Doch sind sie bey ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angebornen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn bloß heimlich und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu besorgen: denn schwerlich wagen sie ihn jemals mit offenbarer Gewalt zu berauben oder ihm sein Vermögen abzunehmen.

Die Ehrfurcht, welche die Thaten der Europäer den eingebornen Indiern eingeflößt haben, ist in der That so groß, daß man kaum ein Beyspiel weiß, daß sich ein Schwarzer mit einem Weißen, Mann gegen Mann, entweder in ein Duell oder in einen andern Kampf eingelassen hätte.

Es

Es giebt keinen andern Schauplatz, wo die eingebornen Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benutzen als die Bucht von Condatchy zur Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstreicher aus allen Theilen Indiens herbey und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereyen keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Austern herauszustehlen und bey Seite zu schaffen, geht besonders sehr weit und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern. Unter diesem allgemeinen Tadel der Eingebornen Indiens begreife ich nicht die eingebornen Cingalesen: denn ob schon die Perlenfischerey an ihrer Insel statt findet, so nehmen doch nur Wenige in Vergleichung mit der großen Menge, die aus andern Theilen Indiens herbeyströmt, daran Antheil. Auch sind sie weder so diebisch noch so mit den Händen geübt, als es die Indier vom festen Lande sind, die diese Geschicklichkeiten geerbt zu haben scheinen und die sehr stolz darauf sind; denn es giebt ein Sprichwort unter ihnen, welches folgendermaßen lautet: „der größte Dieb ist der größte Mann." Ich spreche von diesem unter ihnen herrschenden Hange aus eigener Erfahrung, indem ich und meine Mitkameraden öfters die Opfer davon gewesen sind. Es wird in der That wenige Personen geben, die Indien besuchen, die nicht bald Gelegenheit haben sollten, diese Neigung zum Stehlen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Zu Condatchy haben sie ihre Diebereyen in ein System gebracht und bey aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leute miethen, die die Perlen aus denselben heraussuchen. Um das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen an,

die

die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Ich erinnere mich eines Beyspieles von Verschlagenheit, die die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen. Ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Oefnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmäßigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der Eine sollte den Dieb machen und eine kostbare Perle stehlen, während der Andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen, dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit verschaffen, seine Beute bey Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie sehr ruhig in ihrer Arbeit fort, bis Einer eine sehr kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der Letztere fieng sogleich verabredetermaßen an, einige Perlen bey Seite zu schaffen, dies that er aber auf eine Art, daß es die Aufseher gewahr werden konnten, die ihn sogleich ergriffen, die Perlen bey ihm fanden und ihn zu strafen begannen. Dies verursachte einen großen Aufruhr: denn der Kerl machte so viel Lerm als möglich und setzte sich sogar zur Wehre: unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit ergriffen, die kostbare Perle bey Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerey wurde nachmals bey Gelegenheit eines Zankes entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, daß die Perlen verkauft und das daraus gelöste Geld nach Verhältniß der Rollen, die jeder beym Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte, allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten hatte und wegen seiner Handlung aus dem Dienste gestoßen worden

den war, glaubte auf einen größern Theil des Gewinnes, als ihm die Andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen; und da man seinen Foderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den Befehlshabenden Offizier, der die ganze Rotte streng bestrafen ließ. Endlich entdeckte man auch die Perle wieder und stellte sie ihrem Eigenthümer zurück.

Der Magen liegt dicht an der Wurzel des Bartes und hat an seiner untern Seite eine verlängerte stumpfe Spitze. Ueber dem Magen befinden sich zwey kleine rothe Körper, gleich Lungen; und von dem Magen läuft ein langer Kanal oder Darm aus, der rund um die oben erwähnte Muskelsäule herumgeht und sich in den Hintern endigt, der dem Munde gerade gegen über liegt und mit einem kleinen dünnen Blatte, gleich einer Klappe bedeckt ist. Ob schon die Eingebornen behaupten, daß sie die Geschlechter beym Anblicke der Muschel unterscheiden könnten, so habe ich doch nichts von Zeugungsgliedern entdecken können. Die großen flachen Muscheln nennen sie Männchen; die dicken concaven und gewölbten aber Weibchen oder P e d u = c h i p p y; allein ich konnte bey einer genauern Untersuchung keinen sichtbaren Unterschied bemerken.

Es ist merkwürdig, daß Einige von diesen Thieren so roth wie Blut aussehen und daß die inwendige Seite der Muschel die nämliche Farbe nebst dem gewöhnlichen Perlenglanze hat. Meine Bedienten fanden zwar in einer solchen blutrothen Auster eine röthliche Perle, allein dieser Fall ist sehr selten. Die Taucher schreiben diese Röthe einer Krankheit des Perlenfisches zu; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er gleich anfänglich diese Farbe hat. Im Schatten leben die Perlenfische noch vier und zwanzig Stunden, nachdem man sie aus dem Wasser genommen hat. Dies Thier ißt die untere Classe der Indier entweder frisch in den Schaalen oder getrocknet und eingepökelt. In diesem Zustande führt man dasselbe nach der Küste aus, ob ich diese Speise schon keinesweges für schmackhaft halte.

In einer Perlenmuttermuschel fand ich dreyzehn murices nudati (s. Chemnitz's neues System vol. XI, tab. 192. f. 1851 und 1852), wovon der Größte ¾ Zoll lang war; da aber Viele darunter in Fäulniß übergegangen und der Perlenfisch selbst tod war, so konnte ich nicht erfahren, ob sie als Feinde hereingekrochen seyn oder ob sie das Thier selbst herein gezogen habe. Auf jeden Fall aber sind Schildkröten und Krabben seine Feinde und ich habe eine kleine lebendige Krabbe in Einem derselben gefunden.

Die Perlen befinden sich bloß in den weichern Theilen des Thieres und niemals in der festen obenerwähnten Muskelsäule. Man findet sie insgemein nahe an der Erde (earth) und auf beyden Seiten des Mundes. Die Eingebornen haben die nämliche närrische Meinung von dem Entstehen der Perlen, die die Alten hatten. Sie glauben, daß sie aus Thautropfen in Verbindung mit Sonnenstrahlen entständen. Ein Bramine sagte mir, daß in Einem seiner Sanscrit-Bücher stände, daß die Perlen im Monat May bey der Erscheinung des Suati-Sterns (Einer von den sieben und zwanzig Constellationen) gebildet würden, wo die Austern herauf an die Oberfläche des Wassers kämen, um die Regentropfen aufzufangen.

Einer der berühmtesten Conchylogisten (Chemnitz in Coppenhagen) nimmt an, daß die Perle von der Auster gebildet würde, um sich gegen die Angriffe der Pholaden und Bohrwürmer zu schützen. Allein ich behaupte, daß darin ein Irrthum ist: denn obgleich diese Thiere öfters die untern Schichten der Perlenmuscheln durchbohren und daselbst hohle Knoten verursachen, so findet man doch bey genauer Untersuchung, daß sie niemals durch die feste Lage oder Schicht hindurchdringen können, womit die inwen-

wendige Seite der Muschel überzogen ist. Wie kann also die Perle ein Schutzmittel gegen äußere Würmer seyn, da man selbst an den Muscheln, in denen sie befindlich sind, keine Wurmhöhlen zu sehen bekommt? Es ist daher wahrscheinlicher, daß diese Würmer ihren Aufenthalt in den Knoten nehmen, um sich selbst gegen die Angriffe eines Feindes zu schützen, als daß sie im Stande seyn sollten, ein Thier anzufallen, das so gut als der Perlenfisch geschützt ist. Ich brauche hier nicht die Meinungen anderer Schriftsteller über die Bildung der Perlen zu wiederhohlen, da die von Reaumur in den memoires de l' academie francaise im Jahre 1712 vorgetragene die wahrscheinlichste ist: nämlich, daß die Perlen gleich Bezoar- und andern Steinen in verschiedenen Thieren entstehen und daß sie offenbar die Folge einer Krankheit sind. Kurz, es ist sehr einleuchtend, daß die Perle von dem Austritte einer klebrigen Feuchtigkeit entweder in dem Körper oder auf der Oberfläche des Thieres herrührt. Der erstere Fall ist der gewöhnlichste. Man hat in einer einzigen Auster zwischen ein- und zweyhundert Perlen gefunden. Solche Ergiessungen von Säften rühren vielleicht von fremdartigen Körpern her, z. B. vom Sande, der sich in dem Futter befindet, und den das Thier zur Verhütung eines unangenehmen Reibens mit seiner klebrigen Materie überzieht, welche, da sie nach und nach abgesondert wird, viele regelmäßige lamellae (Blättchen) bildet, so wie die Häute an einer Zwiebel, oder gleich den verschiedenen Lagen an Bezoarsteinen, nur weit dünner: dies ist sehr wahrscheinlich, denn wenn man eine Perle mitten hindurch schneidet, so findet man öfters einen fremden Bestandtheil, der als der Kern oder die erste Ursache ihrer Entstehung angesehen werden muß. Die einzelnen losen Perlen sind vielleicht anfänglich im Körper gebildet, bey ihrer Vergrößerung aber abgesondert worden und in die Hohlung der Muschel gefal-

len. Diejenigen, die an den Muscheln fest beysammen hängen, kann man als das Produkt eines ähnlichen Austrittes von Feuchtigkeit ansehen, den vielleicht das Reiben einer rauhen Stelle auf der innern Seite der Muschel veranlaßte. Diese und die perlenähnlichen Knoten sehen anders als die Perlen aus und sind von einer dunklern und blauern Farbe. In Einer der Ersten fand ich eine sehr große ganz ovale Perle von einem sehr hellen Wasser; der Knoten selbst aber hatte eine dunkelbläuliche Farbe.

Die gelb oder goldfarbige Perle wird von den Eingebornen am meisten geschätzt. Einige haben einen hellen, rothen Glanz; Andere sind grau oder schwärzlich, ohne irgend einen Glanz und von keinem Werthe. Nimmt man bisweilen die graue Lamella einer Perle weg, so findet man darunter eine schöne ächte Perle; allein es ist häufiger der Fall, daß man nach Wegnahme der ersten Lage eine unreine Perle von keinem Werthe findet.

Ich habe mit Mehrern davon Versuche angestellt, indem ich eine Lamella nach der Andern wegnahm und sie wechselsweise bald klar, bald unrein gefunden. In einer unreinen Perle fand ich Eine von klarem Wasser, ob ich schon bey Allen in der Mitte einen fremden Bestandtheil antraf. Die größte und schönste Perle, die ich während meines Aufenthaltes zu Condatchy zu sehen bekommen habe, war ungefähr so groß als eine kleine Pistolenkugel. Nach meiner Abreise habe ich erfahren, daß man Viele von der nämlichen Größe gefunden hat. Die Gesprenkelten und unregelmäßigen verkauft man wohlfeil; die eingebornen Aerzte brauchen sie vorzüglich als eine Zuthat zu ihren Arzeneyen.

Aus

— Aus dem Ansehen der Perlenmuschel kann man mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit schließen, ob sie Perlen enthalten oder nicht. Diejenigen, die eine dicke, kalkartige Kruste haben, an welcher Serpulae, Tubuli marini irregulariter intorti, Christa-gali Chamar lazuras, Lepas tintinabulum, Madreporen, Milliporen, Celliporen, Gorgontae, Spongul und andere Zoophyten hängen, haben ihre völlige Reife erlangt und enthalten gemeiniglich die besten Perlen; diejenigen aber, die glatt erscheinen, enthalten entweder gar keine, oder doch bloß kleine Perlen.

Viertes Kapitel.

Putallomer Salzwerke — Nigombo — dasige Fischerey — Marsch der englischen Truppen von Nigombo — Uebergabe von Colombo.

Wenn man längs der Küste von Manaar nach Colombo hin reist, so gewährt dieselbe im Ganzen nichts als den ödesten und unfruchtbarsten Anblick; bloß die Stellen ausgenommen, wo sie mit beynahe undurchdringlichen Büschen bedeckt ist. Am Ufer trift man eine große Mannichfaltigkeit merkwürdiger Muscheln an, wovon Einige Werth haben. Die Austermuscheln selbst sind im Innern eine Art Perlenmutter, deren Oberfläche so sehr mit ungleichen Linien ausgezackt ist, daß wenn man Farbe oder Dinte darüber wegreibt und sie alsdann sanft abwischt, Gestalten von Vögeln, Bäumen, Menschenköpfen und dergleichen Figuren zurückbleiben, welche davon herrühren, daß die Farbe oder Dinte in die Hohlungen gesunken ist.

Die

Die Entfernung von Manaar bis nach Colombo beträgt ungefähr 150 Meilen. Unterwegens trift man einige kleine Plätze an, wo kleine Truppencorps zur Sicherheit der Reisenden stehen. Der Weg ist größtentheils äußerst schlecht und das Land wird sehr stark von Büffeln und Elephanten beunruhigt. Besonders stellen sich diese Thiere in der Gegend zwischen Manaar und Chilou, wo das Gebüsch bis ans Ufer herabläuft und wo man in einer beträchtlichen Strecke weiter keinen Weg als einen Steg findet, der durch dasselbe hingeht, häufig zum großen Verdrusse der Reisenden in den Weg. Noch stößt man auf dieser Reise auf ein anderes Hinderniß. Zu Pomparipo muß man über einen breiten See reisen, über den man während der Regenzeit gar nicht kommen kann. Außerdem trift man unter Weges noch zwey bis drey breite Flüsse, den Mosuli und den Magragar an, die aus den Gebirgen im Innern des Landes kommen. Der erste Posten, zu dem man gelangt, ist Calpentin: er liegt einer kleinen Insel gleiches Namens gegenüber, die eine kleine Strecke im Meere gelegen ist. Es steht eine oder zwey Compagnien Malayen daselbst und als ich die Insel Ceylon verließ, wurde er von einem holländischen Offizier befehligt, der in unsere Dienste getreten war und dies Commando von dem Gouverneur North erhalten hatte. Dies ist Einer der besten Jagdplätze auf der ganzen Insel.

Nicht weit davon liegt Putallom, das wegen seiner Salzgruben merkwürdig ist. Dieser Ort versorgte vor der Ankunft der Europäer auf dieser Insel die Eingebornen mit Salz und wegen seiner bequemen Lage bestimmten ihn die Holländer zur Verfertigung des Salzes, womit sie laut der Vertragsartikel das Reich des Königs von Candy versorgen sollten. Die Salzlachen werden von einem

einem Seearme gebildet, der einen Theil des Landes zwischen Putallom und Calpentin überschwemmt. Die Holländer verfertigten hier eine sehr große Menge Salz; sie sahen dies als sehr wichtig für ihren Vortheil auf dieser Insel an und es war die furchtbarste Waffe, welche sie gegen den einheimischen König in ihrer Gewalt hätten, denn derselbe konnte bloß von ihnen Salz erhalten. Seitdem wir die Insel im Besitze haben, ist diese Salzfabrik beynahe gänzlich vernachlässigt worden. Indessen könnte sie doch sehr einträglich gemacht werden, weil sie die Einzige der Art auf dieser Seite der Insel ist und weil sie zur Versorgung des Reiches des Königs von Candy am bequemsten gelegen ist.

Die Holländer erließen strenge Befehle, daß niemand Salz verfertigen oder damit handeln sollte, weil die Regierung selbst die Bearbeitung der Salzwerke übernommen hatte und sowohl ihre eigenen Unterthanen als die Candyer mit Salz versorgte. Um die Letztern im Zaume zu halten, ließen es sich die Holländer beständig eifrig angelegen seyn, daß sie ihnen niemals eine zu große Menge auf einmal gaben. Den ganzen Ueberrest des Salzes, der noch zu Putallom zurück blieb, wann man die jährlichen Foderungen befriedigt hatte, vernichteten sie, damit sich desselben niemand durch einen Ueberfall bemächtigen möchte.

Etwas weiter gegen Süden hin liegt das Dorf Chilau (Chilou), wo die Holländer Häuser zur Aufnahme von Fremden errichtet haben. Es steht an den Ufern eines breiten Flusses;[1]) ein Anderes liegt nicht weit davon.

1) Dieser Fluß heißt auch Chilau.

D. Uebers.

von.[2] Die umliegende Gegend ist besonders wild und vielleicht giebt es auf der ganzen Insel keinen Weg, der wegen der Menge von wilden Thieren, die ihn beunruhigen, gefährlicher zu reisen sey als dieser.

Von hier aus trift man bis nach Nigombo weiter nichts merkwürdiges an. Nigombo ist ein sehr angenehmes Dorf, das 24 Meilen von Colombo entfernt liegt. Das ebene und offene Land, das nunmehro kommt, gewährt dem Reisenden den schönsten Anblick. Allenthalben sind die Felder fruchtbar und mit einer Menge Produkten verschönert, die dem Auge eine reizende Mannichfaltigkeit darbieten. Die Weideplätze gehören unter die grünsten und reichsten, und die Felder sind wegen des beständigen Vorrathes von Wasser besonders treflich zum Reißbaue geschickt: denn der ganze Bezirk wird in der Regenzeit sehr leicht überschwemmt. Die Menge von Flüssen, die diese reichen Fluren durchschneiden, die schattigen Hecken, die sie einfassen, nebst den schönen Topes oder Lustwälder, die allenthalben dazwischen hinlaufen, tragen eben so sehr zu ihrer Fruchtbarkeit bey als sie ihnen das üppigste Ansehen geben.

Nigombo liegt auf der Seeküste und hat eine sehr mahlerische Lage; man hält es für Einen der gesundesten Orte auf der Insel. Daher halten sich auch hier viele holländische Familien auf und haben hier und dort in lieblichen Lustwäldern von Cocosnuß- und andern Bäumen Häuser und Gärten zerstreuet stehen.

H 5 Ni-

2) Dies ist ohnstreitig das Dorf Medampe.

D. Uebers.

Nigombo ist das größte Dorf auf Ceylon und es enthält vermöge seiner Größe die größte Anzahl von Einwohnern. Die Holländer haben hier ein Fort zum Schutze der Zimmtschäler angelegt, indem eine beträchtliche Menge von diesem Gewürze in dem benachbarten Bezirke wächst. In dem Fort hat man auch Magazine angelegt, wo man den Zimmt, wenn er getrocknet ist, hinbringt, bis sich eine Gelegenheit zu seinem Transport nach Colombo zeigt. Diesen Zimmt hält man an Güte jedem Andern auf der Insel gleich.

Das Fort ist nicht stark; es wird bloß von einer steilen viereckigen Eindämmung von Sand vertheidigt, die mit einer dicken Milchbaumhecke (milk-tree) eingefaßt ist. Bloß die Fronte ist von Steinen erbauet und hat an ihrem Eingange ein regelmäßiges Thor und eine Zugbrücke. Auf jedem Winkel des Vierecks ist eine Bastey, wo man einige alte Kanonen aufgeführt hat; in dem Thorwege befinden sich Wachthäuser mit einer gewölbten Kuppel zu einer Glocke. Innerhalb des Forts stehen drey lange Reihen von Gebäuden, die man zu Barraken für die Truppen und zu Magazinen für den Zimmt braucht. Den Oberbefehl hatte sonst hier ein Subalternoffizier, allein nach der neuen Anordnung des Gouverneurs North bekommt ihn jetzt ein Stabsoffizier, der auch die Stelle des Präsidenten in dem Landraede oder in dem bürgerlichen Gerichtshofe vertritt, der die Streitigkeiten zwischen den Eingebornen zu vernehmen und zu entscheiden und die Verbrechen zu untersuchen hat, die in diesem Bezirke begangen werden.

Solche bürgerlichen Gerichtshöfe waren unter der Regierung der Holländer vorhanden und der Gouverneur North hat sie jetzt auf allen militärischen Posten und Com-

Commandos rund auf der Insel herum wieder hergestellt. Der Befehlshabende Offizier, der allemal die Stelle des Präsidenten vertritt, hat nach Beendigung jeder vor ihm gebrachten Untersuchung, die er für unbedeutend hält, das Recht, aus eigener Macht den Streit zu entscheiden oder das Vergehen auf der Stelle zu bestrafen. Scheint aber die Sache verwickelt oder wichtig genug zu seyn, so verweißt er sie an den Obergerichtshof zu Colombo und schickt zugleich seine Meinung und seine Bemerkungen über die Beweise für und gegen die Sache mit ein. Diese Einrichtung verhütet eine Menge Unordnungen und Verdrüßlichkeiten, wozu sonst der arglistige und streitsüchtige Charakter der Eingebornen Veranlassung geben würde. Sie trägt auch gar sehr zur guten Verwaltung der Gerechtigkeit bey, indem der Präsident die Sache an Ort und Stelle untersucht und daher Gelegenheit hat, Erkundigungen einzuziehen, die der Gerichtshof zu Colombo wegen der Entfernung sonst nicht erhalten würde.

Nigombo hat für den innländischen Handel, besonders mit Colombo und seiner Nachbarschaft eine sehr vortheilhafte Lage, weil sich daselbst ein Arm des Mulivaddy in die See ergießt. An seiner Mündung befindet sich ein kleiner Hafen, wo Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge öfters einlaufen und ihre Ladungen ausladen, die dann weiter auf dem Mulivaddy hinaufgeschaft und hierauf vermittelst Verbindungscanäle nach dem See geführt werden, der die Stadt Colombo umgiebt. Das Land, durch welches diese Verbindung statt findet, ist eine große Strecke Weges nach allen Richtungen hin flach und eben und mit einer Menge von Seen und Flüssen versehen, die die Anlegung von Canälen außerordentlich erleichtern. Die Ufer der Flüsse und Kanäle sind mit dicken Wäldern und Gebüschen eingefaßt, die den Reisenden gegen

gen die sengende Sonnenhitze den angenehmsten Schatten gewähren und auch die Einwohner im Ueberflusse mit Feuerung versorgen; so wie dagegen die Flüsse ihnen Fische in der größten Menge liefern. Mit diesen beyden letztern Artikeln ist Ceylon weit besser als irgend ein anderer Theil von Indien, den ich besucht habe, versehen.

Einer der Hauptartikel, die man von Nigombo auf den innländischen Verbindungscanälen, Flüssen und Seen verführt, sind Fische. Diesen Handel sieht man als ein Eigenthum der Regierung an und er wird jährlich für mehrere tausend Rupien verpachtet. Gewöhnlich ist ein Mohr oder Malabare der Pachter und er allein darf über die hier gefangenen Fische verfügen. Er beschäftigt alle zu den Ort gehörige Boote und bezahlt dafür den Eigenthümern einen bestimmten täglichen Miethzinns. Die Leute, die er dabey braucht, werden auf Befehl der Regierung genöthigt, alle Tage, an denen es das Wetter erlaubt, zu fischen; hiervon sind bloß die Sonntage und besondere Festtage ausgenommen. Diese Fischer müssen von dem Pachter jeden Fisch kaufen, den sie etwann zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig haben. Ob dies System für die Regierung oder für die Fischer das Beste sey, daran läßt sich zweifeln; allein es ist für den Käufer offenbar das Schlechteste, weil es alle Concurrenz vernichtet.

Obgleich Colombo selbst eine sehr ausgebreitete Fischerey hat, so wird es doch von Nigombo aus reichlich mit Fischen versorgt. So bald man die Fische gefangen hat, thut man sie in die Boote, schaft sie in der Nacht auf den Flüssen und Canälen hinauf und verkauft sie den nächsten Morgen in den Bazars.

Ich

Ich bemerkte eine sonderbare Art, wie die Eingebornen in den an Nigombo liegenden Seen und Flüssen Fische fangen. Sie gehen bis an die Mitte der Schenkel ins Wasser und haben einen runden Korb von einer kegelförmigen Gestalt in den Händen, der etwas Aehnliches mit unsern drähternen Rattenfallen ohne Boden hat. Mit diesem fahren sie schnell ins Wasser bis auf den Schlamm hinab. Sie merken sogleich, ob sie etwas eingeschlossen oder gefangen haben, indem der Fisch an die Seiten des Korbes schlägt; wenn dies der Fall ist, so fahren sie oben durch die Oeffnung des Korbes mit der Hand hinab und hohlen den Fisch heraus. Die Fische stecken sie, so bald sie dieselben fangen, an einen Stab von Rohr oder Bambus, welchen sie an den Unterleib befestigt haben und ich habe sie oft ganz auf diese Art mit den gefangenen Fischen beladen gesehen. Während man mit dem Hinabtauchen des Korbes fortfährt, schlagen Andere rund herum ins Wasser, um die Fische nach dem Korbe hinzutreiben.

Außer dem Fischfange treibt man zu Nigombo noch andere beträchtliche Arten von Handel. Das umliegende Land schickt solche Artikel nach diesem Orte, die zur Ausfuhre bestimmt sind. Die Fahrzeuge, die sie einnehmen, gehen in dem Hafen vor Anker, wo die Waaren an Bord geschaft und nach den verschiedenen Theilen von Indien versandt werden.

Unter den Einwohnern findet man eine Menge Mohren, Malabaren und indischer Portugiesen. Es ist merkwürdig, daß sowohl die Weiber dieser Nationen als auch jene der eingebornen Cingalesen hier hübscher als in Colombo und an andern größern Orten aussehen. In Bezug auf die kühle, gesunde und angenehme Lage von Nigombo stellt man es gewöhnlich gleich neben

Jaf-

Jafnapatam, ob schon einige dem angenehmen Dorfe Caltura, das dreißig Meilen südwärts von Colombo liegt, den Vorzug geben.

Die Engländer landeten im Februar 1796. zu Nigombo und bemeisterten sich desselben ohne Widerstand.

Südwärts von Nigombo ist die Reise außerordentlich angenehm; der Weg ist allenthalben schattig und man trift eine Menge von Ruheplätzen an, die für Reisende eingerichtet sind. Ungefähr auf halbem Wege nach Colombo ist ein sehr großes Choultry oder Barraken, die die Offiziere der Besatzung häufig auf ihren Jagdpartien besuchen. Es hat eine sehr angenehme Lage mitten in einer mahlerischen Gegend; Schnepfen und anderes Wildpret ist in diesem Bezirke in Menge zu haben.

Nach der Einnahme von Nigombo brach der General Stewart mit dem 52. 73. und 77. Regimente, drey Bataillons Sepoys und einer Abtheilung bengalischer Artillerie nach Colombo auf, um diese Stadt anzugreifen. Die Gegend, durch die er marschiren mußte, legte ihm dem Anschein nach die furchtbarsten Hindernisse in den Weg.

Jene Flüsse, die so sehr die Schönheit und den Reichthum des Landes vermehren und jene Wälder, die dem Reisenden so viele Annehmlichkeiten gewähren, sind für den Marsch einer Armee so viele Schranken, die sie übersteigen muß und so viele Gelegenheiten, sie zu necken und ihr Abbruch zu thun. Denn zwanzig Meilen weit kann man den Weg als einen ununterbrochenen Paß ansehen, den man mit leichter Mühe gegen einen weit stärkern Feind vertheidigen kann. Er wurde von zwey breiten, tie-

fen

fen und reißenden Strömen und verschiedenen kleinern Flüssen durchschnitten. Außerdem gab es noch verschiedene Hohlwege, über die man die Brücken abgebrochen hatte. Auf jeder Seite war der Weg, auf dem unsere Armee marschirte, mit dicken Wäldern und Gebüschen bedeckt, wo der Feind leicht Gelegenheit hatte, seine Gegner zu vernichten, ohne daß ihn diese weiter gewahr werden konnten. In dieser Lage erwartete der General Stewart alle Augenblicke einen Angriff und so wohl Er als alle übrigen Offiziere, waren außerordentlich erstaunt, daß man sie durch eine so stark befestigte und schwierige Gegend ohne den geringsten Widerstand hindurch marschiren ließ. Nichts kann einen auffallendern Beweiß von dem elenden Zustande geben, in welchem sich die holländischen militärischen Anstalten auf der Insel Ceylon befanden, als der Umstand, daß sie den Feind so ruhig in einer solchen Gegend vorrücken ließen. Weder Mangel an Geschicklichkeit oder Klugheit von Seiten der Offiziere, noch Mangel an Kriegszucht von Seiten der gemeinen Soldaten waren Schuld an solchen schimpflichen Ereignissen. Ein solches Benehmen kann man bloß der gänzlichen Vernichtung des Gemeingeistes und jedes Gefühles für Nationalehre zuschreiben. Eine unersättliche Gewinnsucht und der Durst nach Privatreichthümern scheint in der Brust der Holländer jedes andere Gefühl verschlungen zu haben: dies ist eine lehrreiche Warnung für alle Handel treibende Nationen, damit sie auf ihrer Hut sind und daß sie durch solche Gesinnungen, welche sie zur Erweiterung ihrer Herrschaft getrieben, nicht diejenigen ausrotten, wodurch sie dieselben allein erhalten und vertheidigen können.

Wenn der ungestörte Marsch der brittischen Truppen unerklärbar zu seyn schien, so setzten sie die folgenden Umstände in ein noch größeres Erstaunen. Das erste Hinderniß,

derniß, das der General Stewart antraf, war der Motwal-(Mutwal) Fluß, ungefähr vier Meilen von Colombo; hier ließ sich der Feind zum erstenmale sehen und schien entschlossen zu seyn, den Engländern den Uebergang streitig zu machen. Die Natur hatte alles gethan, was in ihrer Gewalt stand, um seinen Widerstand wirksam zu machen. Der Fluß war hier eine halbe Meile breit und lief in einer solchen Richtung, daß er den Strich Landes, den unsere Armee unmittelbar vor sich sah, drey bis vier Meilen weit beynahe abschnitt und zur Insel machte. Eine kleine Erdenge auf der Südseite war der einzige Eingang in diese Strecke Landes, die man wegen ihrer Stärke den großen Paß nannte. Die Holländer hatten auf der Seite nach Colombo zu eine Batterie errichtet, die die Pässe bestrich; daher mußte der General Stewart halt machen. Die Armee lag hier zwey Tage lang still und indem sie Anstalten zur Ausführung eines schwierigen Unternehmens traf, erfuhr sie zu ihrem Erstaunen, daß die Holländer die Kanonen aus Batterien in den Fluß geworfen, den Posten geräumt und sich eilfertig auf die Besatzung von Colombo zurück gezogen hätten.

Anfänglich wollten die Engländer diese Nachricht nicht glauben; hernach aber vermutheten sie, daß es eine Kriegslist des Feindes sey, um sie hinüber zu locken und über sie alsdann mit desto größerm Vortheile herzufallen. Da man jedoch am andern Ufer des Flusses niemand sah, der Widerstand leisten wollte, so beschloß man den Uebergang der Armee; dies wurde auch schnell auf Bambusrohrflössen und auf den wenigen Booten bewerkstelligt, die man von unsern Schiffen erhalten hatte, welche an der Mündung des Flusses vor Anker lagen. Hierauf lagerten sich unsere Truppen in einem großen Walde von Cocosnußbäumen mit einem Malayendorfe in der Fronte. Die Stellung war sehr vortheilhaft, weil der Fluß durch

seine

seine Krümmungen unsere rechte Flanke und unsern Nachtrab deckte, während die linke Flanke von einem sehr dicken Walde oder Gebüsche geschützt war, der sich beynahe bis an die schwarze Stadt von Colombo erstreckte. Unsere Schiffe, die nicht weit entfernt lagen, waren bereit, die Armee mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Diesen letztern Umstand benutzten die Holländer, um ihr kleinmüthiges und feiges Betragen zu entschuldigen, daß sie nämlich eine so vortrefliche Stellung verlassen hatten. Sie sagten, sie hätten besorgt, daß Truppen von den Schiffen zwischen ihnen und dem Fort von Colombo landen und daß ihnen auf diese Art der Rückzug abgeschnitten werden möchte. Allein wer mit der Lage der Gegend bekannt ist, wird leicht einsehen, daß dies eine sehr armselige Beschönigung ihrer Feigheit ist, denn wenn man auch annimmt, daß wir zwischen ihnen und dem Fort Truppen ans Land zu setzen versucht hätten, so stand ihnen doch noch immer ein sicherer Rückzug durch den dicken Wald zur Linken offen. Wir waren nicht mit dem Lokale bekannt; es würde daher für uns gefährlich und unklug gewesen seyn, wenn wir sie auf diesem Marsche hätten verfolgen wollen.

Während unsere Truppen hier lagen, schickten die Holländer von Colombo aus ein starkes Corps Malayen unter dem Befehl eines Franzosen, des Obersten Raymond ab, um uns anzugreifen: dies thaten sie auch ziemlich unerwartet Morgens gegen Anbruch des Tages. Indessen empfiengen sie unsere Truppen, besonders unsere Flankencompagnien unter dem Obersten Barbut so tapfer, daß sie sich bald sehr eilfertig und mit großem Verluste zurückzogen; ihr braver Befehlshaber wurde dabey tödlich verwundet und starb wenige Tage darauf. Unser Verlust war nicht beträchtlich: dies war der erste

und letzte Versuch, den die Holländer machten, uns Widerstand zu leisten.

Unsere Armee war jetzt bis vor Colombo vorgerückt. Dies war die Hauptstadt der holländischen Besitzungen auf Ceylon; sie ist groß, befestigt und kann eine ziemlich lange Belagerung aushalten; es schien also, als wenn der Feind hier allein seinen Widerstand vereinigen wolle. Allein kaum hatten sich unsere Truppen vor dieser Stadt sehen lassen, so wurde auch schon eine Capitulation vorgeschlagen und wenige Tage darauf wurde uns dieser wichtige Platz überliefert. Die Untersuchung der Gründe, warum die Holländer ein so unerwartetes Betragen annahmen, kann vielleicht für unsere eigene Nation und für die Befehlshaber unserer auswärtigen Besatzungen von Nutzen seyn.

Kurz vor der Erscheinung der englischen Truppen vor Colombo war seine Besatzung einigermaßen durch den Verlust des schweitzer Regimentes Meuron geschwächt worden, das lange Zeit einen Theil derselben ausgemacht hatte. Da die Capitulation dieses Regimentes mit den Holländern wenige Monate vorher, ehe man den General Stewart gegen Ceylon abschickte, abgelaufen war, so hatte es seine Dienste unserer Regierung angeboten, und war auch angenommen worden; bisher war man noch nicht im Stande gewesen, sich andere Truppen entweder von Holland aus oder von Batavia her zu verschaffen, um diesen Verlust zu Colombo zu ersetzen. Die Stärke der Besatzung wurde dadurch geschwächt; allein der Mangel an der Zahl war nicht ihr einziges Gebrechen: denn als sie nach der Uebergabe ausmarschirte, bestand sie noch aus zwey Bataillons holländischer Truppen,

pen, dem französischen Regimente Würtemberg; außerdem waren auch noch eingeborne Soldaten dabey; kurz ihre Stärke belief sich im Ganzen eben so hoch, als die Macht, die gegen sie abgeschickt war.

Die Uneinigkeit zwischen den Civilbeamten und den Offizieren der Besatzung war die Ursache, die mehr als jede Andere die Uebergabe der Stadt Colombo beschleunigte. Die Grundsätze, die in Europa so viele Umwandlungen und Grausamkeiten veranlaßt, hatten auch in dieser Colonie Eingang gefunden. Der Gouverneur, van Angelbeck war ein sehr achtungswerther alter Offizier von gemäßigten Grundsätzen und einem sanften Charakter. Allein Viele von denjenigen, die unter ihm standen, waren heftige Republikaner von der jacobinischen Partey; sie schrien gegen den Gouverneur als einen schwachen Mann und wünschten seinen Sohn an seine Stelle zu setzen, den sie gewonnen und in ihre Grundsätze eingeweiht hatten. Die Heftigkeit dieser Partey war zu einer beunruhigenden Höhe gestiegen, sie hatte schon ihre Gegner anzuklagen begonnen und aller Wahrscheinlichkeit nach würden mehrere ehrwürdige Männer als Opfer ihrer Wuth gefallen seyn, wenn sie nicht die plötzliche Ankunft der Engländer in diesem kritischen Augenblicke von dem sie bedrohenden Untergange befreyet hätte.

Die Mannszucht war unter der Besatzung in die schändlichste Unordnung ausgeartet. Trunkenheit und Meuterey waren auf den höchsten Gipfel gestiegen. Der alte Gouverneur hat öfters an der Tafel unserer Offiziers erklärt, daß wegen ihres aufrührerischen Betragens sein Leben in beständiger Gefahr geschwebt hätte. Er war entschlossen gewesen, den Ort bis aufs Aeußerste zu vertheidigen,

gen, allein er war durchaus nicht im Stande, die holländischen Truppen besonders aber die Offiziere dahin zu bringen, daß sie gegen den Feind marschirten. Persönliche Sicherheit, ein Gegenstand, der kaum je weder von unsern Land- noch von unsern Seetruppen beobachtet wird, schien bey ihnen jedes Gefühl von Pflicht oder Ehre zu überwiegen. Zwar begleiteten einige Wenige davon die Malayischen Truppen auf ihrem oben erwähnten Zuge, allein kaum hatten sie die Thore der schwarzen Stadt erreicht, als auch ihr Muth verschwunden war und auf diese Art die Malayen ihrem Schicksale überließen. Bey diesem Angriffe bemerkten wir kaum einen bis zwey europäische Offiziere, den braven Obersten Raymond ausgenommen, der sich schämte, mit solchen Memmen in Verbindung zu stehen und der ihr feiges Betragen öffentlich bekannt gemacht haben würde, wenn er nicht als ein edles Opfer seines Gefühles für Ehre gefallen wäre.

Dieser Zustand von gänzlichem Ungehorsam, die Heftigkeit der jacobinischen Parten und die Furcht vor einem Blutbade in der Stadt waren die Ursachen, daß sich der Gouverneur mit den Engländern in eine Privatunterhandlung wegen Uebergabe des Platzes einließ, sobald sie vor demselben erschienen. Indessen ließ er es doch seinen Truppen wissen, daß eine solche Maßregel im Werke sey; allein dies that ihren Unordnungen keinen Einhalt und endlich unterzeichnete er ohne ihre Kenntniß, und wie ich glaube, auch ohne ihre Einwilligung die Capitulation. Unsere Truppen wurden schnell ins Fort eingelassen und waren fast schon darinnen, ehe die Holländer etwas davon merkten. Wir trafen sie in einem Zustande der schändlichsten Unordnung und Trunkenheit an; da gab es weder

Manns-

Mannszucht, noch Gehorsam, noch Gemeingeist. Sie fiengen nunmehro an dem Gouverneur die bittersten Vorwürfe zu machen und klagten ihn als den Urheber des Schimpfes an, in das sie doch ihre eigene schlechte Aufführung gestürzt hatte; es versammelte sich ein aufrührerischer Haufe und schien entschlossen zu seyn, den verzweifeltesten Widerstand zu leisten, als es zu spät war. Bloß die Malavischen Truppen zeigten noch einige Mannszucht. Indessen ließen sie sich doch auch von dem ansteckenden Beyspiele der Uebrigen verführen; Verschiedene davon griffen in Verbindung mit der jacobinischen Partey unter den Holländern das Haus des Gouverneurs an, feuerten in dasselbe und wollten ihn umbringen. Sie schrien laut, daß er sie verrathen und an die Engländer verkauft hätte. Nicht ohne Schwierigkeit konnte man es dahin bringen, daß diese Aufrührer das Fort räumten und die Waffen streckten.[1])

Es war für einen Britten ein angenehmer Anblick, wenn er das männliche Betragen und die vortrefliche

1) Aus allem diesem leuchtet doch so viel ein, daß der Gouverneur weder vor noch nach der Ankunft der Engländer seine Pflicht gethan hatte: denn wie wäre es möglich gewesen, daß unter den Soldaten eine solche Indisciplin, als der Verfasser hier beschreibt, hätte einreißen können, wenn der Gouverneur seine Schuldigkeit gethan hätte und weder so schwach noch so pflichtlos gewesen wäre? Die jacobinischen Grundsätze, die der Verf. erwähnt, trugen sicherlich bloß entfernt zu dem elenden Zustande bey, in welchem sich die Vertheidigung der Insel befand.

D. Uebers.

Mannszucht unserer Truppen [1]) bey dieser Gelegenheit betrachtete, wie sehr es mit der aufrührerischen und schändlichen Aufführung der holländischen Soldaten contrastirte. Ein Offizier, der Augenzeuge gewesen ist, hat mich versichert, daß die holländischen Soldaten sogar so weit gegangen wären, daß sie mit ihren Flinten auf unsere Mannschaft losgestürzt, beleidigende und schimpfliche Benennungen gegen sie ausgestoßen und sie sogar angespukt hätten, als sie vor ihnen vorbeymarschirt wären. Dies Betragen stimmte gänzlich mit ihrer vorigen Feigheit überein und wurde daher von unsern Landsleuten mit einer gleichen Verachtung angesehen. Ich habe seit dem oft mit den Malayen-Offizieren darüber gesprochen, die ganz die nämlichen Gesinnungen in dieser Hinsicht zu hegen schienen. Sie waren höchst unzufrieden mit dem feigen Betragen der Holländer, besonders bey dem Vorfalle am großen Passe, wo sie ohne Unterstützung gelassen wurden und sich durchschlagen mußten. Ihre Verachtung gegen ihre ehemaligen Herren und ihre Bewunderung der Tapferkeit der brittischen Truppen hat viel beygetragen, die Malayen zu unsern aufrichtigsten Freunden zu machen und sie bilden jetzt ein fest bestehendes und gut disciplinirtes Regiment in englischem Solde.

Diese Thatsachen in Bezug auf die leichte Einnahme von Ceylon gereichen der holländischen Besatzung zum größten Vorwurfe; sie beweisen aber keineswegs, daß das Unternehmen von unserer Seite nicht mit der größten Gefahr verbunden gewesen sey. Der Widerstand selbst eines

1) Diese ist sonst eben nicht vorzüglich. Dies bewieß unter Andern auch der Rückzug im Jahre 1794 aus den Niederlanden durch Holland.

D. Uebers.

nes sehr kleinen Corps muß unsern Truppen viele Schwierigkeit verursacht und Verlust zugezogen haben, so groß auch die militärischen Talente des Generals Stewart's und so brav auch die Truppen sind, die er befehligte. Die Natur scheint wirklich alles gethan zu haben, was in ihrer Macht steht, um das Anrücken auf Colombo von dieser Seite her unmöglich zu machen.

Fünftes Kapitel.

Beschreibung von Colombo. — Das Fort. — Pettah. — Hafen. — Einwohner. — Handel. — Theuerung der Lebensmittel.

Colombo, die Hauptstadt von Ceylon,[1]) der Sitz der Regierung, ist ein Ort von einem sehr beträchtlichen Umfange. Ob schon der Besitz von Trincomale wegen seiner Lage und wegen seines Hafens für die englische Nation weit wichtiger ist, so verdient doch Colombo in jeder andern Hinsicht bey weitem den Vorzug. Die Anzahl seiner Einwohner ist weit größer; sein Fort und seine schwarze Stadt sind weit geräumiger; die Gegend, in der es liegt, ist bey weitem fruchtbarer und der reiche Bezirk, der dazu gehört, ist viel größer: denn er erstreckt sich nicht weniger als 20 Stunden (leagues) in die Länge und 10 in die Breite. Es liegt in dem westlichen oder vielmehr in dem südwestlichen Theile der Insel ungefähr unter dem sie-

1) Nämlich des ehemaligen holländischen Antheiles.

D. Uebers.

siebenten Grade nördlicher Breite und unter dem 78° östlicher Länge von London.

Das Fort steht auf einer Halbinsel, die vorwärts in die See läuft. Seine Lage gewährt ihm viele Vortheile, weil es von allen Seiten den Seewinden ausgesetzt ist, die die Luft abkühlen und gesund machen, ob es schon so nahe am Aequator liegt. Das Fort hat ungefähr eine Meile im Umfange und hat seine Stärke großen Theils der Natur zu verdanken; ob es gleich auch noch erträglich gut durch die Kunst befestigt ist. Die Holländer waren in Ansehung der Verbesserung seiner natürlichen Vortheile sehr sorglos und vernachlässigten viele offenbar trefliche Stellen sowohl innerhalb als außerhalb, um dasselbe beynahe unüberwindlich zu machen. In der Nachbarschaft giebt es weder einen Hügel noch eine Anhöhe, die hinlänglich hoch genug läge, um es beherrschen zu können und es finden sich nur wenige Stellen in der Nähe, wo Fahrzeuge mit Sicherheit landen können. Auf der Südseite schlägt die Brandung so hoch und das Ufer ist so felsig, daß es gefährlich seyn würde, wenn man sich ihr nähern wollte. Bloß auf der Westseite der Bay, wo die See glatter und ruhiger ist, und am Kay oder Landungsplatze, wo es für Boote zu allen Jahreszeiten sicher ist, könnte man einen Versuch machen; allein diese Theile werden so treflich von den Batterien, die den Hafen beherrschen, vertheidigt, daß es kaum wahrscheinlich ist, daß ein solches Unternehmen gelingen könne.

Auf der Westseite des Forts und zwar der See gegenüber befinden sich zwey sehr vortrefliche Batterien mit Brustwehren, die zur Sicherheit des Hafens dienen. Sie liegen auf dem Theile, der eine beträchtliche Strecke von dem Hauptwerke des Forts vorspringt, von dem sie durch

eine hohe Mauer und einen tiefen Graben getrennt sind, welche von Bollwerken gedeckt werden und vermittelst Thore mit dem Innern des Forts in Verbindung stehen. Hier ist der Kay oder Landungsplatz angebracht; er besteht aus großen gemauerten Pfeilern, die sich mehrere Yards weit in die See erstrecken und einen sehr bequemen Platz zum Ein = und Ausladen der Schaluppen und großen Fahrzeuge gewähren, welche längs denselben dicht herangebracht werden können. An diesem Ende des Forts hat man verschiedene Magazine und Barraken für ein halbes Regiment errichtet.

Die Wälle des Forts sind sehr stark befestigt, sie haben mit Einschluß der schon oben erwähnten zwey Basteyen acht Hauptbollwerke. Man unterscheidet sie durch die Namen holländischer Städte, als Leyden, Amsterdam, Harlem u. s. w. Es giebt auch noch eine Menge kleinerer mit Cortinen, und Brustwehren, die rund um das Fort herum mit einander in Verbindung stehen und von den Truppen mit Flinten und Feldstücken vertheidigt werden können. Der Mangel an bombenfesten Casematten ist der Hauptfehler dieses Platzes; das Pulvermagazin ist das einzige Gebäude, das man bombenfest gebauet hat. Sollte das Fort von der Süd = oder Westseite her von Schiffen bombardirt werden, wie dies leicht der Fall seyn könnte, so würde dieser Mangel ganz vorzüglich empfindlich seyn.

Das ganze Fort ist von einem breiten, tiefen, mit Wasser angefüllten Graben umgeben, über den an jedem Thore eine Zugbrücke geht. An der Außenseite befinden sich einige kleine Magazine nebst einer Pulvermühle und einer Sägemühle, die zum Fort gehören.

Am

Am bedeckten Wege und am Fuße des Glacis ist ein See, der sich an einigen Stellen in einer nordöstlichen Richtung 3 bis 4 Meilen weit ins Land hinein erstreckt. Fast 1 Meile weit von der Außenseite des Forts ist die Erdenge; die dasselbe mit dem festen Lande verbindet, nicht über fünf bis sechs hundert Yards breit; in der Mitte dieses Raumes liegt die See und läßt auf jeder Seite bloß für einen schmalen Weg Platz. Eine solche Annäherung, die noch dazu so vollkommen beherrscht wird, würde für den Feind jede Einnahme mit Sturm sehr schwierig machen. In der Nähe des Glacis kann er völlig abgeschnitten werden, denn man darf nur die Schleußen öfnen und den Kreuzweg durchstechen, wo man den See mit dem Meere verbinden und die Besatzung ganz isoliren würde.

In der Mitte des Sees liegt eine Insel, die vermittelst eines schmalen Weges und Zugbrücken mit der Ausfallspforte auf der Ostseite in Verbindung steht. Die Holländer nannten sie die Sklaveninsel, weil sie ihre kranken Sklaven dahin schaften. Sie ist ein außerordentlich angenehmer Flecken und steht voller Cocusnußbäume. Es liegt ein Bataillon Malayen daselbst. Man findet auch ein vortrefliches Haus darauf, das die Holländer gebauet haben und das sie zu einer Freymauerloge brauchten; es gehört ein sehr hübscher Garten dazu. Diese Insel ist sehr brauchbar, weil sie so nah am Fort liegt und den nächsten Weg zu den Zimmtgärten eröfnet, die gleich daran liegen.

Das Fort hat drey Thore. Das Hauptthor, wo die Hauptwache steht, heißt das Delfterthor und führt in den Pettah oder in die schwarze Stadt. Es hat zwey Zugbrücken, die über den Graben gehen, der hier

hier einen Winkel bildet. An jedem Thore befinden sich Wachthäuser mit einer Wache, die ein Subalternoffizier befehligt.

Der Plan von Colombo ist regelmäßig. Es wird beynahe von zwey Hauptstraßen, die einander durchkreuzen und die sich in der ganzen Länge der Stadt hin erstrecken, in vier gleiche Theile getheilt. Mit diesen laufen kleinere Straßen parallel, die die Gäßchen mit einander verbinden. Am Fuße der Wälle auf der innern Seite befindet sich eine breite Straße oder Weg, der rund um das ganze Fort herumläuft und mit den Basteyen und Barraken der Soldaten in Verbindung steht; auf verschiedenen Winkeln bildet er auch offene Plätze für ihre besondern Aufzüge.

Der große Paradeplatz ist keines Weges für die Besatzung hinlänglich, weil er kaum ein ganzes Regiment faßt. Auf der einen Seite desselben befinden sich Reihen von öffentlichen Gebäuden für die bürgerlichen und Kriegsgeschäfte nebst dem Stadt- oder Rathhause in ihrer Mitte, wo die Holländer ihren hohen Gerichtshof hatten. Bey unserer Ankunft fanden wir hier eine Folter und ein Rad nebst einer großen Menge anderer Werkzeuge, die man zur Bestrafung der Verbrecher, besonders der Sklaven gebraucht hatte; allein diese Arten von Strafen, die für die menschliche Natur so empörend und für das Gefühl eines Britten so abscheulich sind, wurden sogleich von der englischen Regierung abgeschaft.

Auf der andern Seite des großen Paradeplatzes stehen die Zimmtmagazine oder wie man sie hier nennt, die Go-downs. In der Tiefe des Paradeplatzes befindet sich ein kleines Gebäude, das für den Platzmajor zur Expedition

dition diente und das bloß wegen eines sonderbaren Umstandes merkwürdig ist, welcher von der Aufklärung der Holländer auf Ceylon einen sehr geringen Begrif giebt. Während sich der General Stewart auf seinem Marsche von Nigombo hierher befand, wurde der Wetterhahn oben auf diesem Gebäude bey einem Donnerwetter, welches in diesem Theile der Erde etwas sehr gewöhnliches ist, vom Blitze getroffen. Dieser Vorfall machte auf die Holländer einen sehr tiefen Eindruck und sie sahen ihn für eine böse Vorbedeutung ihrer Unternehmungen an.

An dem obern Ende des Paradeplatzes hatte die holländische Regierung eine Kirche zu bauen angefangen, allein dieser Bau ist niemals vollendet worden. Gewöhnlich hielten die Holländer ihren Gottesdienst in einer sehr schönen und geräumigen Kirche in der schwarzen Stadt ungefähr eine Meile von dem Fort; und der Gottesdienst wird für die Engländer entweder vor oder nach jenem der holländischen Einwohner immer noch hier verrichtet. Da aber der Marsch nach dieser Kirche in diesem heißen Himmelsstriche viele Ungemächlichkeiten für unsere Truppen hatte, so war der Gouverneur North im Begriffe, zu ihrer Bequemlichkeit die Kirche innerhalb des Forts unters Dach bringen zu lassen.

Das Gouvernementshaus, das im Angesicht des Hafens liegt, ist ein sehr langes und geräumiges Gebäude; man hat aber dabey mehr für Bequemlichkeit als für Schönheit gesorgt. Es stehen verschiedene Canzeleyen daran, wo die Regierungsgeschäfte betrieben werden. Hinter demselben befindet sich ein vortreflicher Garten, der ursprünglich zu einem Tank oder Wasserbehalter im Falle einer Belagerung bestimmt war: denn obgleich jedes Haus das ganze Jahr hindurch sehr reichlich mit Wasser ver-

versehen ist, so hat es doch einen Salzgeschmack und läßt sich nicht trinken. Daher werden die Europäer, die zu den bürgerlichen- und Kriegsbeamten gehören, mit Wasser aus Quellen versorgt, die sich ungefähr eine Meile weit vom Fort befinden. Man schaft es vermittelst Bullochsen in ledernen Schläuchen herbey, die man hier Puckally-Bags nennt, wovon jedes Regiment und jede Besatzung in Indien eine gewisse Anzahl hat. Zum Füllen der Schläuche braucht man schwarze Bursche, die man Puckally-Knaben nennt, welche die Bullochsen nach den verschiedenen Quartieren der Europäer treiben. Befinden sich die Truppen auf dem Marsche, so bedient man sich einer andern Art, Wasser zu erhalten. Eine gewisse Anzahl hierzu bestimmter Neger trägt kleine lederne Schläuche, an denen sich Röhren befinden, auf den Schultern: man nennt sie Beasties. Mit diesen laufen sie an den Gliedern hinauf und herunter, und geben jedem Soldaten, der es verlangt, zu trinken. So bald diese Schläuche leer sind, füllen sie dieselben so gleich bey der ersten Quelle oder dem ersten Flusse wieder, den sie antreffen.

Colombo ist mehr als irgend ein anderer Besatzungsort in Indien im europäischen Style erbauet, wenn man überhaupt eine solche Vergleichung machen kann. Auch hat das Innere des Forts mehr das Ansehen einer regelmäßigen Stadt, weil keine solche Hütte, die bey den Eingebornen gewöhnlich sind, in demselben errichtet werden darf. Alle holländische Häuser sind regelmäßig gebauet, ob schon Wenige über ein Stockwerk hoch sind. Ein Engländer geräth in keine geringe Verwunderung, wenn er sieht, daß hier alle Fenster nach europäischer Art mit Glasscheiben versehen sind, da in unsern übrigen indischen Besitzungen vorzüglich venetianische Blenden und Fensterläden gewöhnlich sind. Dies rührt wahrschein-

lich

lich von der besondern Gewohnheit der Holländer her, die sowohl hier als in Europa ihre Häuser bey warmem und heißem Wetter gern dicht verschlossen halten, während wir sie hingegen so viel als möglich öfnen, um frische Luft herein zu lassen.

Vor jedem Hause und zwar gleich daran gebauet, befindet sich ein großer offener Raum, der mit einem Dache versehen ist, welches auf hölzernen Säulen ruht. Man nennt ihn eine Viranda; er soll gegen die heißen Sonnenstrahlen schützen und Gelegenheit verschaffen, die kühlen Lüfte zu genießen, welche von der See herkommen, ohne daß man weiter etwas von der Sonnenhitze zu besorgen hat. Hier sieht man gewöhnlich die Leute herum spazieren oder in einem Stuhle liegen; die Füße stemmen sie dabey an ein Gitter, das an den Säulen hin drey bis vier Fuß hoch angebracht ist. Außer diesem Zufluchtsorte gegen die heißen Sonnenstrahlen erhalten die Häuser auch noch einen angenehmen Schatten von einer doppelten Reihe dichter, sich weit ausbreitender Bäume, welche man an jeder Seite der verschiedenen Straßen angepflanzt hat. Diese halten den blendenden und heißen Glanz ab, den die Mauern zurückwerfen, die alle mit einem sehr feinen glänzenden Muschelkalke angestrichen und überweißt sind. Die Farbe sieht schön weiß aus und mag freylich wohl zur Kühlung der Häuser beytragen, allein sie wirft demjenigen, der auf der Straße geht, einen unerträglichen Glanz in die Augen.

Die meisten Häuser haben eine und dieselbe Bauart und bestehen aus einem Vorsaale in der Fronte nebst einem Zimmer an jeder Seite und einem Andern in dem Hintertheile, das so lang als die übrigen drey ist und das man die Hinterviranda nennt. Dies Zimmer ist

ist wegen der abschüssigen Form der Dächer viel niedriger als jene im Vordertheile. Hinter der Hintervirandа befindet sich eine bis zwey Reihen kleiner Häuser, die mit der Größe des Hauses, zu dem sie gehören, in Verhältniß stehen. Sie sind zur Wohnung für die Bedienten, zu Kellern, und manchmal auch zu Schlafzimmern bestimmt.

Die Häuser sind mit ausgezackten Ziegeln gedeckt; dabey ist man aber sehr gleichgültig, wie ich aus der Erfahrung weiß. In der Regenzeit dringt bey den Meisten das Wasser so stark hindurch, daß es Mühe kostet, einen trocknen Fleck zu finden, wo man den Kopf sicher hinlegen kann. Ich habe öfters bey solchen Gelegenheiten alle Geschicklichkeit aufbieten müssen und bey alle dem konnte ich kaum eine ganze Nacht an einer Stelle schlafen, ohne durchnäßt zu werden. Die Hauptursache dieses Uebels in Ansehung der Ziegel rührt von den Krähen her, die gewöhnlich Knochen und andere Dinge auf den Straßen und in den Höfen aufsuchen und sie auf die Gipfel der Häuser tragen, wo sich gewöhnlich zum großen Verdrusse der Leute, die sich unten befinden, wegen der Beute ein tüchtiger Kampf entspinnt, wobey die Ziegel unaufhörlich leiden. Auch treiben die Affen, wovon eine Menge wild ums Fort herumläuft, sehr vielen Unfug und helfen die Ziegel zerbrechen.

Sowohl die Affen als die Krähen verstehen ganz vortreflich jede Oefnung zu benutzen, die sie in den Häusern finden oder die sie darein machen; man muß daher recht auf seiner Huth seyn, damit sie nicht solche Dinge wegschleppen, die nicht fest gemacht sind. Bey meinem Aufenthalte zu Colombo gab es daselbst einen sehr bösartigen Affen, der auf dem Fort frey herum zu laufen pflegte und der so verschlagen war, daß man seiner gar nicht hab-

habhaft werden konnte. Eines Tages drang er unvermuthet in mein Zimmer herein, nahm ein Stück Brod vom Tische und ergriff die Flucht. Ich erregte Lerm und machte einen Offizier darauf aufmerksam, den ich an der nächsten Thüre stehen sah; dieser sprang sogleich hinein, um sein Frühstück in Sicherheit zu bringen; allein zu seinem großen Verdrusse sah er, daß ihm der Affe zuvorgekommen war und daß er schon mit einem Stück in jeder Pfote auf die Dächer der Häuser hinaufkletterte. Den Tag darauf holte der nämliche Affe einen sehr schönen Papagey vor den Augen des Eigenthümers weg, zerriß ihn in Stücken und zeigte ihm denselben alsdann mit vielen Ausdrücken von Zufriedenheit und Frohlocken über diese Heldenthat.

In der Mitte der Hauptstraße steht ein sehr schönes und hohes Haus, das dem holländischen Gouverneur van Angelbeck gehört. Jetzt bewohnt es der General Macdowal, der unsere Truppen auf der Insel befehligt. Noch giebt es ein anderes sehr schönes und geräumiges Haus, das zur Wohnung für den Befehlshaber der Besatzung bestimmt ist und das die nöthigen Canzeleystuben und Gärten hat.

Das Spital, das für die Soldaten und Matrosen bestimmt ist, ist geräumig und bequem. Es ist sehr zweckmäßig in verschiedene Reviere abgetheilt; man kann daher die Kranken, welche verschiedene Krankheiten haben, völlig von einander absondern und auf diese Art alle Ansteckung verhindern. Dicht daran steht ein Haus für den Oberwundarzt, wo alles, was man im Hospital braucht, vorbereitet und aufbewahrt wird. Mit vielem Vergnügen setze ich hinzu, daß dieses Spital (eine durchaus unentbehrliche Einrichtung in solchen heißen Himmelsstrichen) außerordentlich gut verwaltet wird und daß man alle Sor-

ge für die Gesundheit der Truppen trägt, die man zu ihrer Wiederherstellung hierher schickt.

Da das Fort von Colombo schon für sich selbst sehr groß ist und da es auch noch zahlreiche Außenwerke und einzelne Posten hat, so erfordert es eine zahlreiche Besatzung. Gewöhnlich stehen drey bis vier Bataillons hier. Die regelmäßige Wache an den verschiedenen Thoren besteht aus achtzig Europäern und dreymal so viel einheimischen Truppen. Außerdem stehen noch Wachen in den Bazars und auf den Posten, die man rund um den Besatzungsort her errichtet hat und auch in den Standquartieren der einheimischen Truppen. Bey meiner Ankunft im Jahr 1796 bestand die Besatzung aus dem 73sten Regimente, aus dem halben madrasischen europäischen Regimente, aus zwey Compagnien bengalischer Artillerie und aus drey Bataillons Sepoys. Den unmittelbaren Befehl über die Truppen führt der älteste Offizier von den Bataillons, die hier auf Commando stehen.

Der Hafen von Colombo, der auf der Westseite liegt, ist nichts weiter als eine offene Rheede, welche den Schiffen jährlich bloß vier Monate lang, nämlich vom Dezember bis zum April, einen guten und sichern Ankerplatz gewährt. Während dieser Zeit wehen die Nordwestwinde, denen diese Rheede sehr ausgesetzt ist, eben nicht heftig und es laufen hier Schiffe aus den verschiedenen Theilen Indiens ein, um Handel zu treiben. Gegen den May hin aber, wenn auf der Küste Malabar der Mansuhn eintritt und seine Wuth auf der Westküste von Ceylon ausläßt, alsdann gewähren die Rheeden (roads) von Colombo länger keine Sicherheit mehr. Die Schiffe finden alsdann in den weit sichern Häfen von Trincomale und Point de Gale Schutz und wagen sich in

den

den acht darauf folgenden Monaten selten mehr auf diese Rheeden. Colombo ist auf diese Art zwey Drittheile des Jahres hindurch von jedem Verkehr zur See mit den übrigen Theilen von Ceylon abgeschnitten. Da dies der Hauptort für den Stapelhandel der Insel ist, so sind die Nachtheile, die daraus entstehen, sehr beträchtlich, denn die Wuth der Mansuhns-Orcane ist hier so groß, daß man diesen Nachtheilen bloß dadurch ausweichen kann, daß man zwischen Colombo und den weit sichern Häfen auf der Ostküste der Insel die Verbindungen zu Lande vervollkommt.

Sechs Monate lang in der stürmischen Jahreszeit ist diese Seite der Insel außerordentlich starken Regengüssen ausgesetzt, die mit fürchterlichen Donnern und Blitzen und mit heftigen Winden begleitet sind, welche an der Küste toben. Im Anfange des Mays 1799 brach sich ein Donnerwetter am Fort von Colombo; verschiedene Häuser, besonders auf der Südseite wurden vom Blitze getroffen und beschädigt. Etwa eine halbe Meile vom Fort befanden sich unter der Aufsicht eines Knabens eine Menge Ziegen und Ochsen auf der Weide; der Knabe nebst zwey und dreyßig Stück von der Heerde wurde vom Blitze auf der Stelle tod geschlagen. In der schwarzen Stadt wurde zur nämlichen Zeit auch eine Frau getödet und ein Kind sehr beschädigt. Dies Donnerwetter dauerte eine ganze Stunde lang mit der größten Wuth fort, dergleichen ich mich noch niemals gesehen zu haben erinnere. Die elektrische Materie in der Luft schien durch dieses schreckliche Wetter noch nicht im geringsten erschöpft zu seyn: denn etliche Nächte darauf kam ein anderes Donnerwetter, das beynahe eben so heftig wüthete; allein ob schon das Spital und verschiedene Privathäuser vom Blitze getroffen wurden, so

büßte doch glücklicher Weise niemand sein Leben dabey ein.

Während dieser Jahreszeit ist die Veränderung der Witterung außerordentlich groß. Die starken Regen, die gemeiniglich des Nachts fallen, machen die Luft um diese Zeit außerordentlich kalt und feucht, während die gewaltige Sonnenhitze bey Tage beynahe unerträglich ist. Dieser Umstand nebst dem sehr schnellen Uebergange von einem warmen und heitern Tage zu kaltem und nassem Wetter, macht das Clima in dieser Jahreszeit ungesunder als es während der heißen Witterung ist. Ich habe aber bemerkt, daß dieser Wechsel die Neger weit mehr als die Europäer angreift.

Besonders die Sepoys und andere Eingeborne vom festen Lande Indiens, die in den Diensten der europäischen Offiziere stehen oder die des Handels wegen hierher kommen, können die Kälte und Feuchtigkeit gar nicht ertragen, welche die heftigen Regen verursachen, die auf Ceylon weit länger als auf den Küsten Coromandel und Malabar anhalten. Dieser Umstände wegen nennt man diese Insel oft die Gießkanne von Indien.

Während der Regenzeit sind die Indier vom festen Lande sehr häufig Ruhren, Dysenterien und Fiebern ausgesetzt. Auch überfällt sie eine andere außerordentliche Krankheit, wobey sie ganz gegen ihre Gewohnheit eine Kur brauchen. Diese Krankheit ist unter dem Namen Berry berry bekannt; sie rührt von den elenden Nahrungsmitteln und von dem schlechten Wasser her, das gewöhnlich die Eingebornen trinken: vielleicht trägt auch zum Theil die feuchte Witterung in der Regenzeit mit dazu bey. Der Leib und die Beine des Kranken schwellen zu einer ungeheuern

heuern Dicke auf und gemeiniglich rafft ihn diese Krankheit innerhalb 24 Stunden hinweg. Die Heilart, die man dabey gebraucht, besteht darin, daß man den Kranken mit Kuhmist, Oehl, Chinarinde, Citronensafte und andern Kräutersäften reibt; alsdann begräbt man ihn bis ans Kinn in heißen Sand. Sind bloß die Beine angegriffen, so giebt man der Krankheit, ob sie gleich die nämliche ist, einen andern Namen; man sagt alsdann, daß ein Kranker Elephantenbeine bekommen habe: dies rührt von der Aehnlichkeit her, welche die Beine während dieser Krankheit mit den Beinen dieses Thieres haben. Man nennt sie auch die Cochin-Beine, weil diese Krankheit sehr stark unter den Eingebornen dieses Ortes [*]) auf der Küste Malabar herrscht. Sie rührt von dem ungesunden salzigen Wasser her, das man daselbst trinkt.

Für Europäer hat die Regenzeit keine so gefährlichen Folgen, obgleich Ruhren und Bauchschmerzen unter ihnen alsdann auch weit häufiger als beym trocknen Wetter sind. Unsere Soldaten beugen durch tüchtiges Arraktrinken und Tabakrauchen den nachtheiligen Einflüssen der Atmosphäre und des Wasser vor; die Eingebornen hingegen leben so enthaltsam, daß niemand oder nur Wenige Fleisch essen und nichts weiter als Wasser trinken und daß wenn sie einmal von solchen angreifenden Krankheiten überfallen werden, es ihrem Körper an Stärke gebricht, diesen Anfällen Widerstand zu leisten. Daher werden sie gewöhnlich ein Opfer derselben.

*) Cochin liegt unter dem 10 Grade und 21 Minuten nördlicher Breite.

D. Uebers.

Auf der innern Seite der Rheeden, wo die größern Schiffe vor Anker liegen und von denselben durch eine große Sandbank abgesondert, welche gerade queerüber läuft, liegt eine Bucht, die zur Aufnahme von kleinen Fahrzeugen und Donies geräumig genug ist. Das Leztere ist der einheimische Name für kleine Schaluppen und bedeckte Boote. Diese Bucht macht auf der einen Seite des Forts einen halben Mond; das Fort bricht durch seinen Vorsprung in die See die Heftigkeit der Stürme und schützt die hier vor Anker liegenden Schiffe gegen die Südwestwinde. Das Wasser auf der Barre ist zu seicht, als daß schwer beladene Schiffe darüber hinwegkommen könnten. Mehrere sind daselbst gescheitert, wenn sie die heftigen Winde vom Ankerplatze wegtrieben. Daher ist es nichts ungewöhnliches, daß man vom Fort auf die Schiffe Feuer giebt, wenn sie sich ihm allzu sehr nähern, damit man sie vor ihrer eigenen Gefahr warnt und damit man sie nöthigt, immer in einer gewissen Entfernung vor Anker zu gehen.

Colombo war seit der Einnahme von Seiten der Engländer mit seinen drey ersten Gouverneuren besonders unglücklich: alle drey starben innerhalb eines Jahres. Der Erste war der Oberste Petrie vom 77sten Regimente. Im December des Jahres 1796 langte der General Doyle aus England mit der Hälfte des 19ten Regimentes an, um den General Stewart im Commando abzulösen, allein er starb schon im darauf folgenden Juny und zwar aufrichtig bedauert. Der Oberste Bonnevaux in den Diensten der ostindischen Compagnie, der der älteste Offizier nach ihm auf der Insel war, wurde sein Nachfolger; kaum aber war er von seinem vorigen Posten Point de Galle drey bis vier Tage zu Colombo angelangt, so wurde er durch den Umsturz seines Wagens getödtet, als er durch Eines von den Thoren fuhr; er wurde eine Woche

nach seinem Vorgänger begraben. Nach seinem Tode übernahm der General von Meuron, den die Regierung zu Madras zur Untersuchung der Einnahmedepartements abgeschickt, das Commando; dies behielt er so lange, bis Herr Friedrich North als Gouverneur von Ceylon aus England ankam. Das Betragen dieses Mannes gegen jede Volksklasse seit seiner Ankunft aus England ist stets so beschaffen gewesen, daß es ihm auf ihre wärmste Anhänglichkeit Anspruch giebt und daß sie wünscht, sein Aufenthalt auf der Insel möchte weit länger als jener seiner Vorfahren dauern.

An jedem Fort in Indien steht auf der Außenseite der Festung eine Stadt oder ein Dorf, das in der Landessprache der Pettah heißt und das wir die schwarze Stadt nennen, weil sie hauptsächlich von schwarzen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt wird.

Der Pettah von Colombo verdient wegen seines Umfanges und seiner vorzüglichen Bauart eine besondere Erwähnung. Er ist in zwey Theile getheilt; derjenige, der zunächst am Fort liegt, besteht aus einer sehr breiten Straße; er fängt auf der Esplanade in der Nähe der Wälle an, und läuft bis zu einer alten Lehmmauer und zu einem Thore fort, das man die Kenman'spforte nennt. In diesem Theile des Pettah trift man mehrere vortrefliche Häuser an, die von vielen vornehmen Holländern und Kaufleuten bewohnt werden. Durch die Kenman'spforte geht ein enger Durchweg, der nach dem andern Theile des Pettah führt, der aus einer lang ausgedehnten Stadt besteht, welche auf der einen Seite von dem oben erwähnten See umgeben ist. Außer einer Hauptstraße giebt es verschiedene kleinere Straßen, die mit derselben parallel laufen. In Einer derselben steht

 ein

ein großes gut gebauetes Haus, das man das Waisenhaus nennt, wo die Holländer die Kinder ihrer Soldaten und der ärmern Europäer, so wie auch diejenigen erziehen ließen, die sie mit eingebornen Frauenzimmern gezeugt haben. Diese Kinder wurden hier auf öffentliche Kosten erzogen, bis die Knaben alt genug waren, um bey Handwerkern in die Lehre gebracht zu werden; den Mädchen verschafte man eine bequeme Lage oder man verheurathete sie an Personen von ihrem Stande. Dies löbliche Institut dauert noch fort und unsere Regierung trägt mit einer höchst preißwürdigen Freygebigkeit zu seiner Unterstützung bey.

Dicht an der Esplanade befindet sich der Garnisongottesacker; die Kirche steht, wie ich schon oben erwähnt habe, am andern Ende der Stadt.

Die Läden, Bazars und Buden laufen alle längs den Straßen hin und sind mit allerhand Waaren angefüllt, welche besonders unter den Eingebornen Indiens Mode sind. Die Stadt wimmelt den ganzen Tag über von allen Arten von Leuten. In der Straße nächst dem Meere befindet sich ein vortreflicher Fischmarkt, der reichlich mit Fischen aus dem Meere, den Seen und Flüssen in der Nachbarschaft versorgt ist. Und in der That machen die Fische einen beträchtlichen Theil des Unterhaltes der Einwohner aus; das Fangen und zu Markteschaffen giebt einer großen Menge Leute Beschäftigung.

Die Boote oder Kähne, die sie bey ihrer Fischerey brauchen, zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie sind von einer sonderbaren Gestalt und Bauart, die bloß auf Ceylon gewöhnlich und die ganz vortreflich auf den Zweck, wozu man sie braucht, berechnet sind. Sie sind

sind ungefähr 15 Fuß lang und nicht über 2 Fuß breit. Vermöge dieser Gestalt laufen sie unglaublich schnell, besonders wenn man noch ein sehr großes starkes Seegel hinzuthut. Nun sollte man zwar glauben, daß es dasselbe nicht ohne umzustürzen werde führen können. Allein, um dies zu verhüten, bedient man sich eines sehr sinnreichen und einem Europäer sehr außerordentlich vorkommenden Behelfes. Man nimmt ein Stück Holz, das sich vermittelst der kleinen Stange 5 bis 6 Fuß weit von dem Ende des Bootes erstreckt. Es ist nach der Größe des Fahrzeuges bald größer bald kleiner und an jedem Ende gleich dem Vordertheile eines Kanots gestaltet, um das Wasser zu durchschneiden. Dies Stück Holz ist am Boote mit zwey langen gebogenen Haken festgemacht und scheint zugleich zum Steuerruder und zum Ballaste zu dienen. So sonderbar auch dies Auskunftsmittel scheinen mag, so ist es doch durchaus unentbehrlich: denn da die Boote außerordentlich schmal sind, so würde sie ohne dasselbe schon eine einzelne Person, die hineinträte, umköpeln. Sie führen auch einen Mastbaum, an dem das starke Seegel auf eine solche Art befestigt ist, daß das Boot in beyden Richtungen seegeln kann; man kann ihm daher augenblicklich eine entgegengesetzte Richtung geben, ohne daß man umzuwenden oder umzulegen braucht; man darf nur die Seegelstange umdrehen. Zur Lenkung der Spitze des Bootes braucht man ein Ruder, das in der Gestalt etwas Aehnliches mit einer Schaufel hat.

Der Körper des Fahrzeuges besteht aus einem großen Baume, den man durch Feuer ausgehölt hat oder den die Zimmerleute ausgehauen haben. An seinen Seiten hin sind Ränder bis zu einer Höhe von ungefähr 2 Fuß in Gestalt von Kanonenlagen angenagelt, damit nicht etwann Wasser hereindringt, wenn es das Boot mehr über seine

Oberfläche erhebt. Sollen große Lasten landeinwärts auf den Kanälen und Flüssen fortgeschaft werden, so bindet man zwey bis drey solche Fahrzeuge ohne die kleine Stange (out-rigger) zusammen. Dann legt man gespaltene Röhre, Bambus oder Betelholz darüber weg, so daß eine Art von Floß daraus entsteht, so schwer man auch alsdann das Fahrzeug beladen haben mag, so geht es doch nicht eben tief im Wasser.

Die Eingebornen bedienen sich auch noch anderer Boote mit einem flachen Boden; die aber viel breiter als die eben beschriebenen sind. Sie sind gleich einem Hause mit Cocosbaumblättern bedeckt und so groß, daß man Lagerstätten darin aufschlagen kann. Sie sind sehr angenehme Fahrzeuge und unsere Offiziere machen stark Gebrauch davon, wenn sie auf die Jagd gehen. Die Eigenthümer dieser Boote und eine große Menge Eingalesen, deren Geschäft darin besteht, daß sie Waaren oder Lasten zu Wasser von einem Orte zum Andern schaffen, leben beständig am Bord derselben. Vorzüglich habe ich bey Colombo oft zwey bis drey hündert solche Boote bemerkt, die in regelmäßigen Reihen an den Ufern der Flüsse hin vor Anker lagen und ganze Familien am Bord hatten, die sie zu ihrer Wohnung gemacht hatten [1]. Boote von europäischer Bauart werden selten oder niemals auf Ceylon gebraucht; kaum sind sie den Eingebor-

1) Auch in China lebt eine sehr große Menge Menschen beständig auf den Fahrzeugen, die sich auf den Flüssen, Seen und mit dem Fischfangen, Reißtransporte u. s. w. beschäftigen.

D. Uebers.

bornen bekannt, ausgenommen zu Colombo und Trincomale.

Die Straße oder vielmehr die Allee, die durchs Kenmanstbor nach dem äußern Pettah führt, ist sehr schmal; sie ist folglich wegen des Himmelsstriches und ihrer engen Beschaffenheit außerordentlich heiß. Hier wohnen die Metallprobierer und Geldwechsler. Der äußere Pettah ist sehr groß und zertheilt sich in eine Menge Straßen, worunter Einige zwey Meilen lang sind. Am jenseitigen Ende der Einen davon steht die Kirche; hinter derselben befindet sich ein großes, längliches, steinernes Gebäude, das auf der Fronte auf Säulen ruht und das zum Empfang der candyschen Gesandten bestimmt ist. Hier halten die Eingebornen, sowohl Männer als Weiber eine Menge Bazars (Läden), die mit Vegetabilien, gedörrten Fischen und Früchten im Ueberflusse versehen sind.

In diesem Theile des Pettah's wohnt eine sehr große Menge Zimmerleute, Schmiede und allerhand Handwerker und Künstler; besonders Gold- und Silberarbeiter. Hier giebt es auch eine große Anzahl schwarzer Kaufleute und Canoplies oder schwarzer Rechenmeister; hier stehen auch die Leute, welche die verschiedenen Arten von kostbaren Steinen, die man auf Ceylon findet, verarbeiten und verkaufen.

Colombo ist im Ganzen genommen in Ansehung seiner Größe Einer der volkreichsten Plätze in Indien [1]). Es

1) Die Holländer gaben sonst die Anzahl seiner Bewohner zu 300,000 an.

D. Uebers.

Es giebt keinen Ort in der Welt, wo so viele verschiedene Sprachen gesprochen würden oder der eine solche Mischung von Nationen, Sitten und Glaubensarten enthielte. Außer den Europäern und Eingalesen, welche die eigentlichen Eingebornen der Insel sind, trist man allenthalben in der Stadt beynahe jede Art von Asiaten an; da giebt es Mohren a) von jeder Classe, Malabaren, Travancorianer, Malayen, Hindus, Gentus, Perser, Araber, Türken, Maldivier, Javaner und Eingeborne von allen asiatischen Inseln; Persis [1]) oder Feueranbeter, die lieber ihre Häuser abbrennen lassen und in den Flammen umkommen, als zu Löschmitteln greiffen. Man trift hier auch eine Menge Africaner, Caffren [2]), Buganesen, eine vermischte Raçe von Afrikanern und Asiaten an; außer den Halbcasten findet man auch farbige Leute und andere Arten, die von einer Vermischung der ursprünglichen Raçen herkommen. Jede dieser verschiedenen Volksklassen hat ihre eigenen Sitten, Gebräuche und Sprache.

Die

a) Stavorinus sagt, die Mongolen werden in Bengalen auch Mohren genannt. Sie entrissen im Jahr 1525. den Afgahnen Hindostan.

D. Uebers.

1) Ohnstreitig Parsen.

D. Uebers.

2) Sind Ungläubige, Heiden. Man versteht darunter Leute von Nationen, die an mehrere Götter glauben.

D. Uebers.

Die Sprache, die am allgemeinsten so wohl von Europäern als von Asiaten, welche nach Colombo kommen, gesprochen wird, ist das indische Portugisisch. Dies ist eine schlechte, verdorbene Mundart, die gänzlich von dem Portugisischen verschieden ist, das man in Portugal spricht. Man kann es als eine Zusammensetzung von einer Menge indischer und verschiedener europäischen Sprachen ansehen, unter denen man die Französische sehr deutlich unterscheidet. Ob man gleich diese Mundart für die niedrigste und gemeinste hält, so ist ihre Kenntniß doch sehr nützlich, ja so gar unentbehrlich, weil man in den meisten Niederlassungen auf der Küste, besonders in solchen, die im Besitze der Holländer gewesen sind, gewöhnlich mit Mohren und Malabaren zusammenkommt, die sie beyde sprechen. Auf Ceylon ist ihre Kenntniß besonders nützlich; ohne sie kann man sich unmöglich mit holländischen Damens unterhalten, weil sie selten jemand in einer andern Sprache anreden. Dieser letztere Umstand überraschte mich nicht wenig, da ich an jedem andern Orte allemal gefunden hatte, daß dasjenige, was man für gemein hielt, besonders von den Damen verabscheuet wurde. Gleichwohl versuchen die holländischen Damen kaum jemals, selbst nicht mit ihren eigenen Familien und mit ihren Freunden Holländisch zu sprechen, ob das Holländische gleich für die gebildete Sprache gehalten wird. Ich bin geneigt, diese Anhänglichkeit an das gemeine Portugisisch ihrem häufigen und vertrauten Umgange mit ihren Sklaven zuzuschreiben, welche Alle diese Mundart sprechen.

Trotz der schwierigen Zugänge nach Colombo und trotz seines gänzlichen Mangels an einem sichern Hafen für große Schiffe macht diese Stadt doch der Reichthum des Bezirkes, in dem sie liegt und die Menge der Artikel,

die sie in den Handel liefert, zu einem sehr ansehnlichen Handelsplatze. Sie wird deshalb sowohl von Europäern, als von den Eingebornen der verschiedenen Küsten Indiens sehr stark besucht, und die Ein- und Ausgangszollen bringen der Regierung eine beträchtliche Summe ein. Aus diesem Bezirke wird jährlich eine große Menge Zimmt und Pfeffer, Stapelgewürze der Insel, nach Europa in den Schiffen geschaft, die hier deshalb auf ihrer Fahrt von Madras und Bengalen einlaufen. In der Nachbarschaft von Colombo und in andern Bezirken auf der Westküste hin verfertigt man eine große Menge Arrak, den man nach unsern Besitzungen von Bengalen, Madras und Bombay verschickt. Dafür senden diese Orte Reiß und andere Produkte hierher, von denen Ceylon nicht genug zu seinem eigenen Verbrauchen zu liefern im Stande ist. Man verfertigt hier auch eine große Menge Coya-Seile oder Tauwerk und schickt davon Vorräthe an unsere Schiffe auf den verschiedenen Stationen in diesen Meeren. Eine Menge geringerer Artikel, welche in diesem Theile der Insel wachsen, führen die Mohren und Malabaren aus, die sich deshalb hier aufhalten. Diese Produkte sind Betelblätter, Arekanüsse, Jsaggery, eine Art groben schwärzlichen Zuckers, Cocosnüsse und Oehl, Honig, Bienenwachs, Cardamom, Corallen, Elfenbein, Früchte und noch eine Menge anderer geringerer Artikel. Dagegen führen sie grobe baumwollene Zeuge und Calicoes, gedruckte oder gemahlte Zeuge zu Frauenzimmerputz, grobe Museline, Schnupftücher, Palamboes, Strümpfe, chinesisches Porzellan, Zinn, Kupfer und eine Menge anderer Kleinigkeiten ein; auch bringen sie Bomeloes, eine Bombay eigenthümliche Fischart und Zwiebeln von dem nämlichen Orte, wo sie außerordentlich gut sind.

Die

Die Holländer hatten auf alle diese Ein- und Ausfuhrartikel eine Abgabe von fünf Prozent gelegt, die von unserer Regierung noch bezogen wird.

Alljährlich langt, insgemein gegen den Februar hin, ein portugisisches oder chinesisches Schiff von Macao mit Thee, Zucker, Eingemachten, Schinken, Seidenzeugen, Sammt, Nankings, Sonnenschirmen, Strohhüten, allerhand chinesischen Porzellanen und Kleinigkeiten an. Diese Artikel gehen hier sehr reißend ab und da sie gemeiniglich in schwerem Geld bezahlt werden müssen, so geht durch sie ein großer Theil Gold und Silber aus dem Lande.

Die gewöhnliche Münze, sowohl hier als in den übrigen Besitzungen der Europäer auf der Insel waren bey der Ankunft der Engländer Reichsthaler; diese sind ein bloßes Nominalgeld, wie es mit unserm Pfund Sterlinge der Fall ist, welches man zu einer bestimmten Anzahl Kupfermünze berechnet. Außer verschiedenen kleinern Kupfermünzen, die man Stücke oder Stüvers a) nannte, gab es auch noch Halbestücke und Dudies. Vier Stücke oder zwey Dudies giengen auf einen Fanam und sieben Fanams machten einen Reichsthaler aus. Dieser verhältnißmäßige Werth der Münzen ist indessen verändert worden und seitdem die Insel in unsern Besitz gekommen ist, hat man hierin neue Einrichtungen gemacht. Es ist jetzt hier ein neues Gepräge von doppelten und einfachen Stücken und Halbstücken im Umlaufe, die unsere ostindische Compagnie hat schlagen lassen. Ein Stück ist ungefähr so viel als ein Halfpens Sterling (vier

a) Stüver 7 bis 8 Pf.

D. Uebers.

vier bis fünf Pfennige); vier Stücke gehen auf einen Fanam, und zwölf Fanams machen einen Reichsthaler oder wie unsere Leute gewöhnlich sagen, eine Kupferrupie aus. Diese letztere Münze gilt ungefähr zwey Schillinge (14 Groschen); viere davon gelten so viel als eine Sternpagode; dies ist eine Madrasische Goldmünze, die so viel als acht Schillinge Sterling beträgt.

Unsere Truppen bekommen gemeiniglich ein Drittel ihres Soldes in Gold, Eines in Silber und Eines in Kupfer. Dieses Verhältniß bleibt sich jedoch nicht immer gleich; es ändert sich nach dem Zustande der Casse. Wenn die Regierung Kupfergeld ausgiebt, so rechnet sie gewöhnlich fünf und vierzig Fanams auf die Pagode, welches ungefähr das nämliche Verhältniß ist, in welchem es die Compagnie zu Madras ausgiebt. Die Truppen aber büßen bey diesem Preiße ein, weil die holländischen und englischen Kaufleute acht und vierzig Fanams auf die Pagode verlangen, wenn sie ihnen etwas abkaufen wollen. Das Schwanken des Geldpreißes ist auf Ceylon sehr groß und rührt unmittelbar von der Menge oder Seltenheit des Goldes und Silbers daselbst her. Ich habe öfters fünf Rupien oder zehn Schillinge Kupfermünze für eine Pagode in Gold geben müssen und das nämliche Verhältniß findet auch zwischen einer Silber- und Kupferrupie statt. Drey Jahre vor meiner Abreise war das Gold wegen der geringen Einfuhr desselben auf die Insel, woran der Krieg und der schwankende Zustand der Dinge Schuld war, so selten geworden, daß die Regierung nicht so viel auftreiben konnte, als zur Bezahlung der Truppen erforderlich war. Hiervon fühlten wir die Nachtheile oft sehr stark, wenn gelegentlich zu Colombo Schiffe anlegten, besonders wenn das Schiff von Macao ankam, da es gerade der einzige Zeitpunkt war,

wo man sich viele nöthige Artikel allein verschaffen konnte. Die fremden Kaufleute wollten das Kupfergeld der Insel, das wir als Löhnung erhielten, nicht annehmen, weil es nirgends anders gilt: unsere einzige Zuflucht bestand daher darin, daß wir unser Kupfergeld zu den Mäklern oder Wechslern trugen und es bey ihnen gegen Gold und Silber auf jede ihnen beliebige Bedingung umsetzten.

Die Ausgabe für die Lebensbedürfnisse belaufen sich zu Colombo weit höher als man erwarten sollte. Alles ist im Ganzen auf Ceylon theuerer als auf dem festen Lande von Indien, von woher die Meisten der nöthigen Artikel gezogen werden; die Transportkosten müssen also noch zu demjenigen, was eine Sache ursprünglich kostet, hinzugerechnet werden. Pferde und Bediente sind besonders kostspielig. Wer ein Pferd zu Colombo hält, dem kommt es so hoch als zu Madras zwey zu stehen. Der Bedientenlohn beträgt beynahe auch das Doppelte, da man die Bedienung gewöhnlich aus Bengalen und von Madras kommen läßt; und da sowohl sie als ihre Herren die Kleidung und den Unterhalt theuerer bezahlen müssen als es in ihrem Vaterlande der Fall ist, wo diese Artikel producirt werden. Die Bedienten bedingen sich auch einen höhern Lohn aus, ehe sie nach Ceylon kommen, weil sie gegen dasselbe wegen der Theuerung daselbst und der Entfernung ihrer religiösen Häuser und Plätze sehr stark eingenommen sind. Auch herrscht unter dem gemeinen Volke des festen Landes die eingewurzelte aber grundlose Meynung, daß Ceylon der ungesundeste Theil von Indien sey. Die Europäer sind allgemein von der Grundlosigkeit dieser Vorstellung überzeugt: weil sie aus der Erfahrung wissen, daß es wirklich das schönste Clima in diesem Theile der Welt hat.

Um die Ausgabe zu vermeiden, welche die Unterhaltung der Bedienten von der Küste her erfoderte, führten die Holländer die Sitte ein, Sklaven von afrikanischen Völkerschaften zu erziehen und Malayen zu brauchen, die vortrefliche Köche und Gärtner machten und in jeder Hinsicht wirklich gute Dienstboten waren, ob sie schon in Vergleich mit den Andern bloß eine Kleinigkeit kosteten. Diese Ausgabe könnte man noch gar sehr vermindern, wenn man zu den häuslichen Geschäften eingeborne Ceylonesen brauchte. Allein es herrscht durchgängig die Meynung, daß sie sich wegen ihrer Neigungen und Fähigkeiten sehr schlecht dazu schicken: besonders beklagt man sich darüber, daß sie in der Wartung und Pflege der Pferde sehr unerfahren und unwissend sind. Ich sehe jedoch nicht ein, warum man diese Hindernisse nicht aus dem Wege räumen können sollte, wenn man sie frühzeitig an die verschiedenen Arbeiten eines Bedienten gewöhnte. Man würde dadurch europäische Sitten und Vorstellungen unter den Eingebornen einführen und zugleich einen Theil des Reichthums auf der Insel behalten, den jetzt Fremde mit aus dem Lande nehmen.

Die übrigen zum Leben erforderlichen Bedürfnisse sind zu Colombo und überhaupt in jedem Theile der Insel, alle verhältnißmäßig theuer gewesen. Alle sind sehr stark im Preiße gestiegen; Vegetabilien und andere Lebensmittel, die man sonst im größten Ueberfluß hier fand, sind gleichfals selten und theuer worden. Dies rührt von verschiedenen Ursachen her. Seitdem die Engländer Ceylon in Besitz genommen haben, ist ein großer Zufluß von allerhand Leuten gewesen: es sind sowohl solche, die sich nur gelegentlich des Handels wegen hier einfinden, als auch solche herbeygeströmt, die diese Insel zu ihrem beständigen Aufenthaltsorte machen wollen. Dieses Zuströmen von Frem=

Fremden hatte vormals die engherzige und eifersüchtige Politik der Holländer sehr eingeschränkt; allein die edelmüthige Staatsklugheit unserer Regierung, die dasselbe aufmuntert, ob schon anfänglich einige Unbequemlichkeiten, z. B. das Steigen der Preiße der Lebensmittel, daraus entstehen, legt den Grund zu einer zahlreichern Bevölkerung und folglich zu einer künftigen Vermehrung des Reichthumes und des Wohlstandes.

Eine von den Hauptursachen von der Seltenheit der Vegetabilien, die in diesem heißen Himmelsstriche einen so großen Theil der Nahrungsmittel ausmachen, lag in den ersten Jahren nach unserer Einnahme der Insel darin, daß die Holländer in zwey auf einander folgenden Jahren nicht ihren gewöhnlichen Vorrath an Sämereyen von dem Cap der guten Hofnung und aus Holland erhalten hatten. Der Saamen von allen Arten europäischer Pflanzen artet schon in wenigen Jahren unter diesem Himmelsstriche sehr aus und liefert gar bald ein bloß mittelmäßiges Erzeugniß. Die Aufziehung der Pflanzen erfodert daher viele Sorgfalt; eben so vorsichtig muß man seyn, wenn man die Saat gegen die Verheerungen der Ameisen [1]) und andern Ungeziefers sichern will, das sich an alle Arten von Pflanzen, zu denen es kommen kann, festsetzt. Will man diese Pflanzen in ihrer Güte erhalten, so ist es durchaus nöthig, beynahe alle Jahre frischen Saamen aus ihrem vaterländischen Clima einzuführen.

Solche Artikel hingegen, die einheimische Produkte der Insel sind, findet man in großem Ueberflusse und um einen

1) Dieß sind ohnstreitig die weißen Ameisen (termes fatalis Lin.).

D. Uebers.

einen mäßigen Preiß. Besonders ist Rindfleisch, Fische und Geflügel sowohl wohlfeil als in Menge zu haben. Schöpsenfleisch ist außerordentlich theuer, weil man in der Nachbarschaft von Colombo keine Schaafe halten kann. Ich habe schon oben erwähnt, daß sie auf Ceylon bloß zu Jafnapatam gut fortkommen: der Transport von daher oder die Einführung derselben von festem Lande Indiens vertheuert daher zu Colombo das Hammelfleisch außerordentlich. Ich zweifle jedoch, daß den Schaafen das Clima oder die Weide so nachtheilig ist, als man insgemein glaubt. Ich habe sehr schönes und fettes Schöpsenfleisch gegessen; man hatte die Hammel aus Bengalen und von der Küste Coromandel geholt und mehrere Monate lang auf Ceylon geweidet, ehe man sie geschlachtet hatte. Ich glaube daher, daß Eine der Hauptursachen, warum man hier keine Schaafe mit gutem Erfolge fortbringt, darin liegt, daß sie so leicht eine Beute der Schakale (canis aureus Lin.), Schlangen und anderer schädlicher Thiere werden. Schweine werden in großer Menge gezogen; obgleich weder ich noch meine Herren Mitoffiziere großen Appetit an ihrem Fleische fanden, sobald wir sahen, daß man beym Füttern derselben die Reinlichkeit für etwas ganz überflüssiges hielt. Deshalb freueten wir uns auch nicht sehr, wenn wir Enten auf unserer Tafel erblickten, ob sie gleich weder wohlfeil noch überflüssig zu haben waren. Gänse sind selten und Truthühner sind gar nicht zu bekommen, die Wenigen ausgenommen, die gelegentlich Schiffe aus andern Theilen Indiens mit hierher bringen.

Da also alles auf Ceylon sehr theuer war, so erhielten die hier stehenden Soldaten von der Regierung einen vollen Batta, oder die doppelte Löhnung der ostindischen Compagnie. Dies reichte jedoch nicht weiter als der

halbe

halbe Batta auf dem festen Lande, wo man in der That mit einem geringern Solde in jeder Hinsicht besser lebt. Einen beträchtlichen Unterschied machen die Wohnungen aus; auf dem festen Lande weißt man jederzeit den Offizieren Quartiere an oder man giebt ihnen das Geld, um sich selbst dergleichen zu suchen; auf Ceylon hingegen müssen sie ihre Wohnung selbst bezahlen und dieser Miethzinns beläuft sich gemeiniglich monatlich auf 6 bis 12 Pagoden.

Sechstes Kapitel.

Das Land südwärts von Colombo. — Galkiest. — Pontura (Puntura). — Caltura. — Barbarin. — Bentot. — Point de Galle. — Matura. — Batacolo.

Die Gegend um Colombo herum ist verschiedene Meilen weit eben und sehr fruchtbar. Sie ist mit Reißfeldern und Weideplätzen geschmückt und eine Menge Alleen geben ihr eine angenehme Mannigfaltigkeit, wo man besonders den Cocosbaum [1]) bemerkt. In den Ebenen liegen eine Menge artiger Erhöhungen zerstreuet, auf denen man diese schöne Ansicht genießen kann, die überdieß noch durch eine Menge kleiner Flüsse, Seen und Canäle verschönert wird. Die schattigen Wege, die allenthalben das Land durchschneiden, geben dem Wanderer einen angenehmen Schutz; während die zahlreichen Landsitze und Gärten, die sie

1) Cocos nucifera Lin.

D. Uebers.

sie einschließen, seinen Augen einen stets veränderten Genuß gewähren. Hier haben die reichsten Holländer ihre Landhäuser. Der letzte Gouverneur van Angelbeck besaß hier ein sehr artiges Haus, das an den Ufern des Motwal (Mutwal) eine angenehme Lage hat; es liegt gerade an der Stelle, wo sich der Fluß in ein sehr breites Bette ausbreitet und wegen seiner zahlreichen Krümmungen vom Wege aus, der viele Meilen weit an seinen Ufern hinläuft, einen sehr reitzenden Anblick gewährt. Das Haus, das der Gouverneur North, etwann eine Meile von dem Fort bewohnt, ist ein sehr schönes Gebäude und gewährt nebst den umliegenden Gärten und Feldern einen angenehmen Aufenthaltsort.

Eine der vorzüglichsten Schönheiten in der Nachbarschaft von Colombo ist die ungeheuere Anzahl von Zimmtbäumen, (laurus Cinnamomum Lin.) die den Reichthum der Insel ausmachen. Sie wachsen in den Wäldern wild im Ueberflusse; in den Gärten pflanzt man sie jetzt regelmäßig mit dem glücklichsten Erfolge an.

Kommt man weiter südwärts von Colombo, so sind die Wege immer noch von großen Alleen von Cocosbäumen eingefaßt und geschüzt, die sowohl durch ihren Schatten als durch ihre Früchte Erfrischung gewähren. Das Reisen ist daher hier im Ganzen angenehm, obgleich der Sand wirklich etwas ermüdend ist. Der Weg läuft 6 Meilen weit ganz an der See hin, bis man zu dem kleinen Dorfe Galkiest gelangt, wo eine Kirche sowohl für die Holländer als für die Cingalesen ist. Viele von den Eingebornen hat man zur christlichen Religion bekehrt.

Von Galkiest bis nach Pantura[1]), welches 1½ Meilen beträgt, ist der Weg schön schattig und erhält durch einen Theil von den Zimmtgärten, der sich über diesen Bezirk hin erstreckt, eine angenehme Abwechselung. Pantura ist ein Dorf mit einer Kirche: man hat hier Barraken errichtet, in welche die Truppen gelegentlich auf ihren Märschen von Colombo nach Point de Galle einquartirt werden. Auf dem Wege hierher muß man über einen Fluß von beträchtlicher Breite gehen, der dicht davon ins Meer fällt.

Von Pantura bis nach Caltura, welches 10 Meilen beträgt, kann man das ganze Land als einen angenehmen Lustwald betrachten; der Weg hat ganz das Ansehen von einem breiten Spaziergange durch einen schattigen Garten. Es giebt wenige Flecken, die so licht wären, daß die heißeste Mittagssonne hindurchdringen könnte. Von der angenehmen Erfrischung, die dem Reisenden unter diesem Himmelstriche ein solcher Weg gewährt, können sich bloß diejenigen einen Begriff machen, die von Colombo nach Caltura gereist sind. Der vortrefliche Weg hier verdient bemerkt zu werden. Die Erquickung, welche die kühlen Schatten gewähren, fühlt ein Europäer sehr stark. Ich erfuhr dies zu meiner großen Zufriedenheit auf einer Reise, die ich im Dezember 1799 von Caltura nach Colombo machte. Es war gerade damals die heißeste Jahreszeit und die Entfernung zwischen den beyden Orten beträgt über 28 Meilen. Ich verließ Caltura um 9 Uhr Morgens in Gesellschaft von zwey Paaren Palankinknaben, die den nämlichen Weg machen wollten.

1) Vorhero nannte der Verf. diesen Ort Pontura (Puntura.)
D. Uebers.

ten. Meine Reisegefährten blieben jedoch gar bald hinter mir zurück; und nach einem Aufenthalte von einer Stunde, die ich mit dem Uebersetzen über den Caltura- und Pantura-Fluß zubrachte und die ich zu Galkiest blieb, langte ich Nachmittags halb fünf Uhr zu Colombo an; ich hatte also diese Reise in der Tageshitze in 7½ Stunde zurückgelegt. Ich führe diesen Umstand deshalb an, um zu zeigen, wie weit weniger das Clima von Ceylon die Kräfte eines Europäers als irgend ein anderer Theil von Indien schwächt. Es giebt keinen Ort auf dem festen Lande, den ich besucht habe, wo ich in dem nämlichen Zeitraume mehr als die Hälfte dieses Weges hätte zurücklegen können; gleichwohl ist der Weg, den ich gereist bin, noch nicht sechs Grade von der Linie entfernt. Ich könnte noch mehrere Beyspiele einer solchen Anstrengung anführen, die Europäern das Clima von Ceylon zu machen gestattete, wo ihnen weder der gute Weg noch die schattige Allee zu Hülfe kamen; allein ich will bloß noch Eins erwähnen: ein Soldat von der bengalischen Artillerie verließ des Morgens Colombo und langte mit Sonnenuntergang zu Resouveorti an, wo wir uns auf unserer Reise nach Candy gelagert hatten, (die Entfernung zwischen beyden Orten beträgt 40 Meilen.) ob er gleich öfters der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt war und viele Theile des Weges sehr rauh und beschwerlich zu reisen waren.

Der Fluß zu Caltura ist Einer von den größten Armen des Muliwaddy und hier ungefähr eine Meile breit. Er bespült zwey Seiten des Forts, von dem er beherrscht wird und ist mit Booten bis ans Meer schifbar. Die Anhöhe, auf der das Fort steht, hängt über den Fluß herüber und gewährt eine weite und sehr mahlerische Aussicht.

Das Fort kann vermöge seiner Lage zu einem sehr festen Posten gemacht werden; man hat es jedoch sehr vernachlässigt und es ist gegenwärtig sehr baufällig. Die Befehlshaberstelle hat ein Subalternoffizier, der deshalb hier steht, um die eingebornen Eingalesen in Respekt zu halten und sie zum Gehorsame gegen ihre Mudeliers oder Obrigkeiten zu nöthigen; ferner soll er auch die Verbindung zwischen Colombo und Point de Galle unterhalten und sichern. Der befehlshabende Offizier führt den Vorsitz im Gerichtshofe und entscheidet über alle Streitigkeiten zwischen den Landleuten. Das Meer, die Esplanade und das Dorf auf der Außenseite des Forts, so wie auch die schöne umliegende Gegend machen Caltura zu einem wahrhaft angenehmen Schauplatze. Man sieht hier auf und abwärts einige Strecken Zimmtbäume zerstreuet stehen; und erst bloß etwas noch weiter gegen Süden hin hört dieser fruchtbare Bezirk von Colombo auf, der einen so großen Theil des Reichthums von Ceylon enthält.

Wegen der großen Menge von Wildpret, das sich um Caltura herum aufhält, begeben sich häufig Jagdpartien dahin und setzen die Gastfreyheit des Befehlshabers auf die Probe. Gelegentliche Reisende finden hier auch eine gute Aufnahme und Bequemlichkeit, indem die Regierung dem befehlshabenden Offizier ein vortrefliches Haus geschenkt hat und ihm auch monatlich für offene Tafel eine Vergütung giebt. Die Arten, wie man Rothwild und wilde Schweine jagt, sind denjenigen ähnlich, deren man sich in den Hochländern von Schottland beym Jagen großen Rothwildes in den wenigen noch übrigen großen Forsten bedient. Da die Gegend um Caltura her, wo man das Wildpret findet, mit außerordentlich dichten kleinen Gesträuchen bedeckt ist, so werden eine Menge einge-

bor-

borner Landleute aufgeboten und auf den verschiedenen Pfaden und Oefnungen in die Wälder und Gebüsche geschickt, bis sie eine große Strecke Raum völlig umschlossen haben. Hierauf dehnen sie sich so weit aus, daß sie einen großen Halbzirkel bilden und in dieser Stellung nähern sie sich der Stelle, wo die Jäger am Rande der Wälder stehen; zugleich machen sie einen gewaltigen Lerm, um das Wildpret, das etwann im Dickigt verborgen liegt, aufzuscheuchen. Da sich die Thiere in ihren Lagern eingeschlossen sehen, so suchen sie natürlicher Weise durch das Thal nach einem andern Hügel oder Walde zu entkommen; allein kaum sind sie durch die Oefnungen hindurch, so werden sie von den Jägern angefallen, die sorgfältig jeden Ausgang besetzt und sich und ihre cingalesischen Schützen in kleinen Entfernungen von einander gestellt haben; alle sind bey dieser Gelegenheit mit Vogelflinten versehen. Die Geschicklichkeit, die die Eingebornen bey dieser Jagdart zeigen und die Schnelligkeit, mit der sie sich einen Weg durch das Gestrippe und Gesträuch, welches undurchdringlich zu seyn scheint, eröfnen, ist erstaunenswürdig.

In einem beträchtlichen Umfange um Colombo herum findet man mehrere einheimische Manufakturen. Besonders bereitet man eine große Menge Arrak aus den Cocosbaumwäldern, die sich in jeder Richtung mehrere Meilen weit erstrecken und von Colombo aus bis nach Caltura und noch mehrere Meilen über das Letztere hinaus einen ununterbrochenen Wald bilden. Es giebt hier auch eine große Zuckerrohrpflanzung und eine Rhumdestillirerey, die einige Holländer betreiben, welche sich in dem Dorfe und in der Nachbarschaft angesiedelt haben. Dieser Rhum steht jedoch an Güte dem Westindischen sehr weit nach.

Sechs

Sechs Meilen vorwärts von Caltura liegt das kleine Dorf Barbarin mit einer Art von Hafen, der durch einen Vorsprung des Landes, wo der Fluß in das Meer fällt, gebildet wird. Dies ist fast die einzige Stelle auf dieser Küste, wo die hohen Wogen und die Felsenufer Schifsbooten von europäischer Bauart zu landen gestatten.

Dieser Ort zeichnete sich durch einen empörenden Vorfall aus, der sich im Jahre 1795 ereignete. Das königliche englische Schiff, der Orpheus, schickte ein Boot hierher, um frische Lebensmittel zu holen; die Matrosen vertraueten dem Frieden, der damals noch zwischen der englichen und batavischen Regierung bestand, stiegen ohne alle Besorgniß ans Land und begannen Wasser, etwas weniges Geflügel und Vegetabilien aufzusuchen. Anfänglich wurden sie mit vieler anscheinenden Artigkeit aufgenommen und man ließ es nicht an Versprechungen fehlen, daß sie mit den verlangten Artikeln reichlich versorgt werden sollten. Allein hierbey hatte man bloß die Absicht, sie hinzuhalten: denn unvermerkt schlich sich eine Partey Malayen zwischen sie und das Boot und fiel plötzlich über sie her. Nur wenige von unsern Matrosen entgiengen dieser empörenden Verrätherey, die ein Streich der eifersüchtigen und barbarischen Politik der Holländer war, welche sie gewöhnlich gegen Fremde ausübten, die sich ihren Colonien näherten. Die Malayen, welche das Werkzeug ihrer Grausamkeit bey dieser Gelegenheit gewesen waren, geriethen nachher in Furcht, daß man sich an ihnen rächen möchte, als unsere Truppen vor Colombo anrückten. Und es war wirklich ein Glück für sie, daß die Stadt durch Capitulation übergieng, indem unsere Soldaten sowohl um dieser Verrätherey willen, als auch

wegen ihrer wiederholten Versuche, unser Lager von Trincomale und Colombo zu überfallen, äußerst gegen sie erbittert waren.

Zu Barbarin findet man eine Hauptmanufaktur von Tau- und Ankerseilen, die man aus dem Cocosbaume verfertigt. [1]) Man versendet sie von hier aus in großer Menge nach Colombo und Point de Galle, um die nach diesem Häfen handelnden Schiffe damit zu versorgen.

Etliche Meilen weiter hin liegt Bentot, das bloß deswegen merkwürdig ist, weil man die besten Austern daselbst findet.

Point de Galle, [2]) das man in Ansehung seiner Wichtigkeit für die dritte Stadt auf der Insel hält, liegt etwann 60 Meilen gerade gegen Süden von Colombo unter dem 6° nördlicher Breite. Das Fort ist sehr fest

1) Die oberste und erste Schaale der Cocosnuß, sagt Wolf in s. Reise nach Ceylon 1 Th. S. 95. die einem Baste gleicht, legt man eine zeitlang ins Wasser, damit sie weich wird; alsdann klopft man dieselbe, bis sie eine Gestalt wie braune Pferdehaare aus den Mähnen oder Schweife bekommt; hieraus spinnt man Stricke, ja die größten Anker- und Kabeltau zu großen Schiffen, die diejenigen, die aus europäischem Hanfe gemacht sind, weit übertreffen, weil sie bey der stärksten Kraft nachgeben und nicht so leicht abstoßen.

D. Uebers.

2) Man schreibt diesen Ort auch Punto Gallo, Point de Gale.

D. Uebers.

fest und hat verschiedene dazu gehörige Werke. Die Besatzung besteht gemeiniglich aus zwey bis drey Compagnien Europäern, einer halben Compagnie Artillerie und einem Bataillon innländischer Truppen. Der Commandant ist der älteste Stabsoffizier nach den Gouverneurs von Colombo und Trincomale.

Der Hafen ist geräumig, besonders die Außenrheede. Der innere Hafen ist einen großen Theil des Jahres hindurch sicher; er hat aber den Nachtheil, daß die Winde von einer gewissen Gegend her wehen müssen, wenn die Schiffe auslaufen wollen. Schiffe, die von Europa nach dem Auslande bestimmt sind, bekommen gemeiniglich das Land zuerst bey Dondre-head, dem südlichsten Vorgebirge von Ceylon zu Gesichte und machen Point de Galle zu ihrem ersten Ankerplatze.

Der Pettah ist groß und die Häuser, sowohl hier als in dem Fort, sind besser gebauet als die Häuser zu Trincomale. Die ganze Stadt ist stark bevölkert und in Ansehung des Handels hat sie nach Colombo den nächsten Rang. Man treibt hier einen sehr beträchtlichen Fischfang und die Fischereyen machen in der That den Hauptzweig des hiesigen Handels aus. Eine große Menge Malayen und Eingeborner beschäftigt sich mit dem Fangen, Einpökeln und Trocknen der Fische, um sie zur Ausfuhr nach verschiedenen Theilen des festen Landes von Indien zuzubereiten. Arrak, Oehl, Pfeffer, Baumwolle und Cardamoms machen auch einen Theil der Ausfuhr von Point de Galle aus. Es wächst auch Zimmt hier, aber nicht in solcher Menge, wie um Colombo; an Güte aber kommt er ihm beynahe gleich. Es läuft hier jährlich ein Indienfährer vor oder nach der Einnahme des einen Theiles seiner Ladung zu Colombo ein, um den

Zimmt mitzunehmen, den man zur Ausfuhr zubereitet hat.

Dreyßig Meilen weiter hin von Point de Galle liegt Matura, wo ein Capitain kommandirt. Das Fort und das Dorf sind alle beyde klein; die umliegende Gegend sieht außerordentlich wild aus, ist aber reichlich mit allen Arten von Lebensmitteln versehen. Besonders trift man hier Wildpret in großem Ueberflusse an. Das Haus für den Befehlshaber ist leidlich, es hat eine bequeme und angenehme Lage am Flusse, der hier breit ist und nicht weit davon in die See fällt. Obgleich dies Fort im Bezirk von Colombo liegt, so steht es doch bloß unter den Befehlen des Generalgouverneurs; dasselbe ist auch mit Caltura, Nigombo und Manaar der Fall.

In der Gegend um Matura halten sich viele Elephanten auf und hier fängt man auch hauptsächlich diejenigen, die man ausführt. Aller drey bis vier Jahre stellt man hier auf Befehl der Regierung eine Elephantenjagd an. Bey einer dieser Jagden im Jahre 1797 wurden 176 Elephanten gefangen: dies war die größte Anzahl, deren man sich erinnerte, auf einmal gefangen zu haben.

Matura liegt fast auf der südlichsten Spitze von Ceylon und wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes trift man gegen Osten hin eher keine europäische Niederlassung wieder an, als bis man 60 Meilen weiter nach Batacolo kommt. Das Land, das zwischen diesen beyden Orten liegt, gewährt den wildesten Anblick, den man sich nur denken kann. Einige wenige Cingalesen besitzen den Muth, diese Theile zu bewohnen, wo sie in beständiger Gefahr schweben, von zahlreichen Arten von wilden Thieren angefallen zu werden, welche diesen Bezirk

so

so unsicher machen. Fremde, die mit dem Lande und mit der Art und Weise nicht bekannt sind, wie man diesen fürchterlichen einheimischen Feinden entgehen kann, reisen sehr ungern durch eine Gegend, wo sich so viele Unfälle ereignen. Wer in Geschäften von Colombo nach Batacolo gehen muß, wählt lieber den Weg zur See; oder wenn die Jahreszeit nicht günstig ist, so nimmt man lieber auf der West- und Nordwestküste der Insel hin einen Umweg, als daß man durch diesen wilden und unbesuchten Strich Landes reisen sollte, wo man außer den Gefahren, die man von den Elephanten, Büffeln und andern wilden Thieren zu besorgen hat, noch in beständigen Sorgen seyn muß, auf die wilden Bedahs zu stoßen, welche die Wälder sowohl hier als in der Nachbarschaft von Jafnapatam bewohnen.

Dieser Umstände wegen steht Batacolo in weniger oder gar keiner Verbindung mit den südlichen und westlichen Theilen der Insel: übrigens ist es auch in jeder Hinsicht ein unbedeutender Ort. In seinen Hafen können bloß kleine Barken einlaufen und der Ort selbst besteht aus einem unbedeutenden Fort, wo ein Subalternoffizier commandirt und wo eine kleine Abtheilung von der Besatzung von Trincomale steht, und aus einem Dorfe, wo einige wenige holländische Familien wohnen. Die umliegende Gegend ist sehr romantisch und die Ansicht der Insel von der See her ist bey Batacolo besonders auffallend. Das Ufer ist ungemein kühn und viele von den großen Felsen, die sich auf demselben hin erheben, haben die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und besondere Namen von den grotesken Figuren, die sie vorstellen, erhalten. Die Mönchskappe, der Elephant, der Pagodafelsen sind alle wohl bekannt.

Wir

Wir sind nunmehro wieder zu Trincomale angelangt, nachdem wir eine Reise um die Insel gemacht und jeden Ort bemerkt haben, der in den europäischen Besitzungen bemerkenswerth zu seyn scheint. Aus dieser Uebersicht erhellet, daß sich sowohl der innere Reichthum als die größte Anzahl der Einwohner dieser Besitzungen auf der Süd- und Südwestküste befindet; da hingegen die sichere Schifsstation, die Ceylon so wichtig für unsere übrigen ostindischen Niederlassungen macht, auf der entgegengesetzten Seite und zwar in dem unfruchtbarsten Theile der Insel liegt.

Der gegenwärtige Zustand der Straßen ist von der Art, daß er beynahe allen Verkehr zu Lande zwischen den gegenüberliegenden Seiten der Insel gänzlich unmöglich macht; diese sind daher nicht im Stande, einander an ihren Vortheilen Theil nehmen zu lassen. Diesen Mängeln kann indessen doch großen Theils abgeholfen werden und die geschickten Offiziere, die gegenwärtig auf der Insel befehligen, haben bereits viele wohlthätige Plane auszuführen begonnen. Es ist auch wahrscheinlich, daß die ärmern Gegenden in den nördlichen und östlichen Theilen der Insel mit der Zeit dahin gebracht werden, daß sie die nothwendigen Lebensbedürfnisse liefern, während die fruchtbaren Ebenen um Colombo her gänzlich zum Anbau der kostbaren Gewürzwaaren gebraucht werden.

Die Theile der Insel, welche noch zu beschreiben sind, stehen unter einem andern Oberhaupte und werden von einem Volke bewohnt, das sich seinem Ansehen und seinen Gebräuchen nach von den Küstenbewohnern unterscheidet. Ehe ich aber diesen Gegenstand beschreibe, will ich vorher einige Nachrichten von den verschiedenen Volks-

raçen mittheilen, die man auf den Seeküsten antrift, indem die Beschreibung des Innern des Landes mit Bemerkungen über die Sitten seiner Einwohner durchwebt werden muß.

Sie.

Siebentes Kapitel.

Schilderung der ceylonesischen Holländer. — Portugiesen. — Malayen.

Die Bewohner der Seeküsten von Ceylon bestehen aus einer Menge verschiedener Völker. Besonders scheinen zu Colombo die Eingebornen aller Länder Indiens ihre Stellvertreter zu haben. Doch gehört die Schilderung der Sitten und Gebräuche dieser Volksstämme vielmehr zur Beschreibung ihrer verschiedenen Mutterländer: in diesem Werke brauche ich also bloß diejenigen zu schildern, die sich auf Ceylon niedergelassen haben und einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner ausmachen. Außer den eingebornen Ceylonesen, die unter der Herrschaft der Europäer leben und die man durch den Namen Eingalesen unterscheidet, werden die Küsten hauptsächlich von Holländern, Portugiesen und Malayen bewohnt. Alle diese Nationen unterscheiden sich in ihrem Ansehen und in ihren Gebräuchen so sehr von einander, daß, wie ich hoffe, eine besondere Schilderung eines jeden von diesen Völkern dem Publikum Vergnügen machen werde.

Die Holländer und überhaupt die Europäer von jeder andern Nation, außer von der englischen, die in Indien geboren sind und sich da aufhalten, unterscheiden sich in ihrer Lebensart und in ihren Gebräuchen gar sehr von denen, die man in Europa antrift. Die Engländer allein, unter welchem Himmelsstriche sie auch leben und in welcher Lage sie sich auch befinden mögen, bleiben stets standhaft an den Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes hängen und ob sie gleich die Vorurtheile des Volkes, unter dem sie sich aufhalten und die Beschaffenheit des Himmelsstriches manchmal nöthigt, gelegentliche Abweichungen zu machen, so verliehren sie ihre vaterländischen Gewohnheiten doch niemals gänzlich aus dem Gesichte. [1])

Der Hauptzug des ursprünglichen holländischen Charakters, den diejenigen, die auf Ceylon leben, beybehalten, ist die Vorliebe für den Branntewein und Tabak; in andern Hinsichten nehmen sie die Gebräuche und die Trägheit der Einwohner der Insel an. Ein ceylonesischer Holländer bringt gewöhnlich seine Zeit folgendermaßen zu: Er steht früh, etwann um sechs Uhr, auf und geht entweder spatzieren oder setzt sich in einem Schlafrocke und in einer Nachtmütze vor die Thüre, um eine Pfeife Tabak zu rauchen. Diese nebst einem Gläse Branntewein, das man ein

1) Dies ist weder für die Gesundheit des Geistes und Körpers zuträglich noch zur Gunstbewerbung der Eingebornen geschickt. Jedes Clima verlangt seine besondere Lebensart, bildet eine besondere Denkweise und daraus entspringen eigenthümliche Sitten, Gebräuche und Meinungen, die man nicht ungestraft verletzt, so bald sie nur an und für sich nicht ganz vernunftwidrig sind.

D. Uebers.

ein Sonpkie[1]) nennt, füllt die Zeit bis um sieben Uhr aus. Hierauf reichen ihm seine Sklaven eine Tasse Caffee und er nimmt wieder eine Zeitlang in seiner vorigen müßigen Stellung eine Pfeife Tabak zur Hand. Nach einiger Zeit steht er auf, kleidet sich an und geht an seine Geschäfte; noch häufiger aber macht er Besuche: auf diese Art bringen die hiesigen Holländer vorzüglich gern ihre Zeit zu.

Bey diesen Besuchen rauchen die Holländer gewöhnlich in jedem Hause, wo sie einen Besuch ablegen, eine Pfeife und trinken ein Glas Branntewein. Wenn sie einander begrüssen, machen sie außerordentlich viele Ceremonien und eine Menge Verbeugungen, die sie mit einer ihnen eigenthümlichen Steifheit verrichten. Haben sie Zeit, ihren Besuch zu verlängern, so legen sie einen Theil ihrer Kleider ab, setzen eine kleine Nachtmütze auf, die sie deshalb mitbringen, dann setzen sie sich nieder, rauchen und schwatzen bis zu Mittage. Ihre Mittagsmahlzeit halten sie ungefähr um zwölf Uhr. Ihre Speisen bestehen in sehr groben und schweren Nahrungsmitteln; besonders thun sie gern eine große Menge Butter und Oehl an ihre Fische und andere Gerichte. Jedoch fand ich in einigen holländischen Häusern, z. B. in dem Hause des Herrn Conrade's zu Colombo die Speisen vortreflich zugerichtet; besonders schienen die Fische dem Gaumen eines Engländers außerordentlich zu behagen. Nach Tische greifen sie in ihrer Hauskleidung sogleich wieder nach ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Tabakrauchen; hierauf legen sie sich eine Stunde schlafen. Sobald sie sich wieder angekleidet ha-

 ben,

1) Auf dem Cap der guten Hofnung nennen es die Holländer, wie Barrow berichtet, Sopie.

D. Uebers.

ben, gehen sie entweder wieder aus, um Besuche abzustatten oder empfangen bey sich zu Hause Gesellschaft. Auf diese Art wird wieder mit der Pfeife im Munde die Zwischenzeit ausgefüllt, bis man um neun Uhr das Abendbrod ankündigt, wo man wiederum die nämliche schwere Art von Speisen aufträgt. [1])

Diese

1) Das nämliche Gemälde macht auch Barrow (in seinen Reisen in das Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798 a. d. Engl. übers. von Bergk. Lpz. bey Rein. 1801) von der Lebensart der Holländer auf dem Cap der guten Hofnung. Sie essen eben solche schwere und unverdauliche Speisen, trinken eben so gern ihr Glas Branntewein, machen eben so gern ihr Schläfchen als die Holländer auf Ceylon. — Stavorinus in seiner Reise nach dem Cap der guten Hofnung, Java und Bengalen entwirft eine gleiche Schilderung als unser Verf. von der Lebensart der Holländer in Batavia. Des Morgens um fünf Uhr sagt er, oder auch noch früher, wenn der Tag anbricht, steht man auf; in einem leichten Nachtrocke, der Kabay genannt wird und der über den nackten Leib geworfen ist, setzt sich der größere Theil vor die Thüre und trinkt Caffee oder Thee; dann kleidet man sich an und geht seinen Geschäften außer dem Hause nach. Fast alle, die eine Bedienung haben, müssen vor oder gegen acht Uhr auf ihrem Posten seyn. Um eilf oder halb zwölf Uhr ist jeder wieder zu Hause. Um zwölf Uhr wird zu Mittag gespeiset. Bis vier Uhr dauert der Nachmittagsschlaf und von vier bis sechs wird entweder wieder gearbeitet oder man nimmt eine Spazierfahrt vor. Um sechs Uhr fangen die Gesellschaften an; man spielt und unterhält sich mit einander bis neun Uhr und nun kann jeder entweder nach Hause gehen oder zum Abendessen dableiben. Um eilf Uhr ist alles geendigt; um diese Zeit begiebt man sich gewöhnlich zur Ruhe.

D. Uebers.

Diese Lebensart muß sie natürlich faul und träge machen, welches sie auch gemeiniglich bis zum Sprichwort sind. Da sie sich keine Mühe geben, ihre Kenntnisse zu vermehren, und da sie nicht einmal Neugierde zu besitzen noch Lust an etwas zu finden scheinen, was über den gewöhnlichen Kreiß ihrer thörigten Lebensart, die ich beschrieben habe, hinausliegt, so sind sie folglich unwissend und dumm und haben weder Fähigkeit noch Neigung, sich durch Anstrengung auszuzeichnen. Ihre Kinder werden mit derselben Nachlässigkeit wie andere Gegenstände behandelt und gewöhnlich der Aufsicht der Sklaven anvertrauet. Ihre selbstsüchtige und engherzige Gemüthsart wird gegen die Gefühle der Menschlichkeit eben so stark abgestumpft und verhärtet; ihre armen Sklaven werden bey der geringsten Veranlassung und oft bloß aus Muthwillen mit Grausamkeit behandelt. Eine solche Behandlung ist nach ihrem Vorgeben höchst nothwendig, um sie in gehöriger Unterwürfigkeit zu erhalten: ein Grund, den bloß solche Personen anführen, die fühlen, daß die gegen sie verübte Gewaltthätigkeit an ihnen wieder vergolten zu werden verdiene und die hoffen, durch Erstickung jedes menschlichen Gefühles der Strafe zu entgehen.

Der Umgang mit Frauenzimmern, der so viel zur Humanisirung der Menschen beygetragen hat, gewährt einem Holländer auf Ceylon wenig Unterhaltung. Ob schon die Frauenzimmer an der Gesellschaft Antheil nehmen, so beweißt man ihnen doch nichts von der Aufmerksamkeit und Artigkeit, an die das schöne Geschlecht in Europa gewöhnt ist. Nachdem die ersten Begrüssungen vorbey sind, scheinen die Mannspersonen zu vergessen, daß überhaupt Frauenzimmer zugegen sind; sie können einen ganzen Abend beysammen sitzen und mit der Pfeife im Munde von politischen Angelegenheiten sprechen, ohne daß sie

sie irgend einmal die Frauenzimmer anreden oder sich im geringsten um sie bekümmern. Sie weichen auch wirklich dieser beschwerlichen Last ihrer gesellschaftlichen Vergnügungen so viel als möglich aus und begeben sich daher gewöhnlich allein in ein anderes Zimmer; oder wenn sie hierzu keine Gelegenheit haben, so setzen sie sich an dem einen Ende des Zimmers zusammen und überlassen das Andere den Damen.[1])

Bey einer solchen Behandlung der Frauenzimmer von Seiten der Männer darf man nicht erwarten, daß sie sehr gebildet oder in den Künsten zu gefallen sehr erfahren seyn. Des Vormittags ist ihr Anzug besonders nachlässig. Ich habe Viele an einem Morgen bloß in einem Unterrocke und in einem weiten Gewande oder Jacke gesehen; die Haare hiengen ihnen in einem Knoten gebunden von der Scheitel herunter; sie hatten weder Schuhe noch Strümpfe an den Füßen und doch waren diese nämlichen Frauenzimmer in ihren Abendgesellschaften mit einer Menge Putz angethan. Ihr Geist ist noch weniger ausgebildet als ihr Körper; sie sind an ihrem Hochzeittage beynahe eben so unwissend als in ihrer Kindheit. Unter den Damen auf Ceylon sind jene reizenden Unterhaltungen und jene Kenntniß nützlicher Dinge, welche die Gesellschaft unserer Damen zugleich so angenehm und belehrend macht, gänzlich unbekannt.

Ihre

1) In Batavia nimmt man nach Stavorinus die Frauenzimmer gar nicht mit in die Gesellschaft der Männer, welche sich überhaupt auch sehr wenig um sie bekümmern. Daher sind die Frauen in Batavia eben so ungebildet und unwissend als jene auf Ceylon.

D. Uebers.

Ihre Erziehung ist in der That auch so beschaffen, daß man gar nicht einmal Vollkommenheiten irgend einer Art bey ihnen erwarten kann. Schon von ihrer Kindheit an werden sie gänzlich den Händen der Sklavinnen überlassen, von denen sie Sitten und Gewohnheiten annehmen und abergläubische Meynungen einsaugen, von welchen sie sich nachmals nie wieder befreyen können. Unter dieser Aufsicht bleiben sie so lange, bis sie verheurathet werden; und selbst in diesem neuen Stande darf man nach der Schilderung, die ich von den Männern geliefert habe, nicht erwarten, daß sie irgend einen beträchtlichen Fortschritt in ihrer Bildung machen werden. Da sie eine so kalte Aufnahme bey den Männern finden, so freuen sie sich, sich durch die Aufmerksamkeiten und den Gehorsam ihrer Sklavinnen schadlos halten zu können, an welche sie am meisten gewöhnt sind. Da ihre Sittlichkeit aus der nämlichen Quelle entspringt, so fehlt es ihnen eben so sehr an Würde oder Tugend als ihren Sitten an Feinheit und Artigkeit. Sie unterhalten sich gewöhnlich in dem barbarischen Portugiesisch, das man für äußerst pöbelhaft und bloß für Sklaven anständig hält. Selten oder niemals sprechen sie vor einem Engländer in einer andern Sprache; das Holländische sehen sie mehr für Mannspersonen passend und für den Mund einer Dame zu rauh klingend an.

Obgleich unsern brittischen Damen die Männer nicht eben sehr liebenswürdig vorkommen werden, so betragen sich doch ihre holländischen Weiber gegen sie mit der größten Ehrerbietung und Liebe. Ihrer eigenen Mängel sich bewußt und immer in einer großen Entfernung von ihren Männern gehalten sehen sie ihre Liebkosungen für eine große Ehre an und sind daher auf ihre Gunstbezeugungen außerordentlich eifersüchtig. Allein da ihre Lebensart nach ihrer

Verheurathung sehr schlecht dazu geeignet ist, sich die Anhänglichkeit und die Liebe ihrer Männer zu erwerben, so können sie auch in den Augen eines nur etwas gebildeten Mannes bloß Ekel und Widerwillen erregen. Während die holländischen Damen noch jung und unverheurathet sind, kleiden sie sich gut und ihre Person ist erträglich, und es giebt viele hübsche, ja selbst schöne Gestalten unter ihnen, allein nach der Heurath gewöhnen sie sich an eine solche Faulheit und Trägheit, daß sie ganz plump, dick und schmuzig werden; ihre Kleidung bey Tage ist bis zum Uebermaße unsauber und nachlässig.

Unter diesem Himmelsstriche und bey einer solchen Lebensart würde man auf den Wangen der Frauenzimmer jene Blüthe der Gesundheit und jene weiße und rothe Farbe vergeblich suchen, die man in Europa bey den Frauenzimmern findet; sie sehen größtentheils leichenblaß aus, ob es schon einige Ausnahmen davon giebt und man etliche weibliche Gesichter antrift, die selbst nach der Meynung eines Europäers für schön gehalten werden können.

Diejenigen Frauenzimmer, die eine Zumischung von dem einheimischen Blute haben, kann man leicht an einer Schattirung in der Hautfarbe und an dem starken dicken und schwarzen Haare unterscheiden: Kennzeichen die sich im Verlaufe vieler Generationen hindurch nicht austilgen lassen. Die Weiber von dieser vermischten Raçe, von denen es eine große Menge in allen holländischen Niederlassungen giebt, fangen früher, alt auszusehen, an, als diejenigen, welche ganz von europäischer Abkunft sind. [1]

Die

1) Diese Spielart der weißen und olivengelben Menschenraçe schiene also dem Clima schon völlig angeartet zu seyn, weil die Weiber schon so zeitig alt werden. D. Uebers.

Die holländischen Damen haben die Gewohnheit, ihre Gelenke knacken zu lassen und sie mit Oehl einzureiben, wodurch sie außerordentlich geschmeidig werden.

Tanzen ist das Hauptvergnügen der jüngern Frauenzimmer; die verheuratheten und ältlichen Damen aber vergnügen sich hauptsächlich damit, daß sie einander steife und ceremoniöse Besuche abstatten. Bey diesen Besuchen lassen sie sich von einer Menge Sklavinnen begleiten, die besonders dazu aufgeputzt sind. Diese Mädchen gehen hinter ihnen her, tragen entweder die Betelbüchsen nach oder halten Sonnenschirme über die Häupter ihrer Gebieterinnen, die selten irgend einen Kopfputz tragen, sondern ihre Haare glatt zurückgekämmt und mit Oehl glänzend gemacht haben. Ihr vornehmster Schmuck besteht in diesen weiblichen Begleiterinnen und ihr Glanz wird nach der Anzahl derjenigen, die sie dazu aufbieten können, abgemessen. Diese Sklavinnen sind die artigsten Geschöpfe, die man erhalten kann und ihre Gebieterinnen betragen sich gemeiniglich sehr gütig gegen sie. Allein bey dem Eigensinne, den man stets bey unwissenden und engherzigen Gewalthabern antrift, benehmen sich doch öfters die holländischen Damen gegen ihre weiblichen Bedienten bey der geringsten Veranlassung, besonders aber wenn sie ihnen nur den geringsten Verdacht zur Eifersucht geben, öfters auf eine sehr grausame und ungerechte Weise.

Die unverheuratheten Frauenzimmer wenden gewöhnlich viele Aufmerksamkeit auf ihren Anzug und seit der Eroberung der Insel durch unsere Truppen haben sie sich in ihrem äußern Ansehen sehr verbessert, weil sie englische Moden angenommen haben. Bey meiner Ankunft auf der Insel kleideten sie sich anfänglich auf holländische Art mit langen Unterleibchen und steifen hohen Schnürbrüsten,

die

die mir sehr grotesk und tölpisch vorkamen. Die Kleidung, die viele Frauenzimmer tragen und die eine Mischung europäischer und innländischer Moden ist, ist leicht und artig. Sie besteht in einem Stück feinen baumwollenen Zeuges, den sie um den Leib geschlagen und unter den Armen befestigt haben; dies macht die Unterkleidung aus. Ueber derselben trägt man ein Jäckchen von Mouselin oder Calico und auch einen solchen Rock. Ueber das Ganze wirft man den Habey oder den mouselinen Rock mit Aermeln, die dicht an die Arme anschließen und bis vor auf die Handgelenke reichen, mit fünf bis sechs Knöpfen von Gold oder Silber oder kostbaren Steinen. Der Habey ist lang oder kurz, je nachdem es der Dame gefällig ist.

Einige tragen ihre Haare frey, Andere haben sie in einer Flechte um den Hintertheil des Kopfs her gewunden. Diese Flechten sind mit goldenen Nadeln befestigt, die unter dem Namen Condé bekannt sind; sie sind sehr groß, gleich Speilern, von einer besondern Gestalt und an dem Ende gleich dem Griffe eines Tischlöffels gebogen. Sie dienen zur Befestigung einer goldenen Platte oder Schildkrötenschaale in Gestalt eines halben Mondes, die das Haar zusammenhält und dasselbe fest an den Hintertheil des Kopfes andrückt. Zu diesem Kopfputze fügen sie häufig noch als eine Zierad einen Strauß von arabischem Jasmin, einer kleinen weißen Blume von dem schönsten Geruche, welche von ihnen auch als Blumenkranz um den Hals getragen wird. Die Weiber der Halbcasten müssen ihre Haare beständig mit Cocosöhl anfeuchten; denn wenn sie diese Vorsicht eine Woche lang unterließen, so würde das Haar wegen seiner Dicke und der Hitze des Himmelsstriches auszufallen anfangen. Indessen betäubt der Geruch des Cocosnußöhles nebst den Wohlgrüchen von den Jasminkränzen die Sinne eines Europäers gänzlich und

macht

macht ihm die Annäherung dieser Frauenzimmer sehr widrig.

Die Frauenzimmer halten im Ganzen weder ihre Personen noch ihre Zimmer sehr reinlich. Viele von den ältlichen Damen und die Meisten aus den untersten Klassen kauen Betelblätter und Arekanüsse mit einer Mischung von Chinam oder Kalk, den man aus Muscheln brennt, um sie für den Geschmack desto schärfer und angreifender zu machen. In jedem Hause trift man eine Menge messingener Gefäße an, die man als Spuknäpfe für die Frauenzimmer, welche obige Substanzen kauen und für die Männer braucht, die Tabak rauchen. Im Ganzen sind die Frauenzimmer in der Anordnung und Einrichtung ihrer Gesellschaftszimmer, wo sie ihre Besuche empfangen, sehr nett und pünktlich; man hält sie außerordentlich reinlich und die gethielten Fußböden sind sehr glänzend gemacht. Allein von ihren innern Zimmern und von den übrigen Theilen des Hauses kann ich dies nicht behaupten; denn diese sind ganz das Gegentheil von jenen. Ich will damit nicht sagen, daß ich ihre Heiligthümer besonders genau untersucht hätte, welches überhaupt wenige Europäer zu thun Lust haben, allein in Indien stehen alle Häuser so offen und frey, daß man, wenn man vorbey geht, nur einen Blick hineinwerfen darf, um schon vieles zu beobachten. Ihr Hausgeräthe ist außerordentlich schwer und plump und von einer Form, die vielleicht vor einigen Jahrhunderten Mode war. Besonders gewähren ihre Wagen und andere Lustfahrwerke den sonderbarsten und lächerlichsten Anblick, den man sich nur denken kann; sie machten öfters unsern Landsleuten, die an neuere Mode gewöhnt waren, vieles Vergnügen und gaben ihnen viel zu lachen.

Eine

Eine andere Menschenraçe, die unter dem Namen Portugiesen bekannt ist, macht auch einen Theil der Einwohner von Ceylon aus. Nach ihrem Namen sollte man schließen, daß sie Abkömmlinge von der europäischen Nation wären, deren Namen sie führen, allein dies ist keinesweges der Fall. Man leitet zwar ihren Namen von den unächten Abkömmlingen dieser Nation mit den einheimischen Frauenzimmern ab, welche in großer Menge über diese Insel und über alle ihre übrigen Niederlassungen in Indien zerstreuet waren: allein sowohl die Sitten als die Farbe dieser ursprünglich indischen Portugiesen sind nunmehro ebenfalls unter der Raçe verlohren, welche jetzt ihren Namen führt. Die jetzigen Portugiesen auf Ceylon sind eine Mischung von unächten Abkömmlingen der verschiedenen europäischen Besitzer dieser Insel mit den einheimischen Weibern, wozu noch eine Menge Mohren und Malabaren kommt. Eine Farbe, die sich mehr dem Schwarzen als dem Weißen nähert, nebst einem besondern Anzuge, der halb Europäisch, halb Indisch ist, ist alles, was nöthig ist, um jemanden den Namen eines Portugiesen zu verschaffen. [*])

Diese Leute trift man in allen europäischen Niederlassungen in Indien, besonders in solchen an, die den Holländern gehört haben oder noch gehören, welche sich öfters mit ihnen in Wechselheurathen einlassen. Vorzüglich findet man sehr häufig auf Ceylon einen achtungswerthen und reichen Holländer an eine solche Portugiesinn verheurathet: eine Verbindung, die unsere Landsleute mit dem

*) Marsden sagt, in Indien heißt jeder schwarze Christ ein Portugiese.

D. Uebers.

dem größten Abscheu betrachten und in die sie sich unter keiner Bedingung einlassen würden. Die Holländer behaupten, daß die Ursache dieser so häufigen Wechselheurathen darin liege, daß kaum irgend jemals ein Frauenzimmer Holland verläßt und nach Indien kommt, außer solchen, die schon verheurathet sind.

Die Sitten der Portugiesen unterscheiden sich von den Sitten der Mohren, Malabaren und anderer Mahomedaner. Sie affektiren mehr europäische Sitten und tragen Hüthe anstatt der Turbans, und Beinkleider anstatt der Stücke Zeug, die andere Indier um den Leib gewunden und zugleich zwischen den Beinen wie weite Schifshosen, durchgezogen haben. Jetzt ist es gewöhnlich, daß jeder schwarze Bursche, der sich einen Huth und Schuhe nebst einer Weste und Beinkleidern anschaffen kann und etwas Weniges von der katholischen Religion weiß, nach dem Namen eines Portugiesen strebt, auf welche Benennung er außerordentlich stolz ist.

Ob sich gleich die schwarzen Portugiesen allgemein zur christlichen Religion bekennen und insgemein römisch katholisch sind, so behalten sie doch noch viele heydnische Gebräuche bey; ihre Religion kann daher als eine Mischung von beyden angesehen werden. Sie sind bemüht, sowohl ihre Religion als ihre Abkunft von den europäischen Portugiesen herzuleiten, obgleich der Name das Einzige ist, was sie von beyden haben. Die Holländer haben Priestern und andern Missionarien die Erlaubniß ertheilt, unter ihnen herum zu reisen; daher giebt es auch Viele unter ihnen, die sich zur protestantischen Religion bekennen und in die holländischen Kirchen gehen. Im Ganzen sehen sie etwas schöner als die Mohren und Malabaren aus; diejenigen aber, die ein solches Aussehen in einem

nem beträchtlichen Grade haben, kann man als Abkömmlinge der Holländer aus neuern Zeiten ansehen; denn das Blut der europäischen Portugiesen hat sich so vermischt, daß kaum irgend eine Spur davon zurückbleibt. Man trift alle Arten von Farben unter diesen Blendlingen, von einem Agatschwarz bis zu einem kranken Gelb oder zur Lohfarbe an. Ihr Haar, das schwarz oder dunkelbraun ist, tragen sie gegen die Sitte der Mahomedaner lang und haben es gewöhnlich zusammengebunden. Einige unter ihren Frauenzimmern sind artig und werden wegen ihrer Gestalt sehr bewundert. Die Mannspersonen sind ungefähr von mittler Größe, dünn, schmächtig und übel gebauet; man kann sie daher leicht erkennen. Ihr ganzer Aufwand bezieht sich auf den Putz; sie sind bis zum Uebermaß in Glanz und Flitterstaat verliebt und gehen niemals aus dem Hause, ohne ihre besten Kleider anzuziehen. Sie sind faul, verrätherisch, weichlich und außerordentlich leidenschaftlich. Von ihren angeblichen Vorfahren besitzen sie bloß noch den lächerlichen Stolz. Gleich den Portugiesen in Europa führen sie stets eine lange Reihe hochklingender Namen, die sich mit Don Juan, Don Fernando u. s. w. anfangen.

Sie machen keine regelmäßige Kaste aus und werden gemeiniglich für die schlechteste Volkraçe in Indien gehalten. Als ein ursprünglich unächtes und verworfenes Geschlecht behalten sie bloß die Flecken bey, welche den Charakter ihrer Vorfahren brandmarkten: sie besitzen alle Laster der Europäer und Indier zusammen, ohne eine Einzige von ihren Tugenden. [1])

Aus

1) In dieser Schilderung der Portugiesen hat der Verf. ohnstreitig manches übertrieben, allein ich kann auch nirgends etwas finden, um ihn zu widerlegen.

D. Uebers.

Aus diesen schwarzen Portugiesen wurden die Truppen ausgewählt, die unter dem Namen Topasses bekannt sind. Topasses hießen sie deswegen, weil sie statt Turbans Hüthe trugen; denn das Wort Topee oder Chaupee, das eine Verstümmelung des französischen Wortes Chapeau zu seyn scheint, brauchen sie in ihrer Sprache, um einen Huth auszudrücken. Man hat sie niemals für gute Soldaten gehalten, weil sie weder so kühn noch so tapfer als die Sepoys waren; selten machte man daher in englischem Dienste Gebrauch von ihnen. Doch hatten die Franzosen zu Pondichery und in ihren übrigen Niederlassungen Corps derselben in ihrem Solde.

Die Malayen sind eine andere Menschenraçe, welche einen beträchtlichen Theil der Einwohner von Ceylon ausmacht. Dieses Volk, das in Europa vorzüglich durch die Erzählungen von seiner barbarischen Grausamkeit bekannt ist, ist weit über die östlichen Theile von Indien verbreitet. [1]) Ihr ursprüngliches Vaterland ist die Halbinsel

1) Die Malayen gehören zur braunen Menschenraçe und sind außerordentlich weit verbreitet. Man findet diese Raçe, sagt Girtanner in s. Schrift: über das kantische Princip für die Naturgeschichte 1796 S. 184, auf den Inseln des stillen Ozeans, auf den Marianischen, Moluckischen, Philippinischen, Sundischen Inseln und auf der Halbinsel Malakka. Von den Sandwich- Sozietäts- und freundschaftlichen Inseln bis nach Madagaskar wird die Malayische Sprache gesprochen. Auf den Sozietätsinseln theilt sich diese Raçe in zwey Spielarten, von denen die Eine weißlicher von Farbe, größer von Gestalt ist und den Europäern an Gesichtszügen mehr ähnlich sieht. Die Andere ist kleiner von Gestalt, schwärzer von Farbe und hat krauses Haar — Sie scheinen große Eroberer in den ost- und südindischen Meeren gewesen zu seyn: denn J. R. Forster sagt: fast alle Inseln des großen indischen Meeres sind jetzt von zwey Geschlechtern bewohnt

sel Malacca: von da haben sie sich über Java, Sumatra, die Molucken, die Philippinen und eine große Menge anderer Inseln im Archipelagus von Indien ausgebreitet. Es ist schwer, den Zeitpunkt ihrer ersten Ankunft auf Ceylon anzugeben; schon seit vielen Jahren aber haben die Holländer die Gewohnheit gehabt, sie nach dieser Insel und nach ihren übrigen Niederlassungen in Asien und Afrika zu bringen, um daselbst mancherley Gewerbs- und Manufakturzweige zu betreiben und sie auch als Soldaten und Bediente zu brauchen.

In Ansehung der Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche, wie auch der Kleidung, der Farbe und der Gestalt unterscheiden sich die Malayen sehr stark von allen übrigen Einwohnern Asiens. Selbst die Malayen der verschiedenen Inseln und Niederlassungen sind von einander verschieden, je nachdem die Gewohnheiten und das Aeußere der Nationen beschaffen ist, unter denen sie zerstreuet leben. Doch kann man jedermann sehr leicht erkennen, der zur Malayischen Raçe gehört. Denn ob sich gleich die Malayen mit den Mohren und andern Kasten verheurathen, welches der Fall besonders auf Ceylon ist und ob sie schon dadurch eine weit dunklere Farbe erhalten, als man von Natur bey einem Malayen bemerkt, so stechen doch ihre charakteristischen Kennzeichen so stark hervor, daß man sie nicht verkennen kann. Diejenigen, die in den europäischen Colonien geboren und erzogen

wohnt. Die Küsten sind überall von den Malayen besetzt, die innern Theile aber bewohnen ganz andere und schwärzere Nationen mit krausern Haaren. Auch Marsden in seiner Geschichte von Sumatra erzählt, daß die Malayen die Küsten dieser Insel bewohnen.

D. Uebers.

zogen werden, nehmen natürlicher Weise mehr von den Sitten der civilisirten Gesellschaft an; doch legen sie ihre natürliche Wildheit niemals gänzlich ab, sondern werden nur weniger grausam und rachsüchtig als der Theil ihres Volkes, der auf der Halbinsel Malacca und in ihren übrigen vaterländischen Besitzungen wohnt.

Die Mannspersonen sind von mittler Statur, ihre Gliedmaßen sind sehr vortreflich proportionirt und sie sind von einem starken musculösen Körperbaue. Ihre Beine und Arme sind vorzüglich gut gestaltet und an den Handgelenken und Knöcheln sehr gefügig; einen schlecht gebaueten Fuß bekommt man unter ihnen fast niemals zu sehen. Sie sind von einer lichtbraunen oder gelben Farbe, die, wenn sie alt werden, oder der Sonne häufig ausgesetzt sind, sich mehr der Kupferfarbe nähert. Ihre Stirne ist breit und flach, ihre Augen sind klein, schwarz und liegen sehr tief drinnen; ihre Nase ist etwas glatt, gegen die Nasenlöcher hin breit, mit einer Art von Krümmung am Ende gegen die Lippen hin. Sie haben ein langes, rauhes und schwarzes Haar, das beständig mit einer Menge Cocosnußöhl angefeuchtet ist. Bey Einigen fliegt es frey über die Schultern herunter, Andere flechten es in einen Knoten auf, den sie am Hintertheile des Kopfs mit Schildpattenenkämmen befestigen. Einige von der ärmsten Klasse binden es mit einem bunten Tuche in die Höhe.

Die Malayen von höherm Range tragen einen weiten mohrischen Oberrock, den sie Badjour nennen und der unsern Staatsröcken nicht unähnlich sieht. Er besteht aus reich geblümter Seide oder feiner Baumwolle von allerhand Farben, so wie es demjenigen, der ihn trägt, einfällt. Ihr Unterkleid besteht aus einer seidenen oder Calikoweste, die man Badjou nennt und die sie nebst loosen

N 2 wei-

weiten Beinkleidern von dem nämlichen Stoffe auf dem bloßen Leibe tragen. Auf dem Kopfe haben sie einen sonderbar gestalteten Kopfputz, der weder ein Turban noch ein Huth ist, sondern von beyden etwas hat und oft schön aufgeputzt ist. Die unter ihnen gebräuchlichen Pantoffeln oder Sandalen sind die Nämlichen, welche die Mohren tragen.

Der Anzug der ärmern Klasse besteht aus einem Stück baumwollen Zeuges, das sie um den Leib gewunden, und wovon sie das eine Ende zwischen den Beinen durchgezogen und am untern Theile des Rückens zusammengebunden haben. Es liegt dicht am Leibe an; die Arme trägt man ganz bloß. Einige tragen eine Art von Weste oder Jacke ohne Aermel und die Meisten von den Sklaven, die sich in den Diensten der Europäer befinden, haben anstatt des Stück Zeuges Beinkleider von irgend einem groben Stoffe, die ihnen ihre Herren geben. Kein Malaye läßt den Bart wachsen, sondern reißt die Haare aus, so bald sie zum Vorschein kommen, weil die Haare stehen zu lassen gegen ihre Religionsgrundsätze verstößt.[1])

Die Kleidung der ärmern Klassen unter dem Frauenzimmer besteht bloß in einem breiten Stück groben Calicos oder Baumwolle, das ein Sarow heißt. Es ist um den Leib über den Busen gefaltet und gewunden, den es zum Theil mit bedeckt und reicht bis auf die Knöchel oder

1) So wie sich die Knaben der Rejangs, sagt Marsden, dem männlichen Alter nähern, reiben sie sich das Kinn, die Oberlippe und alle Theile, wo überflüssige Haare wachsen, mit ungelöschtem Kalk (chunam), der alle Wurzel der keimenden Haare verzehrt.

D. Uebers.

oder bis auf die Mitte des Beines hinunter; das obere Ende der Kleidung ist zusammengebunden und unmittelbar unter der Armenhöhle befestigt. Das Haar ist bey den Frauenzimmern, wie bey den Mannspersonen aufgeflochten und mit einem Bande oder mit Condes, jenen großen oben beschriebenen Nadeln oder Spangen befestigt.

Die Frauenzimmer von einem höhern Range kleiden sich mit vieler Sorgfalt und vielem Glanze, ja manchmal auch mit ziemlich vielem Geschmacke. Sie tragen auch den eben angeführten Sarow, aber er ist von einem feinern Zeuge und weiter unten um den Leib gefaltet. Sie haben auch ein Leibchen oder dicht anliegendes Westchen mit Aermeln, das bis unterhalb des Leibes reicht und das, wie es scheint, den Busen bedecken soll, den es zugleich zusammenpreßt und ihm sein volles und natürliches Ansehen benimmt. Ueber diesem Leibchen tragen sie entweder ein buntes seidenes, oder feines mouselines oder Calico-Gewandt, das weiter und länger ist, nebst einem Gürtel von dem nämlichen Zeuge, der schön gestickt und drey bis vier mal locker um den Leib gewunden ist. Ueber das Ganze wirft man den Badjon oder den weiten Rock, der beynahe demjenigen ähnlich ist, den die Mannspersonen tragen. Einige tragen anstatt des Badjon den Sarendang, ein Stück Seide oder Mousselin von etwann 5 Fuß Länge, das sie leicht um den Hals und über die Schultern geworfen haben, so daß es vorne herabfällt und rückwärts über den Leib geschlagen wird. Ihr Haar ist mit den Condes-Nadeln geschmückt und mit Cocosnußöhl glänzend gemacht. Auf dem Wirbel und am Hintertheile des Kopfs werden drey bis vier Schildkrötenmuschelkämme mit Goldplatten gesteckt. Um den Hals und die Arme tragen sie goldene Ketten oder Ketten von durchbrochener

Drahtarbeit; alle sind mit Ohrringen versehen. Die Frauenzimmer aus den höhern Ständen zeichnen sich durch ihren Aufwand in Putzsachen aus. Die Malayinnen verfertigen zum Schmuck für sich sehr schöne durchbrochene Drahtarbeit in Gold. [1])

Der größere Theil der Malayen hat ausgezeichnet häßliche Gesichter, deren Züge ihre wilde, verrätherische und rachsüchtige Gemüthsart stark ausdrücken. Doch giebt es auch Einige darunter, die artige Gesichter haben. Unter den Frauen findet man Viele, die man sogar für Schönheiten halten kann, besonders ist es mit denen der Fall, die der Sonne nicht allzusehr ausgesetzt sind und die ihre Nasen nicht zusammengedrückt haben. Es ist bey ihnen ein gewöhnlicher Gebrauch, daß die Mütter ihren Kindern bald nach der Geburt den obern Theil des Nasenknorpels durch den Druck zerbrechen, weil platte Nasen für eine Schönheit unter diesem Volke angesehen werden. Ich habe viele sehr schöne junge malayische Frauenzimmer von einer lichtgelben oder Goldfarbe angetroffen; Einige näherten sich sogar der weißen Farbe. Indessen handelt ein Europäer doch klug, wenn er ihre Lockungen und Einladungen vermeidet; denn dergleichen Verbindungen sind sehr gefährlich und haben oft einen unglücklichen Ausgang. Die Männer sind außerordentlich eifersüchtig; [2]) besonders

1) Diese ganze Beschreibung von der Kleidung u. s. w. der Malayen hat sehr viel Aehnliches mit jener, welche Marsden von den Rejangs auf Sumatra liefert. Man sehe den VI. Band von Sprengels Beyträgen zur Völker und Länderkunde. S. 201 u. f.

D. Uebers.

2) Wer heftig empfindet, sehr reizbar ist, viele Einbildungskraft besitzt, der ist auch eifersüchtig: denn nie wird er es gleich-

ders ist dies in Ansehung des entschiedenen Vorzuges der Fall, den die Frauenzimmer den Europäern geben. Nie verzeihen sie eine Untreue des Weibes und ob sie gleich einem Europäer den Umgang mit unverheuratheten Frauenzimmern gestatten, so läuft er doch von Seiten des Gegenstandes seiner Liebe nicht weniger Gefahr, als von Seiten eines eifersüchtigen Ehemannes. Die Leidenschaften der Weiber sind eben so heftig als bey den Mannspersonen; sie sind eben sowohl fähig, sich auf die schrecklichste Weise zu rächen. Erlaubt sich ein europäischer Liebhaber die geringste Vernachlässigung gegen sie oder geräth er in den Verdacht, daß er eine andere Liebschaft unterhälte, so tragen sie kein Bedenken, sich an ihm zu rächen und ihn entweder zu erstechen oder zu vergiften: Hülfsmittel, zu denen sie sogleich ihre Zuflucht nehmen.

Die Lebensart, die die Malayen in der Jugend führen, ist dazu geeignet, sie abzuhärten. Sie gehen bis ums eilfte Jahr ihres Lebens nakt und werden nicht lange darauf verheurathet. Da sie sich zur mahomedanischen Religion bekennen, so heurathen die höhern Casten so viele Weiber als sie unterhalten können, die niedern Klassen hingegen schränken sich wegen ihrer Armuth bloß auf eine einzige Frau ein.

Ihre gewöhnlichen Speisen sind Geflügel, Fische, Reis und Pflanzennahrung. Die bessere Klasse ißt auch

gleichgültig ansehen, daß der Gegenstand, den er liebt, oder der auch bloß sein ist, einem Andern vor ihm den Vorzug gebe und ihn entweder gänzlich zurücksetze oder doch vernachlässige.

D. Uebers.

Ochsen- und Hammelfleisch; allein es muß das Thier jemand von ihrer eigenen Nation geschlachtet und das Fleisch auf ihre Art zugerichtet haben.[1]) Wenn der Gouverneur von Einem unserer Forts auf Ceylon den Offizieren von dem Malayen-Corps ein Gastmal geben will, so läßt er jemand von ihrer eigenen Nation kommen, der den Ochsen und Hammel schlachtet und das Fleisch für die Tafel zubereitet. Sie hängen fest an den mahomedanischen Vorurtheilen gegen die Schweine, vor denen sie einen solchen Abscheu haben, daß sie nicht einmal ihr Fleisch anrühren wollen[2]) Ich habe Bediente von Einigen der Malayischen Casten gesehen, die, obschon noch ganz jung, sich weigerten, einen Teller wegzunehmen, auf dem Schinken oder Speck gelegen hatte.

Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser oder Palmsaft, ob schon Einige unter ihnen auch kein Bedenken tragen, Arrak zu trinken, wenn sie dergleichen haben können. Den ganzen Tag über kauen sie Betel, oder Pinang (Penang) und rauchen Bang. Aus dem letztern Kraute wird eine Art Opium zubereitet, das sie in großer Menge kauen, wie die Europäer starke Getränke trinken, um ihren Geist aufzuheitern. Essen sie zu viel davon, so betäubt es ihre Sinne gänzlich und bringt sie in einen Zustand von völliger Betäubung. Ich habe häufig solche Leute

1) Woher diese Aehnlichkeit mit den Juden?

D. Uebers.

2) Daß viele Morgenländer kein Schweinefleisch essen, erfordert das heiße Clima, das solche fette Speisen schädlich macht.

D. Uebers.

Leute gesehen, die, wenn sie zu viel davon gekäuet hatten, sprachlos auf der Erde lagen und mit den Augen fürchterlich vor sich hinstierten. Allein Gewohnheit hat so viele Gewalt über sie, daß sie ganz wüthend in diese berauschende Speise verliebt sind und durchaus nichts ohne dieselbe thun können.

Die Vergnügungen der Malayen sind ihrem Charakter angemessen; ihre Zeitvertreibe erfodern entweder Kühnheit und Stärke oder sie sind wild und grausam. Sowohl Mannspersonen als Frauenzimmer sind unmäßig in das Baden verliebt und gehen oft an einem Tage mehrmals ins Bad. Sie haben ein Spiel, das sehr viel Aehnliches mit unserm Ballonspiele hat: der Ballon, dessen sie sich dabey bedienen, ist bloß aus geflochtenem Rohre gemacht. Die Vergnügungen aber, die sie vor allen Andern lieben, sind das Spiel und das Hahnengefecht. Ihre Leidenschaftlichkeit für diese Spiele geht öfters so weit, daß sie die fürchterlichsten Folgen nach sich zieht. Besonders ist dies bey der ärmern Klasse der Fall; wenn diese alles, was sie hat, verspielt hat, so verkauft sie sich selbst und ihre Familien, um Mittel zur Befriedigung ihrer Leidenschaft für das Spiel zu erhalten — (etwas Aehnliches erzählt man auch von den alten Teutschen) — und wenn sie den letzten Heller verlohren hat, so opfert sie sich selbst nebst ihrem glücklichen Gegner ihrer Verzweifelung auf.

Die Malayen haben eine große Menge musikalischer Instrumente, womit sie gewöhnlich bey ihren religiösen Feyerlichkeiten, bey ihren Hochzeiten und Festen ein Concert anstellen. Bey solchen Gelegenheiten legt man jene plumpe und groteske Pracht, woran ungebildete Nationen einen so großen Wohlgefallen finden, in großer Menge zur Schau aus. Man trägt eine große Anzahl

 Fah-

Fahnen, Flaggen, Figuren von Göttern, Menschen und Thieren, an denen sie desto mehr Vergnügen zu finden scheinen, je häßlicher sie aussehen, in feyerlichen Aufzügen herum. Der Gong Gong ist eines von ihren vornehmsten Instrumenten. Es besteht aus einer großen hohlen Platte von zusammengesetztem Metalle, das seinen Bestandtheilen und seiner Gestalt nach so eingerichtet ist, daß es, wenn man darauf schlägt, einen sehr großen Lerm macht. Der Tom Tom ist eine Trommel von besonderer Art; noch andere Instrumente verfertigt man aus Bambusröhren, die man mit Eisendrahte zusammen befestigt und die in der Gestalt etwas Aehnliches mit einem Hackebrete haben. Diese Menge von Instrumenten, die man von jeder Gestalt, von der größten bis zur kleinsten, verfertigt, bringt vermöge der widerstreitenden Töne keine unangenehme Wirkung hervor.

Die Malayen bekennen sich allgemein zur mahomedanischen Religion, obgleich die verschiedenen Klassen in Ansehung einiger geringern Punkte und Pflichten von einander abweichen. Sie besitzen Tempel und Moscheen, die ihren Heiligen und ihren Verstorbenen geweiht sind; sie besuchen sie pünktlich und mit großer Andacht.

Eine Kenntniß der medizinischen Kräuter ist fast allgemein unter diesem Volke verbreitet; sie haben eine Menge Vorschriften, um durch ihre Anwendung Krankheiten zu heilen. Diese Kenntniß rührt von ihrer besondern Liebe zur Gärtnerey und zum Anbau aller Arten von Pflanzen her; mit dieser Beschäftigung geben sie sich von ihrer Kindheit an ab, und unter ihnen suchen sich die Europäer begierig ihre Gärtner zu verschaffen.

In allen Arten von Rohrarbeiten und in der Verfertigung von Rohrbetten und Rohrstühlen sind sie ungemein sinnreich; man hält sie für die geschicktesten Baumeister der Bongalues (Bungaloes) oder Cocosnußbaumhäuser.

In andern Hinsichten z. B. in der Art, ihre Speisen zu essen und zu grüssen, haben sie sehr viel Aehnlichkeit mit den Eingebornen auf den Küsten Malabar und Coromandel. Indessen unterscheiden sie sich doch hinlänglich von ihnen und überhaupt von allen andern Eingebornen Indiens durch die Verschiedenheit ihrer Einrichtungen und durch die besondere Wildheit ihres Charakters.

Die Regierung, unter der die Malayen in ihrem Vaterlande leben, gleicht einigermaßen der alten Feudalverfassung von Europa; Krieg ist daher die Beschäftigung der Nation. Man findet also auch bey ihnen die Sitten und den Charakter, welche eine natürliche Folge einer solchen Verfassung sind. Alle sind kriegerisch, kühn und zu den verwegensten Unternehmungen bereit; mit der größten Ehrfurcht gehorchen sie den Befehlen ihrer Obern und leisten den härtesten Befehlen derselben unbedingten Gehorsam. Der wilde Charakter aber, der aus dieser militärischen Verfassung entspringt und den in Europa die christliche Religion gemildert hat, ist durch die Religion, die die Malayen angenommen haben, noch mehr erhöht worden. Unter den malayischen Anhängern eines Propheten, der eben so kriegerisch und wild als sie selbst, war, findet man nichts von jenem romantischen Rittergeiste, der mitten unter den Grausamkeiten eines ewigen Mordens die Artigkeit der gebildeten Gesellschaft erzeugte. Da die Malayen gewöhnt sind, sich bloß auf ihren Muth zu verlassen und ihre eigene Sache durchzufechten, so trift man

unter ihnen mehr Freyheit des Geistes und mehr den Anschein von einer erhabenen Unerschrockenheit als unter irgend einem Andern der sklavischen Stämme des Ostens an. Sie sind bey jeder Gelegenheit, wo Blut vergossen werden soll, muthig, wild und äußerst verzweifelt. Grausam und rachsüchtig in ihrem Zorne und mehr als man die menschliche Natur beynahe für fähig halten sollte, werden sie von dem weichlichen und schüchternen Indier mit Schrecken betrachtet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diesen Eindruck bey den Eingebornen von Ceylon zu beobachten, die vor Schrecken zusammenfahren, wenn sie zufälliger Weise einem malayischen Soldaten begegnen.[1])

Die Waffen, welche die Malayen führen, sind ihrer wilden und blutdürstigen Gemüthsart angemessen: wiederfährt ihnen eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung, so opfern sie ohne Bedenken ihr eigenes Leben auf, wenn sie nur dasjenige aus dem Wege räumen können, was sie zum Gegenstande ihrer Rache gewählt haben; hierbey richten sie oft unglaubliches Unglück mit den Waffen an, die sie bey sich führen. Diese bestehen in einer Art von Dolch,

1) Auch Barrow, der auf dem Cap der guten Hofnung und schon früher auf seiner Reise nach China Malayen zu beobachten Gelegenheit hatte, schildert sie als äußerst kühn und rachsüchtig. Die thätigsten und geschicktesten Sklaven auf dem Cap der guten Hofnung (sagt er), aber auch die gefährlichsten sind die Malayen. Sie sind treu, ehrlich und fleißig, aber so empfindlich gegen Beleidigungen und so eigensinnig, daß der geringste Anlaß dazu sie in Anfälle von Raserey stürzt, während deren Dauer es gefährlich seyn würde, ihnen zu nahe zu kommen.

D. Uebers.

Dolch, den man Krise, oder Crisse nennt; seine Klinge besteht aus dem am besten gehärteten Stahle und hat oft eine schlängelnde Form, so daß er eine sehr fürchterliche Wunde verursacht. Der Griff ist von Elfenbein oder Holz, in das man die Figur von dem Körper und den Armen eines Menschen nebst einem Kopfe eingegraben hat, der etwas von dem Kopfe eines Menschen und Vogels vorstellt. Dies nennen sie ihren Swammy oder Gott und dieser Figur machen sie ihren Salam oder ihre Verbeugung, ehe sie den Krise ziehen, um einen blutigen Vorsatz, den sie sich vorgenommen haben, auszuführen. Nachdem sie ihr Gelübde durch diese Ceremonie bestätigt haben, ziehen sie ihren Krise und stecken ihn nicht eher wieder in die Scheide, als bis sie ihn in Blut getaucht haben. Dieser wüthende Entschluß ist so fest, daß, wenn ihre Rache ihren Gegner nicht erreichen kann, sie den Dolch eher einem Ferkel, einem Hunde, einem Hühnchen oder einem andern lebenden Thiere, das sie zufälliger Weise antreffen, in den Leib stoßen, als daß sie ihren Vorsatz aufgeben sollten. [1]) Die Scheide besteht aus Holz und ist öfters mit Gold - oder Silberdraht geschmückt. Die ganze Gestalt dieser Waffe, so wie auch die Art, wie man sie auf der linken Seite trägt, hat sehr viel Aehnliches mit denjenigen, die man bey den alten Rüstungen der celtischen Nationen findet. Diese schreckliche Waffe wird dadurch noch furchtbarer, daß sie allemal vergiftet ist; gemeiniglich nehmen sie den Saft einiger giftigen Kräuter dazu. Die-

1) Ohnstreitig rührt diese Beharrlichkeit daher, daß sie ihre Rache in Gegenwart der Gottheit gelobt haben, die sie also strafen könnte, wenn sie ihr Gelübde nicht erfüllten.

D. Uebers.

Diejenigen, die es möglich machen können, bedienen sich des Giftes von dem Upasbaume. [1])

Im Gebrauche dieser tödtlichen Waffe besitzen sie eine besondere Geschicklichkeit und machen sich gleich andern Barbaren kein Bedenken daraus, zur Verrätherey oder zur Ueberraschung ihre Zuflucht zu nehmen, um ihre Feinde zu vernichten. Sie passen gemeiniglich die rechte Gelegenheit ab und versetzen ihrem Schlachtopfer einen Stich in den Rü-

1) Der boa Vpas sollte in Ostindien auf kahlen Bergen wachsen und so giftig seyn, daß er durch seine Ausdünstungen, ja sogar durch seinen Schatten, alles tödete, was ihm zu nahe käme. Allein das Ganze scheint ein Mährchen zu seyn und nirgends hat man noch einen solchen Baum entdeckt. Als der Lord Macartney auf seiner Reise nach China auf Java ans Land stieg, erkundigten sich der Dr. Gillan und einige Andere daselbst nach diesem berüchtigten Giftbaume, von welchem der Chirurgus Foertsch eine solche abentheuerliche Beschreibung gemacht hat. Dieser Mann war zwar wirklich eine Zeitlang Wundarzt auf Java gewesen und hatte einige Reisen ins Innere des Landes gemacht, allein seine Nachricht von dem Vpas-Baume erklärte man für ein Mährchen, das selbst die holländische Regierung hat widerlegen lassen. Indessen glaubt man in Batavia allgemein, daß irgend ein Gewächs der Insel ein Gift gäbe, mit welchem die Javaner ihre Dolche bestrichen, da die kleinste mit demselben gemachte Wunde unheilbar seyn soll. Einige hiesige europäische Aerzte aber versicherten, daß wenn man eine solche Wunde lange offen erhalte und stark eitern lasse, sie geheilt werden könne. In dem botanischen Garten zu Batavia soll ein Baum seyn, von dem sich ein giftiger Saft absondert. — Auch die Buschhottentotten tauchen ihre Pfeile in Pflanzengift und jede Wunde, die dadurch entsteht, soll sehr gefährlich seyn.

D. Uebers.

Rücken oder in die Schulter, ehe es sichs versieht. Diese Dolche, die Werkzeuge ihrer blutgierigen Grausamkeit, betrachten sie mit einer Art von Verehrung. Sie erben als eine heilige Reliquie vom Vater auf den Sohn, von Generation zu Generation fort. Sie verkaufen sie um keinen Preiß in der Welt nicht und keine Gewalt kann ihre Besitzer dahin bringen, daß sie dieselben herausgäben. Kommt ein Malaye in einem Treffen ins Gedränge, so läßt er sich lieber erschlagen oder bringt sich selbst um, ehe er dem Feinde seinen Krise ausliefert.

Ehe die Malayen ein verzweifeltes Unternehmen beginnen, ist es bey ihnen gewöhnlich Opium zu nehmen oder nach ihrem Ausdrucke sich zu bangen. Dieser Bang[1]) ist eine Pflanze, deren sich die Eingebornen Indiens zum Berauschen bedienen und die man eben sowohl auf dem ganzen festen Lande als auf Ceylon antrift. Es ist eine kleine Staude, mit einem Blatte, das an Gestalt und Gewebe dem Tabaksblatte gleicht; es ist aber nicht größer als ein Salbeyblatt. Von dieser Pflanze gewinnt man eine Art von Opium und wenn man kleine Kugeln daraus macht und diese einnimmt, so wirkt es eben so wie ein Schluck Branntewein bey den Europäern. Auch trocknet man die Bangblätter und raucht sie wie Tabak, wo sie alsdann eine noch stärker betäubende Wirkung haben als das

1) In dem Verzeichnisse der indischen Pflanzen, das sich im IV. Vol. der asiatic researches befindet, ist Bang oder Banga durch Cannabis mit einem Fragezeichen bezeichnet. Auch in Oberägypten braucht man eine Art Hanf zur Betäubung. Man sehe Sonnini's Reisen in Ober- und Niederägypten übersetzt von Bergk 1800. 2 Th. S. 217—219.

D. Uebers.

das Opium. Wenn sie sich nun auf diese Art gefühllos gegen jede Gefahr gemacht haben, dann sind sie zu den blutigsten Unternehmungen bereit und stürzen sich blindlings in jede Greuelthat. Jedoch muß man die schrecklichen Grausamkeiten, die sie bey solchen Gelegenheiten begehen, nicht sowohl ihrer Berauschung als vielmehr ihrer angebornen wilden Gemüthsart zuschreiben. Es ist zwar wahr, daß sie sich vermittelst des Bangs vor jedem blutigen Unternehmen in einen Zustand von vorübergehender Tollheit stürzen, allein der Entschluß, ein solches Verbrechen zu begehen, gieng doch vor diesem Zustande voraus. Mit kaltem Blute entschließen sie sich erstlich, solche Greuelthaten zu begehen; und dann nehmen sie zu Mitteln ihre Zuflucht, um sich zu betäuben, damit kein Gefühl von Menschlichkeit und keine Furcht sie von ihrem blutigen Vorhaben abbringe.

Einige, die ängstlich bemüht sind, die menschliche Natur von solchen Schandflecken frey zu sprechen, ohne zu bedenken, daß sie von der Lage und den Umständen herrühren, schreiben die beyspiellose Grausamkeit der Malayen der Menge von Opium zu, die sie von ihrer Kindheit an zu sich nehmen und zu Folge welcher sie sich beynahe in einem beständigen Zustand von Wahnsinn befänden. Allein dieser Wahnsinn dauert nicht länger als bis die berauschende Eigenschaft des Tranks seine Kraft verlohren hat. Die übrige Zeit hindurch sind sie ihrer vollkommen Meister; und dann machen sie den Entwurf zu ihren Unternehmungen. Die Menge von Bang, die sie zu sich nehmen, steht mit dem festen Entschlusse, den sie haben, ein Verbrechen zu begehen, im Verhältnisse. In der That ihre Einrichtungen und ihre Religion erklären hinlänglich ihren Charakter, ohne daß man weiter nach einer andern

andern Ursache zu suchen und ohne daß man die Natur anzuklagen braucht, daß sie Ungeheuer geschaffen hat. [1])

Die Art, wie es die Malayen angreifen, um ihre Rachsucht zu befriedigen, giebt den augenscheinlichsten Beweiß von ihrer wilden Gemüthsart. Wenn ein Malaye eine Ungerechtigkeit oder eine Kränkung, sie mag nun wirklich oder bloß eingebildet oder noch so unbedeutend seyn, erlitten hat, so scheint sich der fürchterlichste Durst nach Rache seines Gemüthes gänzlich bemächtigt zu haben. Er thut das Gelübde, den Gegenstand seiner Rache nebst jeder andern Person, die ihm in den Weg kommt, zu vernichten, bis der Eine oder der Andere todt niederstürzt. Um sich zu dieser schrecklichen That vorzubereiten, nimmt er eine große Quantität Bang zu sich, dann zieht er seinen vergifteten Dolch (Krise) heraus, stürzt wie toll auf die Straße hinaus und stößt ohne Unterschied jeden nieder, der ihm in den Weg kommt: zugleich schreyet er mit vollem Halse amok, amok oder todschlagen, woher diese schreckliche Art von Rache von den Europäern den Namen einen Muck laufen bekommen hat. [2]) Die Wuth des Unsin-

1) Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man die unverschuldeten Grausamkeiten und das Böse, das sich die Menschen einander ohne Ursache zufügen, betrachtet, ein Hang zur Grausamkeit in der menschlichen Natur selbst angenommen werden muß.

D. Uebers.

2) Nach Marsden nennen die Eingebornen auf Sumatra das Mucken, Mongamo, das besonders auf Java häufig ist. Stavorinus sagt in seiner Reisebeschreibung von Java: besonders werden von den Sklaven, die von Celebes oder Macasser kommen und noch mehr von den Bokanesen die greulichsten Mordthaten begangen; auch gehö-

 ren

sinnigen ist unbeschreiblich und das Unglück, das er anrichtet, ist schon öfters sehr groß, ehe ihn ein glücklicher Schuß zu Boden streckt. Die Eingebornen fliehen in der größten Bestürzung vor ihm und kaum wagt ihn jemand anders als ein Europäer anzugreifen. Es ist in der That ein sehr gefährliches Unternehmen, den rasenden Wilden zu Boden zu strecken, weil er sich bis auf den letzten Augenblick ganz verzweifelt wehrt und obgleich tödlich verwundet doch noch seinen Gegner durch einen Stich mit seinem vergifteten Krise zu vernichten sucht.

Die holländische Regierung auf Ceylon fand es für nothwendig, dieses wilde unsinnige Verfahren mit den strengsten Strafen zu bedrohen. Wer einen Muckslaufer tödete oder einfieng, erhielt eine Belohnung von ein bis zweyhundert Reichsthalern: diejenigen, die man lebendig fieng, wurden mit den grausamsten Martern hingerichtet.

Daß in den holländischen Besitzungen dergleichen Mucks so häufig vorfielen, scheint der Art und Weise zugeschrieben werden zu müssen, auf welche diese Nation ihre malayischen Unterthanen behandelt. Die Sklaven und Bedienten der Holländer bestanden hauptsächlich aus dieser Menschenraçe; und unter diesen beyden Klassen waren

ren zu dieser Nation die Amok Spuwers d. h. in ihrer Sprache so viel als todschlagen und jene Leute werden Amok Spuwers deswegen genannt, weil sie diese Worte häufig ausstoßen, wenn sie durch allzuvieles Opium oder durch andere Mittel zu einer künstlichen Raserey gebracht in den Straßen von Batavia auf und nieder rennen und jeden ermorden, der ihnen in den Weg kommt.

D. Uebers.

ren jene obenerwähnten Beyspiele von wilder Wuth besonders gewöhnlich. Das grausame, eigensinnige und empörende Betragen ihrer Herren erbitterte ihre natürliche Wildheit und die Unmöglichkeit, auf den gesetzmäßigen Wegen gegen ihre Tyrannen Recht zu erhalten, feuerte sie an, sich durch die Ermordung ihrer Herren, ihrer selbst und anderer Menschen zu rächen. Zu Batavia und auf den holländischen Niederlassungen gegen Osten, wo das Verfahren der Holländer am grausamsten und despotischesten ist, sind die Mucks noch weit häufiger als auf Ceylon und auf dem Cap der guten Hofnung.

Seit der Ankunft der Engländer auf Ceylon hat diese barbarische Sitte beynahe gänzlich aufgehört. Etliche geheime Mordthaten, die an den Sepoys und an den schwarzen Leuten in dem Pettah begangen worden sind, waren die einzigen Verbrechen dieser Art, die man während meines Aufenthaltes zu Colombo den Malayen zuschrieb. Diese Veränderung in dem Betragen dieses Volks hat keinen andern Grund als die größere Gelindigkeit der englischen Regierung. Doch ist die unsinnige Art, wie sich die Malayen rächen, so schrecklich, daß, so lange ihr Gefühl noch immer durch eine schlechte Behandlung empört wird, man den Ausbrüchen dieser Gemüthsart nicht anders als durch Furcht vor der strengsten Strafe Einhalt thun kann. Es stimmt aber mit der Natur der Menschen überein, daß eine milde Behandlung und das Beyspiel von einer menschenfreundlichen Denkungsart nach und nach ihre natürliche Wildheit mildert und ihre Leidenschaften in den Schranken der gebildeten Gesellschaft hält, ohne daß man zu jenen schrecklichen Strafen seine Zuflucht zu nehmen braucht, die zu empörend sind, als daß sie jemals zweckmäßiger eingerichtet werden könnten. Die Malayen können in der That in

ihrem gegenwärtigen Zustande wegen ihrer Begriffe von Moralität kaum in die menschliche Gesellschaft aufgenommen werden. Es fällt ihnen nicht ein, daß Rache ein Verbrechen sey und sie frohlocken, wenn sie bey solchen Gelegenheiten Blut vergießen können. Es scheint sie wirklich nichts von der Ausführung des grausamsten Vorsatzes abbringen zu können, den sie einmal gefaßt haben. Die Einführung des Christenthumes unter ihnen ist das einzige Mittel, wodurch man diese zügellose Wildheit gänzlich ausrotten könnte; es würde daher für uns in politischer Hinsicht ein außerordentlicher Gewinn seyn, wenn die Malayen in unsern Niederlassungen diese Religion annähmen. Sie wäre das festeste Band, das sie mit diesem Lande verbinden könnte. Jetzt ist es für Europäer sehr schrecklich, daß sie ihre Bedienten und Begleiter eben so sehr als einen tollen Hund fürchten müssen.

Die holländische Regierung auf Ceylon hat beständig ein Regiment Malayen [1]) in ihrem Solde gehabt. Dies Corps schien seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren die Stärke ihrer Besatzungen auszumachen und die Malayen waren die einzigen Truppen, die noch die Disciplin aufrecht erhielten und noch irgend eine Art von Tapferkeit im Felde zeigten. Ich habe schon oben erwähnt, daß sie die Einzigen waren, die unsern Truppen sowohl zu Colombo als zu Trincomale einigen Widerstand leisteten. Sie schienen überhaupt einen solchen tief eingewurzelten Widerwillen gegen die Engländer zu haben, daß es anfäng-

1) Im ganzen Oriente, sagt Marsden, bedeutet jetzt das Wort Malaye einen jeden, dessen Sprache und Religion mit jenen auf Malacca übereinkommt.

D. Uebers.

anfänglich wenig Anschein hatte, als wenn sie jemals unsere Freunde werden würden. Diesen Haß hatte ihnen die ungroßmüthige Politik der Holländer eingeflößt, die sich ihre Colonien dadurch zu sichern bemüheten, daß sie unter den Eingebornen einen tiefen Abscheu gegen die andern europäischen Nationen nährten; besonders schilderten sie ihnen die Engländer als eine Nation von grausamen und unmenschlichen Tyrannen, die allenthalben, wo sie ihren Fuß hinsetzten, Zerstörung und Unterdrückung verbreiteten. Diese niederträchtigen unverzeihlichen Kunstgriffe schränkten sich nicht immer auf bloße Verdrehungen ein, sondern man nahm auch manchmal zu der Ermordung von Fremden als einer Vorsichtsmaßregel seine Zuflucht. Das schändliche Verfahren der Holländer zu Amboyna hat ihren Namen in der ganzen Welt auf ewig gebrandmarkt.[1]) Allein es giebt noch ein anderes Beyspiel von ihrer abscheulichen Politik, das in Europa weniger bekannt ist, das aber im Morgenlande allgemeinen Unwillen erregt hat. Im Jahre 1798 befand sich der Capitain Packenham von der Resistance mit seinem Schiffe zu Timar, das Eine von den Gewürzinseln ist, die wir neulich erobert haben. Der holländische Gouverneur lud ihn mit seinen Offizieren zu Tische ein. Einige Umstände hinderten den Capitain, diese Einladung anzunehmen;

 allein

1) Ohne Zweifel meint der Verf. hier die Grausamkeiten, welche die Holländer im Jahre 1622 gegen mehrere Engländer wegen des Verdachts einer Verschwörung gegen die Festung auf dieser Insel ausübten und die zu schrecklich sind, als daß sie hier erzählt werden könnten. Man lese darüber Neuhofs Reisen nach Ostindien im 14ten Bande der Sammlung der neuesten und besten Reisebeschreibungen. Berlin S. 151. u. s. w.

D. Uebers.

allein seine Offiziere giengen und erfuhren zu ihrem Erstaunen und Schrecken, daß die Holländer die Gastfreundschaft als einen Vorwandt brauchten, eine Gelegenheit zu ihrer Ermordung zu erhalten. Ohne die geringste Warnung oder Aufkündigung griff man sie an und der erste Lieutenant und eine bis zwey andere Personen wurden nebst einigen Sepoys, die ihre Offiziere zu vertheidigen suchten, schändlicher Weise ermordet. Indessen focht sich doch der Wundarzt, der ein sehr starker Mann war, mit Hülfe von ein paar Sepoys bis auf den Strand durch und langte glücklich wieder auf dem Schiffe an. Auf die Nachricht des Wundarztes von dem barbarischen Verfahren gab der Capitain Packenham sogleich Befehl, auf die Stadt zu feuern, welche auch bald in Asche gelegt wurde. Die holländischen Einwohner und alle diejenigen, welche an dem Morde Antheil genommen hatten, flohen eilig ins Innere der Insel. Verschiedene von den Thätern wurden nachmals erhascht und büßten für ihre Verrätherey.

In dem nämlichen Jahre ereignete sich ein anderer unglücklicher Vorfall auf Amboyna, wo die Malayen den Lieutenant M' Crae in Diensten der ostindischen Gesellschaft ermordeten, der daselbst im Standquartiere lag. Mehrere andere englische Offiziere würden das nämliche Schicksal gehabt haben, wenn sie nicht von den Truppen gerettet worden wären. Ich will zwar nicht behaupten, daß die Holländer an diesem Verbrechen Antheil nahmen, allein bey ihrer gewöhnlichen Politik und bey ihrem Betragen zu andern Gelegenheiten hatte man starke Vermuthung, daß sie die Malayen aufgemuntert hätten, diese schändliche That zu begehen.

Durch solche Kunstgriffe, wie ich angeführt habe, gelang es den Holländern, den Malayen den tief einge-

wur-

wurzelsten Widerwillen gegen die Engländer einzuflößen und es gab keine Art von Grausamkeit, die sie nicht an unsern Truppen zu begehen bereit waren. Verschiedene Malayen haben mir seitdem erzählt, daß ihre Gemüther bey unserer Besitznahme von Ceylon durch falsche Vorstellungen und durch die Behauptung der Holländer, daß die Engländer ihnen keinen Pardon geben würden, in einem solchen Grade erbittert gewesen, daß sie entschlossen gewesen wären, uns alles mögliche Unheil zuzufügen. Das feige und niederträchtige Betragen der Holländer, daß sie sich sowohl von unsern Truppen ohne Widerstand zurückzogen, als auch die im Gefechte begriffenen Malayen ihrem Schicksale überließen, hat indessen diese Nation gänzlich von ihren vormaligen Herren abwendig gemacht. Sie sehen jetzt die Holländer mit Verachtung an und erinnern sich noch bloß ihres ehemaligen tyrannischen Verfahrens. Das offene und muthige Betragen der Engländer hingegen hat ihre ehemaligen Vorurtheile gegen uns vertilgt.

Nach der Einnahme von Colombo traten die Malayen zum erstenmale während unserer langen Verbindung mit Indien in unsere Dienste. Das Regiment, das hier im Solde der Holländer stand, trat zu den Engländern über, und das Commando über dasselbe erhielt der Capitain Whitlie, Einer von den Offizieren der ostindischen Compagnie. Durch seine unaufhörlichen Bemühungen und durch sein kluges Verfahren in der Behandlung der Malayen eine beträchtliche Zeit lang wurde dies Corps an eine sehr vortrefliche Mannszucht gewöhnt und war endlich unserer Regierung sehr ergeben. Es hat seitdem seinen europäischen Offizieren beständig mit der größten Bereitwilligkeit und mit großer Ehrfurcht gehorcht und

da wir es immer gut behandelt haben, so hat man ihm eine aufrichtige Achtung gegen unsern Dienst eingeflößt.

Bald nach der Ankunft des Gouverneur North auf der Insel bildete er dies Corps um und richtete es auf einem größern und ansehnlichern Fuß ein. Es bekam außer dem Capitain Whitlie noch einen andern europäischen Offizier; die Compagnien wurden von ihren eigenen eingebornen Capitains und Subalternoffizieren befehligt und der Gouverneur übernahm auf besonderes Verlangen des Corps den Posten eines Obersten über dasselbe. Es hat seitdem noch eine Veränderung in diesem Corps statt gefunden; der Oberste Champagne hat den Befehl über dasselbe erhalten, man hat demselben Offiziere aus Europa geschickt und es hat eine Stelle unter unsern andern Linienregimentern erhalten.

Die malayischen Truppen sind beynahe auf die nämliche Art bewaffnet und gekleidet, wie die europäischen; bloß die Schuhe ausgenommen, deren Tragen gegen ihre Religionsgrundsätze ist; anstatt derselben tragen sie eine Art Sandalen. Zugleich nebst ihren andern Waffen führen sie beständig ihre Krises oder vergifteten Dolche an der Seite bey sich:[1]) in der Hitze eines Gefechtes werfen sie oft ihre Flinten und Bajonette weg, stürzen auf den Feind mit diesen Krisen los und verbreiten allenthalben, wo sie hinkommen, Schrecken und Tod. Da ich vierte-

tehalb

1) Auch Marsden beschreibt in seiner Geschichte von Sumatra den Dolch der Malayen. Seine Beschreibung ist ausführlicher und weicht auch etwas von der unsers Verf. ab. Man s. d. IV. Band von Forsters und Sprengels Beyträgen. V. u. L. S. 258.

D. Uebers.

Lehalb Jahr lang in einer und derselben Garnison den Dienst mit ihnen verrichtet und da ich diese Zeit über in einem vertraueten Umgange mit ihren eingebornen Offizieren gelebt habe, so hat es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, den Charakter der Malayen als Soldaten genau zu beobachten. Wegen ihrer natürlichen Unerschrockenheit und Kühnheit sind sie vorzüglich geeignet, sehr brauchbare und vortrefliche Truppen zu werden, wenn man sie nur mit guten Offizieren versieht und sie gut befehligt. Jedoch erfodert ihre Gemüthsart viele Klugheit und Aufmerksamkeit, die Behandlung ihrer Oekonomie viele Geschicklichkeit, die Aufrechthaltung der Mannszucht viele Standhaftigkeit und zugleich die Bestrafung eines schlechten Betragens viele Vorsicht, um für unsern Dienst allen den Vortheil zu ziehen, den sie uns gewähren können. Ihren eingebornen Offizieren, die vormals hauptsächlich aus ihren Fürsten und Grafen bestanden, leisteten sie beständig den pünktlichsten Gehorsam und schienen sie in den höchsten Ehren zu halten. Wenn sie vermöge des Ausspruches eines Kriegsgerichtes bestraft werden, so murren sie niemals und ihre Lieblingsleidenschaft, die Rachsucht, scheint gänzlich zu schweigen. Der Contrast, den dieses Betragen mit ihrer gewöhnlich wüthenden Rachsucht macht, überraschte mich so stark, daß ich mich über die Ursache dieser Erscheinung bey Einigen von ihren Offiziers erkundigte. Man sagte mir, daß es ein Gebot ihrer Religion und eine feste Regel unter ihren Gewohnheiten sey, die niemals verletzt würde, allen ihren Offizieren sowohl Europäern als Malayen unbedingt zu gehorchen, und militärische Befehle mit der pünktlichsten Genauigkeit zu vollziehen; auch prägt man ihnen ein, niemals über irgend ein Verfahren ihrer Obern zu murren oder die Befehle auszuführen zu zaudern, so lange sie in dem Dienste irgend einer Macht Sold empfiengen und darin blieben. Ueberdieß werden sie wegen

jedes Vergehens von einem Kriegsgerichte gerichtet, das gänzlich aus ihren eigenen eingebornen Offizieren besteht, welche mit ihrer Sprache und mit ihren Gebräuchen bekannt sind und auf diese Art dem Angeklagten die Gewißheit gewähren, daß ihm Gerechtigkeit wiederfährt. Die Gelassenheit, mit der sich die Malayen dem Ausspruche ihres Kriegsgerichtes unterwerfen und ihre Enthaltung von jeder Rache, wenn man ihnen versichert, daß ihnen Gerechtigkeit wiederfahre, ist ein anderer augenscheinlicher Beweiß zur Unterstützung meiner obigen Behauptung, daß eine milde und edelmüthige Behandlung am Ende ihre natürliche Wildheit ausrotten werde.

Achtes Kapitel.

Die Ceyloneſen. — Ihr Urſprung. — Ihre Sitten. — Ihre Sprache. — Ihr geſellſchaftlicher Zuſtand.

Ich habe nunmehro die verſchiedenen Völkerſchaften geſchildert, die entweder aus Eroberungsſucht oder des Handels wegen nach Ceylon gekommen ſind und die ſich auf ſeinen Küſten angeſiedelt haben. Allein der bey weitem größere Theil ſeiner Einwohner beſteht aus den eingebornen Ceyloneſen, die ſich der europäiſchen Oberherrſchaft unterworfen haben. Als die Portugieſen zuerſt auf dieſer Inſel anlangten, hatte das Ganze derſelben, mit Ausnahme der Wälder, in denen ſich die wilden Bedas aufhielten, ein einziger Menſchenſchlag inne. Indeſſen mußten die Eingebornen, die die Küſten bewohnten, gar bald entweder in die Gebirge flüchten, um ihre Freyheit zu retten oder ſie mußten ſich den angreifenden Feinden unterwerfen. Ein großer Theil derſelben that das Letztere und zog die ergiebigen und herrlichen Ebenen den armen und ſichern, aber dürren und unfruchtbaren Zufluchts-

fluchtsorten vor. Auch konnten unmöglich Alle in die Gebirge flüchten, weil die innern Theile kaum so viel hervorbringen, als ihre dünn zerstreueten Bewohner bedürfen. Aus ihren häufigen Aufständen ist es bekannt, daß sie anfänglich das Joch der Portugiesen nur mit Widerwillen ertrugen. Die Zeit hat sie jedoch daran gewöhnt und sie sind jetzt in einen Zustand von entehrender Unterwürfigkeit herabgesunken, in welcher sie so lange sklavisch gehorchen werden, bis nicht etwann eine Kette von außerordentlichen Umständen ihr natürliches Gefühl erhebt und sie das Joch abwerfen.

Die Ceylonesen, welche sich unter der Herrschaft der Europäer befinden, behalten noch ihren ursprünglichen Namen Cingalesen bey, da hingegen diejenigen, welche in den Theilen des Landes leben, die bloß die Oberherrschaft ihrer einheimischen Fürsten anerkennen, sich durch die Benennung Candyer nach dem Lande, das sie bewohnen, unterscheiden. Der beständige Verkehr der Cingalesen mit den Europäern, und der Abscheu, den die Candyer allgemein gegen die verschiedenen Nationen, welche in ihre Insel eingefallen sind, hegen, haben beträchtliche Verschiedenheiten in den Sitten dieser beyden Zweige eines und desselben Volkes hervorgebracht. Doch gleichen sie sich immer noch in den meisten Stücken und wenn man den Einen schildert, so liefert man natürlicher Weise zugleich auch eine Beschreibung von den meisten Umständen, welche den Andern charakterisiren. Ich will daher erstlich die Punkte ausheben, welche beyde mit einander unter dem allgemeinen Namen Ceylonesen gemein haben, dann will ich die Charakterzüge angeben, worin sich beyde von einander unterscheiden.

Ob die Eingalesen die ursprünglichen Einwohner der Inseln sind, oder ob sie aus einem andern Lande und aus welchem sie hergekommen sind und wann sie sich hier angesiedelt haben, dies sind Punkte, über die sie weder selbst noch jemand Anders jemals eine bestimmte Nachricht hat geben können. Es herrscht unter ihnen eine alte Sage, daß nach Adams Vertreibung von dieser Insel, welche sie allgemein für das Paradies halten, Ceylon zuerst von einem Schwarme chinesischer Abentheuerer bevölkert worden sey, welche durch Zufall auf seinen Küsten anlangten. Allein diese Sage ist sehr unwahrscheinlich, weil sie weder in der Sprache, noch in den Sitten, noch in der Kleidung etwas mit den Chinesen gemein haben. Diejenigen, die annehmen, daß Ceylon ehemals einen Theil des festen Landes von Indien ausgemacht habe und daß es bloß durch ein ungewöhnliches Naturereigniß von demselben getrennt worden sey, finden keine Schwierigkeit, es mit derselben Menschenraçe zu bevölkern, die es vormals bewohnt hat, ehe es noch eine abgesonderte Insel wurde. Und in der That die Entfernung zwischen Ceylon und dem festen Lande ist so unbeträchtlich, daß es eben keine Anstrengung der Einbildungskraft erfordert, um zu begreifen, daß es entweder von der Küste Coromandel oder von der Küste Malabar aus bevölkert worden ist. Dies ist auch die gangbarste Meynung unter dem größten Theile des Volks. Indessen scheinen einige Umstände anzuzeigen, daß die Einwohner von Ceylon aus einer größern Entfernung hergekommen sind: sie haben in Ansehung ihrer Gestalt, Gesichtszüge, Sprache und Sitten so viel Aehnliches mit den Maldiviern, daß ich annehmen möchte, beyde Völker hätten einerley Ursprung. Die maldivischen Inseln sind zur See bloß zwey bis drey Tagereisen von Ceylon entfernt und aus der Unähnlichkeit der Gewohnheiten, die man zwi=

zwischen ihren und den Gebräuchen der Indier auf dem festen Lande antrift, kann man schließen, daß die Eingebornen dieser Inseln nicht unmittelbar von den ursprünglichen Einwohnern Hindostans abstammen.

Die Ceylonesen sind von mittler Statur, ungefähr 5 Fuß 8 Zoll hoch und von schönerm Ansehen als die Mohren und Malabaren auf dem festen Lande. Indessen sind sie doch weder so gut gebauet noch so untersetzt. Ich kenne keinen Menschenschlag, mit dem sie im Aeußern so viele Aehnlichkeit hätten als mit den Maldiviern. Die Candyer sehen schöner aus, sind besser gebauet, und auch nicht so weichlich als die Eingalesen in unsern Diensten.

Die Weiber sind verhältnißmäßig nicht so schlank als die Mannspersonen; sie sehen aber weit schöner aus und nähern sich dem Gelben oder der Mulattenfarbe. Ihren Körper salben sie beständig mit Cocusnußöhl;[1]) besonders ist ihr Haar stets ganz naß davon. Beyde Geschlechter halten sich sowohl in Ansehung ihrer Personen als ihrer Wohnungen sehr reinlich und nett. Bey der Zubereitung ihrer Lebensmittel verfahren sie außerordentlich sorgfältig und behutsam. Sie hüten sich, das Geschirr, aus dem sie trinken, mit den Lippen zu berühren, sie halten aber dasselbe (was einem Europäer als eine sehr linkische Methode vorkommen würde) in einiger Entfernung oben über den Kopf und gießen das Getränk buchstäblich in die Gurgel hinab.

1) Dies thun sie vielleicht, um den unangenehmen Geruch des Schweißes zu unterdrücken oder damit die Hiße ihre Haut nicht aufreißt.

D. Uebers.

hinab. Niemals bereiten sie ihre Speisen mit der linken Hand zu noch bedienen sie sich derselben beym Essen: vielleicht rührt dies von der Furcht her, sie möchten es nicht mit hinlänglicher Geschicklichkeit thun. Wenn sie essen, sprechen sie selten miteinander; sie scheinen das ganze Geschäft des Essens mehr für etwas, das die Nothwendigkeit erfodert, als für etwas mit der Anständigkeit sehr Verträgliches anzusehen. Beym Trinken kehren sie einander niemals das Gesicht zu.

In ihrer Lebensart sind sie außerordentlich mäßig: Früchte und Reiß machen den vorzüglichsten Theil ihrer Nahrung aus. An einigen Orten, wo Fische in Menge zu haben sind, machen sie auch diese zu einem Theile ihrer Unterhaltsmittel; allein kaum an irgend einem Ort ist Fleisch eine gewöhnliche Speise.

In ihrem Betragen sind die Ceylonesen höflich und artig; dies geht sogar viel weiter als man von dem Grade ihrer Bildung erwarten sollte. In Ansehung verschiedener Eigenschaften verdienen sie vor allen andern Indiern, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, bey weitem den Vorzug. Ich habe sie schon oben von dem Laster des Stehlens und Lügens freygesprochen, das einem Indier beynahe angeboren zu seyn scheint. Sie sind sanftmüthig und in ihrem Umgange mit einander nicht im geringsten zänkisch oder leidenschaftlich, ob sie schon, wenn sie einmal aufgebracht sind, in ihrem Zorne verhältnißmäßig wüthend und anhaltend sind. Der Haß, der sie belebt, ist in der That tödlich, und sie bringen sich häufig selbst um, um nur den Gegenstand ihres Hasses zu vernichten. Ich will nur einen Fall anführen, um zu zeigen, wie weit diese Leidenschaft bey ihnen geht: wenn ein Ceylonese nicht das Geld erhalten kann, das ihm der Andere schuldig ist,

so

so geht er zu seinem Schuldner und droht, sich selbst zu ermorden, wenn er ihn nicht augenblicklich bezahle. Diese Drohung, die manchmal in Erfüllung geht, nöthigt den Schuldner, die Foderung seines Gläubigers wo möglich sogleich zu befriedigen, weil jemand nach ihrem Gesetze sein Leben verwirkt hat, wenn er an dem Verluste des Lebens des Andern Ursache ist. „Auge um Auge und Zahn um Zahn" ist eine sprüchwörtliche Redensart, die sie beständig im Munde führen. Auch ist dies unter ihnen bey andern Gelegenheiten eine sehr gewöhnliche Art, sich zu rächen und man hat oft Beyspiele gesehen, daß sich ein Ceylonese in Gesellschaft seines Feindes sich selbst umzubringen entschlossen hat, damit nur der Letztere deshalb gestraft würde.

Dieser schreckliche rachsüchtige Geist, der sich so wenig mit der sanften und leutseligen Gemüthsart des Ceylonesen verträgt und der weit mehr dem blutgierigen Temperamente eines Malayen angemessen ist, wird noch immer durch die geheiligten Gebräuche der Candyer genährt. Unter den Cingalesen hingegen hat ihn der Umgang mit den Europäern gar sehr gemildert. Man hat die eben beschriebene unsinnige Art sich zu rächen aufgegeben, weil man dadurch seinen Zweck nicht mehr erreichte, da in allen denjenigen Theilen, welche unter europäischer Herrschaft stehen, die Untersuchung und Bestrafung der Verbrechen prompt und schnell ist. Ein solcher Vorfall ereignete sich im Jahre 1799 zu Caltura. Ein cingalesischer Landmann, der mit einem Andern einen Prozeß oder Streit hatte, paßte die Gelegenheit ab, mit ihm ins Bad zu gehen und sich in der Absicht zu ersäufen, daß sein Gegner zum Tode verurtheilt würde. Man bemächtigte sich hierauf des Letztern und schickte ihn nach Colombo, wo ihm wegen der angeschuldigten Ermordung des Verstorbenen

denen nach dem Grundsatze, daß man ihn zuletzt in seiner Gesellschaft gesehen hätte, der Prozeß gemacht wurde. Da man jedoch gegen den Angeklagten nichts weiter als Vermuthungen hatte, so wurde er losgesprochen. Allein dieser Ausspruch stimmte ganz und gar nicht mit der Denkart der Cingalesen überein; sie setzten gern ihre alte barbarische Sitte, wie ihre Brüder die Candyer, fort, ob es ihnen gleich an Macht dazu fehlt.

Unter keiner Nation wird der Rangunterschied mit einer solchen gewissenhaften Genauigkeit beobachtet, als unter den Ceylonesen; selbst in der Größe und in der Gestalt ihrer Häuser scheinen sie beschränkt zu seyn; ein Haus von einer gewissen Größe zeigt gemeiniglich an, daß sein Eigenthümer von Geburt einen gewissen Rang hat.[1]) Diesen auffallenden Zug von Barbarey bemerkt man aber noch

1) Der Rang wird nach Knox bey den Ceylonesen nicht nach den Ehrenämtern oder dem Reichthum sondern nach der Geburt abgemessen. Er ist daher von der höchsten bis zur niedrigen Kaste erblich und dies ist auch ein Hauptgrund, daß die Nation so geringe Fortschritte in ihrer Kultur und Freyheit macht. In jeder Klasse heurathet man nur seines Gleichen. Man findet es abscheulich, eine Person geringern Standes zu heurathen, auch vermeidet man, mit ihr zu essen und zu trinken. Wer eine Person niedrigern Standes heurathet, wird von der Obrigkeit mit Geld oder Gefängnißstrafe belegt. Die vornehme Familie stößt ihn aus und er geräth in den niedern Stand seiner Gattin. — Diese peinliche und kleinliche Denkart scheint sich nicht auf einer so kleinen Insel haben bilden zu können, sondern muß vom festen Lande herrühren, wo Eroberer und Pfaffen ein großes Interesse hatten, die verschiedenen Beschäftigungen als so viele unübersteigliche Schranken abzustechen, und aus der Verschiedenheit des Gewerbes einen erblichen Rang- und Klassenunterschied zu machen.

D. Uebers.

noch mehr unter den Bewohnern des Innern als unter denen, die durch ihr Verkehr mit den Europäern einigermaßen gebildet worden sind. Die Candyer dürfen ihre Häuser nicht weiß anstreichen oder mit Ziegeln decken lassen: dies ist ein königliches Vorrecht und bloß der große König darf dies thun. Selbst unter den Eingalesen trift man in Ansehung ihrer häuslichen Einrichtung immer noch etwas mehr als den Unterschied an, welchen der Reichthum macht.

Es ist schwer, auszumachen, ob es ein Ueberrest eines tyrannischen Verbotes oder der Aberglaube ist, welcher sich auf die Gefährlichkeit der Elektricität in diesem Himmelsstriche gründet, daß die Ceylonesen beym Baue ihrer Häuser niemals einen Nagel brauchen. Ihre kleinen niedrigen Hütten, die zu gebrechlich sind, als daß sie mehr als ein Stockwerk tragen könnten, werden gänzlich durch Banden zusammengehalten, die aus Rohr oder aus Coya - Seilen gemacht sind. Sie sind von dünnen Stücken Holz oder Bambus erbauet, mit Lehm überworfen und mit Reißstroh oder Cocosbaumblättern gedeckt. Um die Mauern ihrer Häuser laufen schmale Lehmbänke, die zum Sitzen oder Schlafen bestimmt sind. Sowohl die Bänke als die Fußböden in ihren Häusern sind alle mit Kuhmist belegt, um das Ungeziefer zu verscheuchen und ihre Oberfläche glatt zu erhalten; auch werden sie nicht so leicht durch den Regen schmutzig gemacht, als wenn sie von Lehm wären.

In einem solchen Zustande der Gesellschaft, wo der Luxus fast gänzlich unbekannt zu seyn scheint, darf man selbst in den besten Häusern kein kostbares Hausgeräthe erwarten. Das, was man in den Hütten antrift, ist höchst einfach und besteht bloß aus dem, was durchaus

zur

zur Zubereitung der Speisen unentbehrlich ist. Einige wenige irdene Töpfe, in denen man den Reiß kocht und eine bis zwey kupferne Schüsseln, aus welchen man denselben ißt; ein hölzerner Stößel und Mörser zum Zermalmen, nebst einem platten Steine, auf dem man Pfeffer, Kurkumey (corcuma rotunda) und rothen Pfeffer (chillies) zu den Curries zerstößt; ein Homeny oder eine Art von Reibeisen, das ein eisern Werkzeug gleich dem Rädchen an einem Sporne ist, welches man an einem Stücke Holz, wie einen Stiefelknecht, festgemacht hat und das man zum Cocosnußraspeln braucht; dies nebst einigen wenigen andern nöthigen Geräthschaften macht ihren ganzen Hausrath aus. Sie brauchen weder Tische, noch Stühle, noch Löffel; sie setzen sich wie andere Indier auf die Erde nieder und langen sich ihre Speisen mit den Fingern zu. Die Häuser der Candyer sind schöner und besser gebauet als bey den Cingalesen; denn ob die Letztern gleich an bessere Muster gewöhnt sind, so sind sie doch, seitdem sie nicht mehr einen Theil eines barbarischen Reiches ausmachen, wegen des elenden Zustandes, in den sie durch die aufeinander folgende Tyranney der Portugiesen und Holländer gestürzt worden sind, in der Kultur mehr zurück als vorwärts gegangen.

Ihre Dörfer und Städte, statt den Anblick eines zusammenhängenden Ganzen, an das wir gewöhnt sind, zu gewähren, sehen mehr einer Menge abgesonderter Häuser gleich, die hin und wieder mitten in einem dichten Walde oder Forste zerstreut stehen. Man beobachtet bey der Anlegung derselben nicht die geringste Regelmäßigkeit, sondern jeder bauet seine Hütte im Mittelpunkte eines Cocosbaumwaldes an der bequemsten Stelle auf, die er ausfindig machen kann. In den gebirgigen Theilen, wo man sich kaum Unterhalt verschaffen kann und wo die Eingebor-

nen in beständiger Gefahr leben, entweder von wilden Thieren überfallen, oder von kriechenden Thieren belästigt oder plötzlich von Ueberschwemmungen beunruhigt zu werden, bauen sie gewöhnlich ihre Hütten auf Felsenspitzen oder auf hohe Baumgipfel. Einige schlagen eine Anzahl hoher Stangen in die Erde und stellen eine Art von Hürde daneben hin, die ihnen des Nachts zur Wohnung dient. Um sich gegen die glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, nehmen sie allgemein das große Blatt des Talipotbaumes, das sie über den Kopf halten.

Die Ceylonesen sind außerordentlich höflich und ceremonienreich; wenn sie einander begegnen, reichen sie jederzeit einander das Betelblatt, welches ein unveränderliches Kennzeichen der Hochachtung und Freundschaft ist. Alle Stände kauen durchgängig Betelblätter; bey allen Gastereyen dienen sie ihnen zum Nachtische und bey allen ihren Unterhaltungen brauchen sie dieselben jederzeit als Zusatz.

Das Betelblatt gleicht an Gestalt dem Epheublatte, an Farbe und Dicke aber nähert es sich mehr dem Lorbeerblatte. Mit dem Betelblatte vermischen sie zugleich Tabak, Arecknüsse und gebrannten Muschelkalk, um dasselbe für den Geschmack desto auffallender zu machen, wie dies auch bey andern Indiern gewöhnlich ist. Wenn sie diese Mischung kauen, so wird sie blutroth und färbt ihren Mund, ihre Lippen und Zähne mit einer schwarzen Farbe, die niemals wieder weggeht. Ein Europäer würde dies für eine Entstellung des Gesichtes halten, allein nach ihrer Meynung ist es eine Verschönerung: denn weiße Zähne sehen sie bloß für Hunde schicklich und für eine Verunstaltung des menschlichen Geschlechtes an. Allein diese scharfe Mischung zerstört ihre Zähne schnell und oft haben sie schon in der Jugend keine mehr. Mit dem Safte des Betelblattes fär-

ben

ben sie auch häufig ihre Nägel und Finger. Dies scheint aber keine übeln Folgen nach sich zu ziehen, indem ihre Hände ungemein zart und schön gebildet sind.

Im Gespräche herrscht bey ihnen selbst unter Verwandten und vertraueten Freunden eine bewundernswürdige Ernsthaftigkeit. Es ist nichts ungewöhnliches, eine Gesellschaft Ceylonesen lange Zeit so ernsthaft und stumm wie eine Versammlung von Quakern, wenn diese der heilige Geist nicht ergreift, beysammen sitzen zu sehen. [1]) Die ganze Zeit über kauen sie unaufhörlich Betelblätter als wenn sie um die Wette arbeiteten; sie genießen dieselben offenbar mit dem nämlichen Vergnügen, mit welchem ein Engländer einige Flaschen alten Portwein austrinkt.

In ihren Begrüssungen sind sie außerordentlich pünktlich; die Art, wie sie einander grüssen, ist jene, welche man bey allen Indiern antrift; sie bringen die flachen Hände nach der Stirne und machen einen Salam oder tiefe Verbeugung. Hierbey ist der Unterschied des Ranges ganz besonders sichtbar; wenn jemand von einer geringern Klasse seinem Obern begegnet, so wirft er sich vor ihm beynahe auf die Erde nieder und wiederholt seinen Namen und seine Würde funfzigmal hintereinander; während der Höhere mit der größten Ernsthaftigkeit in den Minen vorbeyschreitet und ihm kaum den geringsten Gegennick zu machen würdigt.

1) Die meisten morgenländischen Nationen sehen Sprechen und Spazierengehen für eine Arbeit an, weil ohnstreitig die Sonnenhitze weit leichter ermattet als bey uns.

D. Uebers.

In Ansehung der Frauenzimmer sind die Eingebornen von Ceylon nachsichtiger als die übrigen asiatischen Nationen und ihre Weiber werden mit weit mehr Aufmerksamkeit behandelt. Ein ceylonesisches Frauenzimmer wird fast niemals wie eine Sklavin behandelt, sondern der Mann sieht dasselbe mehr nach europäischen Sitten als sein Weib und seine Gefährtinn an. Solche Charakterzüge mögen vielleicht sehr unverträglich mit dem zügellosen Umgange zwischen den beyden Geschlechtern scheinen, der so sehr den asiatischen Gebräuchen und Vorstellungen widerstreitet und der schon seit undenklichen Zeiten auf dieser Insel geherrscht hat. Herr Knox hat ein Gemälde von ihrer gänzlichen Hintansetzung aller Keuschheit oder aller Schranken in der Befriedigung des Geschlechtstriebes entworfen, das nicht bloß dem Asiaten, sondern selbst den Bewohnern der ausschweifendesten Hauptstadt in Europa höchst abscheulich vorkommen muß; und aus eigenen Beobachtungen, die ich unter den Cingalesen angestellt habe und aus allen den Nachrichten, die ich von den Candyern habe erhalten können, bin ich überzeugt, daß er seine Schilderung ihrer Ausschweifungen und ihrer Zügellosigkeit nur in sehr wenigen Fällen übertrieben hat.

Ein cingalesischer Ehemann ist nicht im geringsten auf seine Frau eifersüchtig; er hält es vielmehr für eine Ehre, sie dem Publiko zu zeigen. Ueber ihre Untreue ist er nicht besonders aufgebracht, außer wenn er sie etwann auf der That ertappt: in diesem Falle hält er sich für berechtigt, die Rechte eines asiatischen Ehemannes auszuüben. Die Verletzung der Keuschheit setzt weder ein verheurathetes noch unverheurathetes Frauenzimmer kaum der geringsten Schande aus, sobald dasselbe nur keinen Umgang

gang mit jemand aus einer geringern Kaste hat; ist dies aber der Fall, so sieht man eine solche Handlung für den größten Schimpf an. Besonders wird unter den Candyern dieser alleinige Unterschied der moralischen Schande, welcher einer barbarischen Nation so angemessen ist, auf den höchsten Grad getrieben. Kaum wagt eine Mannsperson ein Frauenzimmer von niedrigerm Stande zu heurathen und selbst der König giebt dies nicht zu, ohne eine derbe Strafe darauf zu setzen; allein von einem Frauenzimmer weiß man gar kein Beyspiel, daß sie sich in eine Verbindung, die unter ihrem Stande wäre, eingelassen hätte, weil sie so etwas in den Augen der Welt auf immer entehren würde. Mit Personen von ihrem Stande hingegen lebt sie ins Geheim in dem zügellosesten Umgange und es ist unter den nächsten Anverwandten weder etwas Ungewöhnliches noch irgend eine Schande, daß sie mit einander in einer vertraueten Verbindung leben.

Unter den Cingalesen hat man zwar angefangen, den Rangunterschied nicht mehr so pünktlich zu beobachten; allein man hat an seine Stelle noch keine ehrenvollern Schranken gesetzt. Eine Mutter macht sich kein Gewissen daraus, die Gunstbezeugungen ihrer Tochter für eine geringe Summe, an jeden, der sie verlangt, zu verkaufen. Besonders lassen sie sich gern mit Europäern in solche Verbindungen ein und anstatt so etwas für eine Schande zu halten, wird die Mutter bey einem Zanke mit ihren Nachbarn diese sogleich wegen ihres höhern Ranges zum Schweigen bringen, wenn sie ihnen sagt, daß ihre Tochter die Ehre gehabt hat bey einem Europäer zu liegen. Selbst Frauenzimmer von dem höchsten Stande halten sich nicht für entehrt, in einer vertraueten Verbindung mit Europäern zu leben und sie schämen sich nicht im gering-

ringsten, sich mit ihnen öffentlich zu zeigen.[1]) Dies macht einen merkwürdigen Contrast mit den mahomedanischen Frauenzimmern auf dem festen Lande, die sich für entehrt und verworfen halten würden, wenn ein Fremder zufälliger Weise nur jemals Einen ihrer Gesichtszüge zu sehen bekäme.

Die Nachrichten, die man von den ehelichen Verbindungen der Ceylonesen mitgetheilt hat, sind in einigen Hinsichten unrichtig. Besonders hat man behauptet, daß jede Mannsperson bloß eine Frau hätte, obschon ein Frauenzimmer mit mehrern Ehemännern ohne Unterschied leben dürfe. Allein dies ist nicht allemal der Fall:[2]) es giebt zwar viele Männer, die bloß eine Frau haben, aber es giebt auch wieder Andere, die so viele Weiber heurathen, als sie unterhalten können. Es findet keine gesetzliche Vorschrift hierüber statt und es ist wahrscheinlich, daß die Leichtigkeit, mit welcher sie untereinander einen vertrauten Umgang haben können und mit welcher Ehen aufgelößt werden, zugleich nebst ihrer Armuth die wahre Ursache ist, warum die Polygamie unter ihnen nicht allgemeiner ist. In besondern Fällen aber, wo die Häuser bloß aus einem Ge-

1) Sollte diese zügellose Denkart nicht mit davon herrühren, weil man sieht, daß die Europäer als die Beherrscher des Landes mehr geehrt sind, daß sie die Eingebornen oft schimpflich behandeln und daß diese daher weit unter jenen ständen?

D. Uebers.

2) Der Verf. läßt es immer noch unbestimmt, ob eine Frau zugleich mehrere Männer haben kann oder nicht? Oft soll eine Frau alle Brüder zu Männern haben, welche sich manchmal auf fünf belaufen.

D. Uebers.

Gemache bestehen und wo selbst die nothwendigen Lebensbedürfnisse so selten sind, darf man nicht glauben, daß der Mann freywillig die Last, zwey Weiber zu erhalten, auf sich nehmen werde, weil er die Frau, deren er überdrüssig zu werden anfängt, nach Belieben fortschicken und eine Andere, die er liebt, an ihre Stelle nehmen kann.

Die Heurathsceremonie, die bey Nationen, welche strengere Begriffe von Keuschheit haben, mit einer Art von Geheimniß und Ehrfurcht betrachtet wird, ist bey den Ceylonesen etwas sehr Unbedeutendes und sie scheint bloß die Absicht zu haben, den Parteyen Ansprüche auf die Theilnehmung ihres beyderseitigen Vermögens zu verschaffen und den Anverwandten Gelegenheit zu der Beobachtung zu geben, daß sie sich in ihrer eigenen Kaste verheurathet haben. Die Heurathen werden oft von den Eltern geschlossen, wenn die Verbundenen sich noch im Zustande der Kindheit befinden; dies geschieht bloß in der Absicht, die Kinder nach ihrem Range zu verheurathen; oft werden diese Ehen mit Einwilligung schon wieder getrennt, wenn sie kaum vollzogen sind. Auch ist es bey denjenigen, die einander heurathen wollen, gewöhnlich, vorher einander ehelich beyzuwohnen und ihre beyderseitige Gemüthsbeschaffenheit auf die Probe zu stellen; finden sie, daß sie sich nicht mit einander vertragen können, so gehen sie wieder ohne die Dazwischenkunft eines Priesters oder ohne weitere Ceremonie aus auseinander: keine Partey hat Schande davon, und die Frau wird von ihrem nächsten Liebhaber eben so sehr geschätzt, als wenn er sie noch als Jungfrau gefunden hätte.

Wenn die Parteyen darin einig sind, daß sie einander heurathen wollen, so besteht das Erste, was die Mannsperson thut, darin, daß sie der Braut die Braut-

Kleider überreicht, welche eben nicht von der kostbarsten Art sind; sie bestehen in einem Stücke Zeug 6 bis 7 Yards lang zum Gebrauche für die Braut und in einem andern Stücke Zeug, das übers Bette gelegt werden soll. Dies giebt uns einen augenscheinlichen Beweiß von dem gänzlichen Mangel an Kunstfleiß unter den Ceylonesen und von ihrer außerordentlichen großen Armuth, die so weit geht, daß der Mann oft nicht im Stande ist, diese einfachen Brautgeschenke zu kaufen, sondern sie häufig von Einem seiner Nachbarn zu dieser Absicht borgen muß.

Die Brautgeschenke überbringt der Bräutigam in Person und in der darauffolgenden Nacht darf er bey der Braut schlafen. Bey dieser Gelegenheit bestimmt man den Tag, an welchem er sie heimführen soll und wo man die Hochzeit festlich feyern will. An diesem Tag stellt er sich nun mit seinen Anverwandten in dem Hause der Braut ein; alle bringen mit, was sie haben, um etwas zur Verherrlichung des Hochzeitfestes beyzutragen. Braut und Bräutigam essen in Gegenwart dieser Versammlung aus einer Schüssel; hierdurch giebt man zu erkennen, daß sie von einerley Stande sind. Alsdann bindet man sie an den Daumen zusammen und die Feyerlichkeit endigt sich damit, daß sie von den nächsten Anverwandten oder dem Priester, wenn Einer dabey ist, von einander getrennt oder geschnitten werden. Dies sieht man jedoch für eine am wenigsten verpflichtende Feyerlichkeit an, welche in der That kaum die Fortdauer der Ehe zur Absicht hat. Soll die Ehe so dauerhaft und unauflöslich seyn, als es ihre Sitten mit sich bringen, so bindet man das Brautpaar mit einem langen Stück Zeug zusammen, das man ihm mehrmals um den Leib windet; dann gießt der Priester, der bey dieser Art von Feyerlichkeit allemal sein Amt verrichtet, ob dies gleich selten bey der Erstern der Fall ist,

Wasser über Braut und Bräutigam aus. Wenn die Heurathsceremonie, mag dies nun die am meisten oder die am wenigsten bindende Art seyn, vorbey ist, dann übernachtet das Brautpaar in dem Hause der Braut, und den Morgen darauf führt diese der junge Ehemann in Begleitung ihrer Freunde, die Vorrath zu noch einem Feste mit sich nehmen, nach Hause. Beym Heimführen der Braut beobachtet man eine alte Sitte: die Braut muß nämlich allemal vor dem Bräutigam vorausgehen und darf sich unterweges nie aus seinem Gesichte entfernen. Die Sage führt als Grund von dieser Sitte den Umstand an, daß, während einstmals ein Ehemann vorausgieng, man ihm seine Frau entführte, ehe er es gewahr wurde; dies ist bey einem Volke nicht unwahrscheinlich, das von den ehelichen Banden eine solche geringe Meynung hat.

Den Hochzeittag sieht man allemal als einen besonders festlichen Tag an. Wer es ausführen kann, der läßt es bey solchen Schmäußen niemals an Musik und Tanz fehlen; oft verlängert man auch die Lustbarkeiten und singt die ganze Nacht hindurch gewisse Hochzeitlieder.

Die Mitgabe, welche die Tochter erhält, steht mit dem Vermögen ihrer Eltern in Verhältniß. Kann sich das junge Ehepaar nicht selbst ernähren, so bleibt es bey den Eltern der Frau wohnen. Und wenn die jungen Eheleute nach der Hochzeit sehen, daß sich ihr Charakter nicht miteinander verträgt, so trennen sie sich ohne weitere Umstände wieder; die Frau nimmt bloß das eingebrachte Vermögen mit, um sich für ihren künftigen Mann zu einer so guten Partie als möglich zu machen. Sowohl Mannspersonen als Frauenzimmer heurathen und trennen sich auf diese Art mehrmals, ehe sie einen Gefährten finden,

den, mit welchem sie den Ueberrest ihrer Tage zuzubringen Lust haben.

Wegen des frühzeitigen Umganges der Frauenzimmer mit dem andern Geschlechte (sie werden nämlich allgemein schon im zwölften Jahre verheurathet) verliehren sie gar bald das jugendliche Ansehen und werden, sobald sie über das zwanzigste Jahr hinaus sind, alt und häßlich. Ohnstreitig trägt das Clima viel zu diesem frühzeitigen Altwerden bey; auch setzen sie sich der Sonne so häufig aus, daß, wenn sie sich nicht so stark mit Cocosnußöhl salbten, ihre Haut bald aufspringen und kleine Schwären bekommen würde.

Die cingalesischen Frauenzimmer sind in ihrem Betragen weit artiger und ich möchte hinzusetzen in Ansehung ihrer Gestalt schöner als die Frauenzimmer der übrigen indischen Nationen. Ihre außerordentliche Reinlichkeit ist ein Umstand, der sie einem Engländer ganz besonders empfiehlt, ob er es gleich etwas mißlich findet, sich mit den starken Ausdünstungen des Cocosnußöhles auszusöhnen.

Die Ceylonesen lieben gleich andern Bewohnern heißer Himmelsstriche das Baden außerordentlich und stürzen sich oft an einem Tage mehrmals ins Wasser.[1]) Allein in diesem Vergnügen werden sie oft von den Alligators gestört, vor welchen sie sich außerordentlich fürchten; sie müssen

1) Dies erfordert das Clima, welches durch seine Hitze alles ausdehnt und schwächt; das Wasser muß es daher wieder zusammenziehen und dadurch stärken.

D. Uebers.

müssen daher gegen diesen furchtbaren Feind Vorsichtsmaßregeln treffen, welche darin bestehen, daß sie einen kleinen Fleck an der Seite eines Teiches oder Flusses mit einer starken Verzäunung versehen; indessen ist er doch zum Baden und Abkühlen groß genug.

Ernsthaftigkeit, dieser allgemeine Charakterzug des wilden Zustandes, herrscht unter den Ceylonesen noch immer in einem weit höhern Grade, als man nach der Stufe ihrer Bildung erwarten sollte. Dies rührt wahrscheinlich von der düstern abergläubischen Furcht her, die sie von Kindheit auf einsaugen und die ihr ganzes Leben verbittert. Spiele und Zeitvertreibe sind unter ihnen beynahe gänzlich unbekannt.[1]) Da sieht man nichts von den Kunststücken und behenden Streichen, worin sich die Eingebornen Hindostan's so auszeichnen: denn alle Gaukler, Tänzer und Beschwörer, die man irgend jemals auf Ceylon antrift, sind insgemein vom festen Lande. Die Unterdrückung und die Mißhandlung, unter welcher die Cingalesen so lange geseufzt haben, mag unter ihnen zwar die Geschicklichkeit in ihren ursprünglichen Zeitvertreiben ausgetilgt haben, allein während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf Ceylon habe ich, selbst durch die genauesten Erkundigungen niemals etwas von einem Spiele erfahren können, das unter den Candyern gebräuchlich sey. Man kann zwar annehmen, daß sie in ihrem blühendern Zustande gleich andern Nationen einige Zeitvertreibe in ihren müßigen Stunden hatten und Hr. Knox führt ein

1) Sollte dies nicht auch mit vom Clima herrühren, das jede Bewegung des Körpers zur Last macht; weshalb sie Ruhe lieben und daher ihr Geist ernst und feyerlich gestimmt ist.

D. Uebers.

ein oder zwey Spiele an, die zu seiner Zeit am neuen Jahre und besondern Festtagen noch unter ihnen gewöhnlich waren; allein ihre beständigen Streitigkeiten mit den Portugiesen und Holländern nebst der tyrannischen Bedrückung ihrer eigenen Regenten haben wahrscheinlicher Weise zugleich mit ihrem düstern Aberglauben zur Vertilgung jenes schwachen Lichtes menschlicher und geselliger Vergnügungen beygetragen, welches so eben durch die finstere Wildheit der Barbarey durchzubrechen anfieng.

Während der nassen Jahreszeit sind die Ceylonesen einer Menge Krankheiten unterworfen. Jedermann ist hier sein eigener Arzt; die gewöhnliche Heilart ist daher sehr einfach. Insgemein legt man ein Kräuter- oder Kuhmistpflaster auf den kranken Theil und ich habe gesehen, daß jemand das nämliche Mittel bey dem stärksten Fieber gebrauchte und daß sein ganzer Körper mit dieser Salbe überschmiert war. Der Aussatz scheint unter ihnen sehr häufig zu seyn und auf den Straßen von Colombo wimmelt es von Bettlern, die mit dieser schrecklichen Krankheit geplagt sind. Ich habe einige solche Kranke gesehen, deren Haut zum Theil bunt, halb weiß und schwarz gefärbt war: denn diese Krankheit läßt weiße Blattern und Flecken auf allen den Theilen der Haut zurück, wo sie ausbricht und es ist nichts ungewöhnliches, ein Glied zu sehn, das ganz weiß ist, während das Andere seine natürliche schwarze Farbe behält.

Die Krankheit, vor welcher sie sich ganz besonders fürchten, sind die Blattern. Man hält sie für eine unmittelbare Geißel des göttlichen Zornes; man wagt daher bey denselben seine Zuflucht zu keinem Zaubermittel oder keiner Beschwörung zu nehmen, ob man dies gleich bey jeder andern Krankheit zu thun gewohnt ist. Stirbt jemand

mand an den Blattern, so sieht man ihn für verflucht an [1]) und seinem Leichname werden sogar die Begräbnißceremonien versagt. Man schaft ihn an einen unbesuchten Platz, steckt ihn unter ein Gebüsch oder wirft einige Baumzweige über ihn weg.

Es ist zu hoffen, daß der Verkehr mit unsern Landsleuten mit der Zeit diese düstern und traurigen Vorstellungen von einer unbedingten Nothwendigkeit ausrotten und daß die Wirksamkeit der Mittel, welche die Europäer brauchen, auch die Eingebornen zu ihrer Annahme bereitwillig machen werde. Die Regierung sollte unter ihnen die Einimpfung der Kuhpocken einzuführen suchen, und der Gouverneur sollte darauf dringen, daß sie allen Kindern in unserm Antheile von Ceylon eingeimpft würden.

Die Sprache der Ceylonesen sollte zwar über ihre Abstammung den besten Aufschluß zu geben scheinen, allein sie dient bloß dazu, unsere Vermuthungen in noch größere Dunkelheit einzuhüllen. Ihre Sprache scheint dieser Insel fast ganz eigen zu seyn. Sie wird von keiner der malabarischen oder andern Nationen auf dem festen Lande Indiens gesprochen und niemand von diesen Nationen kann sie ohne beträchtliche Schwierigkeiten erlernen. Dürfte ich über einen Gegenstand, der das geschärfte Nachdenken

1) Vielleicht rührt dieser Aberglaube davon her, daß die Blattern so ansteckend sind. Diese schnelle und unvermuthete Ansteckung kann man nicht begreifen und man sieht daher die ganze Krankheit als eine unmittelbare Wirkung des Zorns der Gottheit an.

D. Uebers.

ken der Gelehrten erfordert, eine Vermuthung äußern, so würde ich sagen, daß sie mir sehr nahe mit der Maldivischen verwandt zu seyn scheint. Als ich zu Colombo stand, hatte ich eine Gelegenheit, die Aehnlichkeit sowohl in dieser als in andern Hinsichten zwischen diesem Volke und den Ceylonesen zu bemerken; der König der maldivischen Inseln hat die Gewohnheit, jährlich einen Abgesandten mit Geschenken an unsern Gouverneur auf Ceylon zu schicken, um mit uns ein freundschaftliches Einverständniß zu unterhalten. Die Maldivier von seinem Gefolge näherten sich sowohl an Gestalt, Farbe und Kleidung weit mehr den Ceylonesen, als irgend einem malabarischen Geschlechte; auch schien mir ihre Sprache die nämlichen Regeln zu haben.

Es giebt zwey Mundarten der ceylonesischen Sprache, welche sich sehr beträchtlich von einander unterscheiden, und welche jede ihre besondere Grammatik haben. Die poetische oder Hofsprache heißt auch das Candysche Sanscrit oder eigentlicher das Pahli (Paulee) oder Mangada. Diese Mundart, die in denjenigen Theilen des Innern herrscht, wo die Sprache vermuthlich in ihrer größten Reinheit geblieben ist, enthält eine große Mischung vom Arabischen und man hält sie sowohl für die feinste als für die sanfteste und wohlklingendeste. Die Gelehrten mögen entscheiden, woher es kommt, daß das Arabische einen so beträchtlichen Theil der ceylonesischen Sprache an den Orten ausmacht, wo sie in ihrer ursprünglichen Reinheit gesprochen wird. Die gangbare Meynung hierüber unter den Eingebornen behauptet, daß das Arabische ihre ursprüngliche Sprache und daß eine Mischung von Sanscrit durch eine Colonie eingeführt worden sey, die über die Adamsbrücke von dem festen Lande Indiens herübergekommen ist. Unter den Cingalesen auf der

Küste

Küste wird die gemeine Mundart, die man durch den Namen des Eingalesischen unterscheidet, gesprochen; durch die Einführung fremder Wörter ist sie sehr verdorben worden und man bemerkt hier nichts mehr von dem Wohlklange und dem Ausdrucksvollen, das man der Sprache im Innern des Landes beylegt. Wenn ich nach dem Eindrucke schließen darf, den das Sprechen dieser Sprache während meines Aufenthaltes auf dieser Insel auf mich machte, so steht das Eingalesische, das man auf den Küsten spricht, jeder andern indischen Sprache, die ich gehört habe, sehr weit nach.

Das Uebertriebene in den Complimenten und Schmeicheleyen, das allen asiatischen Nationen eigen ist, [1]) findet man nirgends in größerer Vollkommenheit als auf der Insel Ceylon. Hier giebt es einen Grad von pünktlicher Genauigkeit, mit welcher man den Ausdruck gerade dem Stande der Person, mit der man spricht, anpaßt, daß ein Europäer darüber ganz in Erstaunen geräth. Es giebt keine Art von Unschicklichkeit, deren sich jemand schuldig machen kann, die in ihren Augen unverzeihlicher wäre als die, wenn jemand einen Höhern in einer Sprache anredet, welche sich bloß für seines Gleichen oder für einen Niedrigern schickt.

In der Aussprache der Ceylonesen bemerkt man etwas sehr Besonderes. Sie scheinen den ersten Theil eines Perio-

1) Dies rührt davon her, weil bey ihnen die Einbildungskraft das thätigste Vermögen ist und dieses alles in Bilder einkleidet, wodurch eine Anhäufung von Beywörtern und eine Uebertreibung des Ausdrucks entsteht.

D. Uebers.

Perioden auf eine solche Art hinwegzustehlen, als wenn sie kaum die Aufmerksamkeit darauf erregen wollten und dann verweilen sie mit einem lauten und langen Tone auf den Schlußsylben. Besonders schließen sie gern mit einem nachdrucksvollen Ye oder ah, welche die Endsylbe von einer großen Menge ihrer Wörter ausmachen.

Die Zeiteintheilung ist bey ihnen fast die nämliche, welche bey uns statt findet; bloß ihr Jahr nimmt mit dem 28 März seinen Anfang. Die Art, wie sie Schaltjahre und die ungleichen Zeittheile, welche sich auf keine regelmäßige Rechnung bringen lassen, einrechnen, besteht darin, daß sie ihr Jahr einen Tag früher oder später anfangen oder mit andern Worten, daß sie einen Tag zu dem vorigen Jahre hinzusetzen. Der erste Monat im Jahre heißt bey ihnen Wasachmahayè, der zweyte Pomahayè u. s. w.; jeder endigt sich mit der Lieblingssylbe ayè. Ihre Monate werden gleich den Unsrigen in Wochen von sieben Tagen eingetheilt. Den ersten Tag in der Woche, der unserm Sonntage entspricht, nennen sie Fridahè, dann weiter, Sandudahè, Onghorudahè, Bodadahe, Braspotindahè, Secouradahè, Henouradahè. Mittewochs und Sonnabends sind die Tage, wo sie ihre religiösen Ceremonien verrichten. Den Tag, den sie von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang zählen, theilen sie in funfzehn Stunden und die Nacht in eben so viele Stunden ein: dies macht eine ziemlich regelmäßige Zeiteintheilung aus, weil die Länge des Tages und der Nacht unter diesen Breitegraden sehr wenig von einander verschieden ist.

Bey ihrem jetzigen gesellschaftlichen Zustande ist ein genaues Zeitmaß noch von eben keiner besondern Wichtigkeit; wir sehen daher auch, daß sie sich sehr wenig um die genaue Abtheilung eines Gegenstandes bekümmern, dessen Werth

Werth sie nicht kennen. Es scheint nicht, daß die Ceylonesen vor der Ankunft der Europäer selbst die roheste Art von Sonnenuhr erfunden hatten. Bey besondern Gelegenheiten brauchten sie ein Gefäß mit einer Oefnung im Boden, durch welche das Wasser, mit dem es angefüllt war, innerhalb einer Stunde nach ihrer Zeitabtheilung herauslief. Dies rohe Werkzeug war für alle ihre Bedürfnisse hinreichend; auch machte man selten anders als bey Hoffeyerlichkeiten Gebrauch davon.

Die Gelehrsamkeit der Ceylonesen besteht hauptsächlich in einer vorgeblichen Kenntniß der Astrologie. Es scheint in der That, als wenn sie ehemals sowohl einige wissenschaftliche Kenntnisse als einige Geschicklichkeit in den Künsten besessen hätten. Auf dem Adamspik, ihrem vornehmsten gottesdienstlichen Orte und in den Trümmern einiger ihrer Tempel hat man gewisse Aufschriften entdeckt, die sie jetzt nicht mehr zu verstehen im Stande sind. Die Holländer haben verschiedenemale sowohl Einige von den geschicktesten Malabaren als auch Leute von den mancherley Stämmen des festen Landes dahin geschickt, um diese Aufschriften zu untersuchen; allein ob sie gleich von Eingebornen begleitet wurden und man alle ihre Sagen zu Hülfe nahm, so konnte man doch keinen Aufschluß darüber herausbringen. In der Nähe von Sittivacca hatte ich Gelegenheit, verschiedene solcher Aufschriften in den Ruinen einer Pagode zu sehen.

Lesen und Schreiben sind unter den Eingebornen von Ceylon keine gewöhnlichen Geschicklichkeiten. Unter den Candyern beschränken sich diese Kenntnisse auf die Gelehrten von der Caste Gonies, die im Solde des Königs stehen, um alle Staats- und Religionsschriften

auszufertigen. Man schreibt dabey mit arabischen Buchstaben.

Da sie in der Papiermacherkunst ganz unerfahren sind, so nehmen sie zum Schreiben das Blatt vom Talipotbaume. Diese Blätter, die eine ungeheuere Größe haben, schneiden sie in Streifen, die ein bis anderthalb Fuß lang und etwann ein paar Zoll breit sind. Diese Streifen werden glatt gemacht, alle Auswüchse werden mit dem Messer weggeschnitten, und dann braucht man sie ohne irgend eine weitere Zubereitung zum Schreiben. — Zum Schreiben oder vielmehr zum Eingraben der Buchstaben oder Charaktere auf diese Talipotstreifen, die sehr dick und steif sind, nimmt man einen feinen spitzigen stählernen Griffel, der wie eine Pfrieme gestaltet ist und sich in einem hölzernen oder elfenbeinernen Hefte befindet, das nach dem Geschmacke des Eigenthümers mit allerhand Zierraden versehen ist. Damit die Charaktere recht sichtbar und deutlich werden, überreiben sie dieselben mit Oehl, das mit zu Pulver geriebener Holzkohle vermischt ist; hierdurch erlangt die Schrift eine solche Festigkeit, daß man sie niemals wieder auslöschen kann. Ist ein Streifen nicht groß genug, alles dasjenige, was man über irgend einen Gegenstand niederschreiben will, zu fassen, so heftet man mehrere Streifen vermittelst eines Stück Schnure, die man hindurchzieht, zusammen und befestigt sie an ein Bret; dies geschieht auf die nämliche Art, wie bey uns mit den Zeitungsblättern.

Manchmal nimmt man auch Palmblätter zum Schreiben, allein die Talipotblätter haben sowohl wegen ihrer Breite als wegen ihrer Dicke den Vorzug. Etliche Eingeborne, besonders aber Personen aus den höhern Ständen, die vielen Umgang mit den Europäern und lan-

ge Rechnungen mit ihnen abzumachen haben, nehmen zum Schreiben auch andere Materialien als die so eben von mir beschriebenen. Bisweilen schreibt man auch auf eine Art Papier, das aus einer Baumrinde gemacht ist.

Ich habe mehrere dergleichen Talipotbücher oder Reihen gesehen. Die Eingebornen nennen sie Olioes; sie waren reich verziert und in dünne lakirte Schaalen von Elfenbein, ja sogar von Gold und Silber gebunden. In ihrer Art zu schreiben sind die Ceylonesen besonders geschickt und genau. Bey den Briefen oder Depeschen, die der König von Candy an die holländische Regierung schickte, schien es sich dieser Monarch ganz besonders angelegen seyn zu lassen, seine Pracht in dem Reichthume und Glanze, mit dem sie geschmückt waren, zu zeigen. Das Schreiben wurde in geschlagene Goldblätter, in Gestalt eines Cocosbaumblattes eingewickelt. Es wurde in einem Umschlage, der reich verziert und mit einer Menge Perlen und anderer kostbarer Steine beynahe ganz bedeckt war, zusammengerollt. Das Ganze wurde alsdann in ein Kästchen von Silber oder Elfenbein gethan, das mit dem großen kaiserlichen Siegel versiegelt wurde. Den nämlichen Glanz hat man auch an den Briefen bemerkt, welche unser Gouverneur erhalten hat, seitdem wir im Besitze der Insel sind.

Die Fortschritte der Ceylonesen in den andern nützlichen Künsten des Lebens stehen mit ihren wissenschaftlichen Kenntnissen im Verhältnisse. Der Ackerbau befindet sich bey ihnen noch in dem elendesten Zustande; vielleicht giebt es keinen andern Theil von Indien, wo man die Felder mit mehr Nachlässigkeit anbauet. Die Ceylonesen sind wie andere Stämme, die ein gebirgiges Land bewohnen und die ans Hirtenleben gewohnt sind,

von Natur außerordentlich träge. Wo der Boden gewässert werden kann, liefert er ihnen so viel Reiß, als sie zum Lebensunterhalte brauchen und dies scheint beynahe so viel zu seyn als sie wünschen. Das Beyspiel, das ihnen die Europäer in Ansehung des Anbaues des Zimmts gegeben haben, hat bis jetzt noch keine Nacheiferung unter den Eingebornen erweckt; auch haben sie noch keine Verbesserung in ihren plumpen Ackerwerkzeugen gemacht. Ihr Pflug besteht bloß aus einem krummen Stück Holz, das man so eingerichtet hat, daß das eine Ende zum Griffe dient, während das Andere, das mit Eisen beschlagen ist, damit sich das Holz nicht abstumpft, ackert oder vielmehr den Boden zerreißt. Indessen erreicht man doch mit diesem sehr rohen Werkzeuge seine Absicht, weil man keine regelmäßigen Furchen, sondern bloß die Erde aufzulockern braucht, damit das Wasser eindringen kann, womit sie dieselbe überschwemmen, um sie vollkommen zu bewässern.

Wenn man die Felder mit diesem Werkzeuge das erstemal umgepflügt hat, dann überschwemmt man sie und wenn sie eine Zeitlang unter Wasser gestanden haben, dann leitet man dieses ab und sie werden zum zweytenmale geackert. Das Wasser dient nicht bloß zur Unterhaltung des Wachsthumes des Reißes, sondern auch zur Ausrottung von Unkraut. Das einzige Gute, das sie bey ihrem Landbaue haben, ist die Sorgfalt, mit der sie die Felder vom Unkraute rein halten; freylich kostet ihnen dies dort wenig Mühe, wo sie Gelegenheit haben, den Boden zu überschwemmen. Die übrigen Werkzeuge, die sie bey ihrem Ackerbaue brauchen, sind ein Bret, womit sie ihre Felder glatt und eben machen und das sie mit der Schärfe mit Hülfe von Ochsen darüber hinziehen, und ein anderes Bret, das sie an das Ende einer langen Stange befestigt haben und das ihnen anstatt des Rechens dient.

Wann

Wann die Ackerzeit eintritt, macht man das Ackern zu einer gemeinschaftlichen Angelegenheit. Jedermann stellt sich mit seinem Pfluge und seinen Ochsen ein und hält so lange aus, bis alles Feld, das zu dieser Gemeinheit gehört, umgeackert ist. Dasselbe thut man auch bey der Getraideerndte; auf diese Art wird sowohl die Sä= als die Erndtezeit ein Zeitpunkt des durchgängigen Fleißes und der Brüderlichkeit. Jeder von der Gesellschaft versieht während der Zeit, daß sie seine Felder bauen, Alle mit Lebensmitteln. Bey keiner dieser beschwerlichen Beschäftigungen helfen die Weiber; das Geschäft dieser besteht darin, daß sie das Getraide hinter den Schnittern zusammentragen und ihnen beym Einbringen helfen.

Ochsen braucht man sowohl zum Pflügen als zum Dreschen. Diese Art, den Reiß von dem Stroh abzusondern, födert in der That weit schneller als unsere Dreschart und da sie auch weit weniger Anstrengung erfodert, — ein Umstand, der bey den Ceylonesen das größte Gewicht hat, — so wird sie wahrscheinlich immer im Gebrauche bleiben.

Die Art, wie sie den Reiß aushülsen, geschieht folgendermaßen: sie stampfen ihn in einem Mörser, noch häufiger aber klopfen sie ihn auf einer harten Tenne oder wenn der Reiß von der Art ist, die leicht zerbröckelt, und leicht in Stücken zerfällt, so kocht man ihn, ehe man ihn ausschlägt. — Wasser ist der einzige Dünger, den sie zum Reißbau erforderlich halten.

Aus diesem kurzen Abrisse von ihrem Ackerbaue ersieht man, daß man auf Ceylon bey weitem noch nicht so viel erbauet, als man durch eine zweckmäßige Behandlung der Felder erhalten könnte. Wenn man eine verbesserte Art des Ackerbaues einführte, so würde aller Wahr-

scheinlichkeit nach die Insel bald so viel liefern, als nicht allein zum Verbrauche seiner jetzigen Einwohner nöthig ist, sondern man würde auch Hülfsquellen eröfnen, welche zum Unterhalte einer weit größern Volksmenge zureichend wären.

Da die Ceylonesen gegenwärtig in eine außerordentliche Trägheit versunken sind, so ergreifen sie jedes Mittel, das ihnen die Arbeit erspart und der geringe Bedarf von Nahrungsmitteln, die sie zu ihrem Lebensunterhalte nöthig haben, setzt sie in Stand, den größern Theil des Jahres hindurch zu leben, ohne daß sie weiter im Geringsten etwas zu thun brauchen. So gering auch die Mühe ist, die die Bearbeitung ihrer Reißfelder erfodert, so vermiethen doch Viele noch ihren Boden an ihre Nachbarn, die nicht ganz so faul sind, für eine gewisse Quantität Körner, die sich insgemein etwann auf ein Drittheil des Ertrages belaufen. Es giebt eine Menge Abzüge, die Ursache sind, daß sie keine größere Quantität erhalten. Eine beträchtliche Menge nehmen die Priester für den Dienst ihrer Tempel weg oder man bringt sie ihnen für den Schutz und als Dankopfer sowohl für den Segen, den sie erhalten haben, als auch in Hofnung eines fernern Beystandes dar.

Neun.

Neuntes Kapitel.

Religion der Ceylonesen.

Die Religion der Ceylonesen ist in einer Schilderung derselben Einer der hervorstechendesten Charakterzüge und steht mit jedem Umstande ihrer Sitten und ihrer Lebensart in Verbindung. Es giebt kein Volk, das mehr unter dem Einflusse abergläubischer Besorgnisse seufzte als die Ceylonesen. Vorbedeutungen leiten ihr ganzes Verfahren und entscheiden schon von der Geburt an über ihr Schicksal. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, so ist das Erste, was man thut, daß man einen Sterndeuter kommen läßt und sich bey ihm erkundigt, ob es zu einem glücklichen oder unglücklichen Schicksale bestimmt sey. Erklärt der Sterndeuter, daß es zum Unglück geboren sey, so kommt man öfters diesem Schicksal durch die Ermordung desselben zuvor.

Wenn sie des Morgens ausgehen, so geben sie ängstlich genau auf den ersten Gegenstand acht, der ihnen aufstößt und nach ihrer Meynung von seinem Glücke oder Unglücke sagen sie vorher, ob das Unternehmen, das sie eben aus-

ausführen wollen, glücklich oder unglücklich ausfallen werde. Einen weißen Mann oder eine Frau mit einem Kinde sehen sie als besonders glückliche Vorbedeutungen an; treffen sie aber einen Bettler, oder eine mißgestaltete Person an, so halten sie dies für ein großes Unglück und sie führen, wenn es möglich ist, das sich heute vorgenommene Geschäfte nicht aus. Wenn ich des Morgens ausritt, bekam ich oft eine ganze Reihe Eingalesen zu sehen, wovon der Eine sorgfältig in die Fußtapfen des Andern trat und wo Alle von der Vorbedeutung, die dem Vordersten begegnet, den guten oder schlechten Ausgang ihrer heutigen Unternehmungen erwarteten. Ich als ein Europäer war für sie allemal ein erfreulicher Anblick.

Die Menge von abergläubischen Besorgnissen, welche das Gemüth eines Ceylonesen plagt, muß großen Theil dem Himmelsstriche mit zugeschrieben werden, unter welchem er lebt. Nach den häufigen Donnerwettern auf Ceylon sollte man zwar glauben, daß die Eingebornen nach und nach daran gewöhnt worden wären; allein das Getöse des Donners und die unbegreiflichen Wirkungen des Blitzes sind für jeden, der nicht etwas von den Ursachen dieser Naturerscheinungen weiß, zu furchtbar und zu schrecklich, als daß er sich gänzlich aller Besorgnisse vor demselben erwehren könnte. Der unglückliche Ceylonese sieht dergleichen Stürme als ein Gericht des Himmels unter der Leitung von bösen Geistern an, die abgeschickt seyn, ihn wegen seiner Sünden zu quälen und zu strafen. Die häufigen Donnerwetter, die auf Ceylon toben, halten sie für einen Beweiß, daß ihre Insel der Herrschaft der Teufel überlassen worden und sie erinnern sich mit wehmüthiger und trauriger Empfindung, daß dieser unglückliche Fleck Erde ehemals von Adam bewohnt worden und die Stelle des Paradieses gewesen sey. Sie glau-

glauben, daß die Anzahl der Teufel, die um sie herumschwärmen, zahllos sey. Jede Krankheit, oder jedes Unglück, das sie befällt, schreiben sie dem unmittelbaren Einflusse der bösen Geister zu, die zu ihrer Bestrafung abgeschickt seyn; während hingegen jeder Segen oder jedes Glück unmittelbar aus der Hand des gütigen und höchsten Gottes kommt. Zum Schutze gegen die Macht der niedern Gottheiten, die sie sich alle als böse Geister vorstellen, deren Gewalt aber keineswegs unwiderstehlich sey, tragen sie mancherley Amulette; sie nehmen ihre Zuflucht zu einer Menge von Beschwörungen und Zaubereyen, um sich gegen den Einfluß der Zauberey und Hexerey zu verwahren, von denen sie sich von allen Seiten umlagert wähnen. [1])

Der Einfluß, den diese von Jugend auf eingesogenen Einbildungen auf den Geist der Ceylonesen haben, ist so groß,

1) Aus dieser Schilderung des Aberglaubens sieht man deutlich, daß die Ceylonesen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen, weil sie die Ursache jeder Erscheinung personifiziren und daß sie als Nation sehr alt seyn müssen, weil selbst in ihrem Aberglauben eine Art von Ausbildung herrscht. Der undenkende und ungebildete Mensch muß eben so gut als der Denker zu jeder Erscheinung eine Ursache suchen, weil die Bedingung dazu ein ursprüngliches Verstandesgesetz ist, allein anstatt die Erscheinung aus derselben ihrer Möglichkeit und ihren Bestandtheilen nach naturgemäß zu erklären, macht er die sinnliche Ursache zu einer übersinnlichen Person, zumal wenn er ihren Einfluß stark empfindet, wie es beym Donner und Blitze der Fall ist. — Der Aberglaube der Ceylonesen hat übrigens sehr viel Aehnliches mit den abergläubischen Meynungen unserer Landleute, die eben so viel auf Vorbedeutungen dieser Art halten und sich eben so sehr vor dem Donner und Blitze fürchten als die Eingalesen.

D. Uebers.

groß, daß sie es für unmöglich halten, durch irgend eine Erweiterung ihrer Kenntnisse oder durch irgend eine Erfahrung von ihrer Thorheit jemals ihren Klauen zu entgehen. Selbst Viele von denen, die sich zum Christenthume bekehrt haben, seufzen immer noch unter ihren ursprünglichen schrecklichen Einbildungen und sehen mit Bedauern und Neid auf die Unerschrockenheit der Europäer, die solchen Täuschungen die Spitze zu bieten im Stande ist. Indessen sind doch diejenigen, die zu Colombo und in andern Städten der Insel wohnen, wo sie Gelegenheit haben, das Beyspiel der Europäer zu benutzen, so weit gekommen, daß sie ihre Gemüther in einen verhältnißmäßigen Zustand von Ruhe gebracht haben. Einige davon gehen sogar so weit, daß sie ihre untern Gottheiten offenbar herausfodern. Es ist bey den Cingalesen nichts ungewöhnliches, daß sie sich mit ihren Gottheiten, wenn sie ihnen ihre Wünsche nicht gewähren oder wenn sie trotz ihres Gebetes eine Reihe von Unglücksfällen trift, zanken, dieselben schelten und ihre Bildnisse sogar mit Füßen treten.[1]) Wahrscheinlicher Weise wird der Umgang mit den Europäern diese abergläubische Furcht nach und nach gänzlich ausrotten: denn die Cingalesen in den Städten haben in der Besiegung ihrer düstern Besorgnisse schon beträchtliche Fortschritte gemacht.

Dies ist aber nicht der Fall bey den armen unglücklichen Landleuten, die die gebirgigen Theile des Landes bewoh=

1) Da der Ceylonese die Götter für Wesen mit Leidenschaften ansieht, so behandelt er sie auch leidenschaftlich. Er glaubt, daß dasjenige, was bey dem Menschen etwas fruchtet, auch bey den Göttern nützen werde.

D. Uebers.

wohnen und in einer grossen Entfernung von unsern Besitzungen leben. Diese unglücklichen Leute plagen sich unaufhörlich mit der Furcht vor bösen Geistern, die beständig um sie herum zu schwärmen scheinen. Ihre Einbildungskraft wird von solchen Vorstellungen so sehr beunruhigt, daß es nichts ungewöhnliches ist, Viele aus dieser Ursache rasend werden zu sehen. Ich habe Gelegenheit gehabt, verschiedene verrückte Eingalesen zu beobachten, und wenn ich mich nach den Umständen erkundigte, die sie ihres Verstandes beraubt hatten, so hörte ich allemal, daß ihr unglücklicher Zustand bloß von ihrer unmäßigen abergläubischen Furcht herrühre.

Die Geister der bösen untergeordneten Demonen sind unter den Eingalesen der Hauptgegenstand ihrer Furcht und flößen ihnen eine weit größere Scheu und Ehrfurcht ein, als dies die mächtigsten Gottheiten zu thun im Stande sind, welche Segen unter ihnen verbreiten. Sie sind der Meynung, daß ihr Land ganz besonders der Herrschaft der bösen Geister unterworfen sey; diese Meynung aber beschränkt sich nicht bloß auf sie allein, sondern dasselbe glauben auch die Malabaren und andere Indier; ohne Zweifel rührt dieser Aberglaube von den Donnerwettern her, welche auf Ceylon außerordentlich häufig sind. Der nämliche Umstand hat sogar unter den holländischen Einwohnern diese Meynung verbreitet.

Es findet sich ein auffallender Beweiß von der Gewalt abergläubischer Meynungen in der Erzählung unsers Landsmanns Knox, der selbst glaubte, daß er auf Ceylon den Teufel in der Nacht laut schreyen gehört und daß seine Stimme etwas Aehnliches mit dem Bellen eines Hundes gehabt hätte.

Die

Die Fortschritte in der Kultur und die Ausrottung der abergläubischen Besorgnisse unter den Ceylonesen werden gar sehr durch die eigennützigen Kunstgriffe ihrer Priester gehindert: diese verstehen es recht gut, die Teufel zu ihrem Vortheile zu benutzen. Damit z. B. das Obst nicht gestohlen werde, hängt man gewisse groteske Figuren rund um den Garten herum auf und widmet sie den Teufeln; nun wagt es kein eingeborner Ceylonese mehr, die Frucht unter irgend einer Bedingung anzurühren. Nicht einmal der Eigenthümer wagt sie zu essen, bis nicht die Weihung aufgehoben ist. Soll dies geschehen, so trägt er Einige von den Früchten in die Pagode, wo die Priester, wenn sie erst einen gewissen Theil für sich erhalten haben, die Verwünschungen aufheben, mit denen sie den Teufeln geweihet waren. Ist irgend ein Theil von dem Obste nach seiner Weihung von einem weniger gewissenhaften Nachbar gestohlen worden, so brechen sie in die schrecklichsten Verwünschungen gegen die Teufel aus, die so niederträchtig gewesen sind, daß sie das ihrer Obhut anvertrauete Pfand haben bestehlen lassen.

Die abergläubischen Besorgnisse und Ceremonien der Ceylonesen machen den Haupttheil ihrer Verehrung gegen übernatürliche Wesen aus. Was man eigentlich ihre Religion nennen kann, davon scheinen weder die Europäer noch sie selbst einen deutlichen Begriff zu haben. Einige haben behauptet, daß sie mit den Hindus einerley Religion, bloß mit einer kleinen Abweichung in den Formen und Namen hätten. Allein nichts ist leichter, als zwischen Religionen Aehnlichkeiten ausfindig zu machen, wenn wir unserer Einbildungskraft freyen Lauf lassen und wenn wir uns die Ausdrücke nach Willkühr zu ändern erlauben. Mir scheint es, daß sich die Religion der Ceylonesen auf ein anderes System von Abgötterey gründet, als

als dasjenige ist, das unter den Hindus gewöhnlich ist. Es scheinen freylich eine Menge von Vorstellungen von den Letztern entlehnt zu seyn und neben diesen bemerkt man noch eine reichliche Mischung von Mahomedism sehr deutlich. In einem Punkte stimmen die Ceylonesen mit beyden, so wie auch mit den Christen überein und dies ist in der Anerkennung eines höchsten Wesens, das alles geschaffen hat und alles regiert. In einem andern Punkte aber unterscheiden sie sich wieder eben so weit von den Mahomedanern als von den strengen Hindus; denn ob sie schon ihren ursprünglichen Aberglauben nicht bezwingen können, so haben sie doch die größte Ehrfurcht gegen die christliche Religion; und einige Cingalesen haben dieselbe angenommen, ohne daß ihnen Andere wegen ihres Abfalles harte Vorwürfe gemacht hätten. Einen auffallenden Beweiß von der wunderbaren Verwirrung ihrer Begriffe in Ansehung der Religion erhält man, wenn man sieht, daß das nämliche Volk, das ein höchstes Wesen anbetet, welches mächtiger als alle Uebrigen ist, zu gleicher Zeit seine Ehrfurcht Teufeln, Thieren und selbst Produkten der Erde bezeugt.

Außer dem Einem höchsten Wesen, das man als den Schöpfer und Beherrscher des Himmels und der Erde verehrt, haben die Ceylonesen mit Ausnahme der plagenden Demonen eine Menge niederer Gottheiten. Diese Gottheiten, die über sie zu ihrem Besten wachen, sehen sie für die Seelen guter Menschen an; die Demonen hingegen halten sie für die Geister der bösen Menschen; von beyden glauben sie, daß ihnen das höchste Wesen zu wirken und zu handeln gestatte.

Die

Die nächste Gottheit nach dem höchsten Wesen ist ihr Gott Buddu, [1]) der Erlöser der Seelen. Die Vorstellung eines Erlösers scheint gewissermaßen jeder Religion in der Welt eigen zu seyn, ob sie gleich mit einer Menge abergläubischer Begriffe, die ihr beygemischt sind, schattirt ist; merkwürdig ist es, daß die Erwartungen von der Vermittelung dieses Erlösers oder Heylandes beynahe in jeder Religion fast die nämlichen sind. [2])

Nach der gangbarsten Sage war Buddu ursprünglich der Geist eines guten Menschen, der die Erde wieder zu besuchen herabgesandt wurde. Nachdem er nun eine außerordentliche Menge tugendhafter Handlungen verrichtet hatte und in hundert und neun und neunzig verschiedene Gestalten verwandelt worden war, stieg er wieder gen Himmel, wo er beständig damit beschäftigt ist, seinen Anbetern Verzeihung zu verschaffen.

Die Einführung der gottesdienstlichen Verehrung des Buddu in Ceylon soll ungefähr 40 Jahre nach Christi

1) Andere Schriftsteller nennen ihn Budah oder Buddha. „Der Buddha der Hindus, sagt William Jones im 2 Vol. der Asiatic Researches S. 376, ist unstreitig der Fo Chinas; auch läßt sich nicht leugnen, daß er der Wodan oder Odin Skandinaviens sey.“ Das Letztere ist wohl sehr zu bezweifeln.

D. Uebers.

2) Ohnstreitig fühlte man den Abstand, der zwischen der Heiligkeit und Gerechtigkeit der Gottheit und den menschlichen Handlungen statt fand und diesem Umstande ist ohnstreitig die Vorstellung eines Erlösers in den meisten Religionen zuzuschreiben.

D. Uebers.

sti Geburt statt gefunden haben, um welche Zeit, wie Einige erzählen, ein heftiger Streit zwischen den Brahminen und den Anhängern des Buddu entstanden sey, die damals Eine von den religiösen Sekten auf dem festen Lande ausmachten. Die Brahminen siegten und die Buddisten mußten einen Zufluchtsort auf Ceylon suchen. Was hier vorhero für eine Religion geherrscht habe, oder ob die nämliche Religion damals hier eingeführt gewesen sey, das ist eine fruchtlose und vergebliche Untersuchung. Die Buddisten sollen ursprünglich eine Sekte von Mönchen oder vielmehr Einsiedlern gewesen seyn, die ein herumwanderndes einsames Leben führten, sich besonders durch ihre Keuschheit auszeichneten, allen weltlichen Geschäften und jeder Bemühung nach Eigenthum entsagten und in ihrer äußersten Armuth mit den mildthätigen Gaben mitleidiger Seelen zufrieden waren. [1])

Man

1) Der Fra Paolino sagt in seiner Reise nach Ostindien (teut. Uebers. S. 434), der Buddu (Budha) heiße auch Godoma und sey ein Sohn der Maja und des Mercur oder Hermes (diese Einmischung der griechischen und römischen Mythologie verwirrt alle eigenthümlichen Nationalbegriffe. Wie jede von der andern abgesonderte Nation ihre eigenthümlichen physischen, politischen und moralischen Erscheinungen hat, so schaft sie sich auch eine besondere Mythologie). Diesem haben die Ceylonesen nicht nur eine Menge Bäume, sondern auch den Adamspik (auf Samscritt Salmala) gewidmet, welches auf Ceylon der höchste Berg ist und wovon der Budha gen Himmel gefahren seyn soll, nachdem er sich vorher neunhundert und neunzigmal verwandelt hatte. Die Verehrung dieses Götzen ward auf Ceylon ungefähr 40 Jahre nach Christi Geburt eingeführt und zwar zu eben der Zeit, da zwischen den Brahmanen und Budhisten eine große Spaltung entstand, welche sich damit endigte, daß diese Letztern, weil sie den Vishnu und Shiva nicht für Götter anerkennen wollten, von ihren Gegnern

Man behauptet auch, daß Buddu in Pegu und in andern Theilen [1]) des festen Landes unter einem verschiedenen Namen als die Gottheit des Mondes verehrt werde.

Den Priestern des Buddu ertheilt man auf Ceylon den Rang vor allen andern Priestern. Sie heißen Tirinanxes [2]) und stehen am Hofe von Candy in großem Ansehen, wo sie in der That die oberste Leitung der Angelegenheiten besorgen. Der König hat keine Gewalt über sie, sondern sucht bloß ihr Wohlwollen zu gewinnen, indem

nern aus Indien vertrieben wurden. Die Budhisten sind ursprünglich heydnische Mönche von der Sekte Sanyasi, die ein beschauliches Leben führen, allem Eigenthume entsagen, das Gelübde der Armuth ablegen und mit einander in Gemeinschaft leben. Sie stammen noch von jenen alten Samanäern ab, die in den Schriften des Strabo, Arrian u. s. w. sehr gut charakterisirt werden. Sie heurathen nie und nähren sich vom Betteln. Durch eben diese Budhisten ward die Religion der Indier nach Pegu, Siam und Sina verpflanzt. Die Einwohner von Pegu pflegen den Budha bald Gaudama, bald Samonacodam zu nennen. Soma heißt der Mond und Codam ein Gott. Durch diese Benennung geben sie zu verstehen, daß sie den Budha für einen Gott halten, der vom Monde erzeugt worden sey: denn die Nymphe Rohini war die Geliebte des Mondgottes und beyde gaben dem Budha sein Daseyn.

D. Uebers.

1) Z. B. in Tibet, Butan u. s. w.

D. Uebers.

2) Nach dem Fra Paolino heißen sie Tiruvamsha, das so viel als das heilige Geschlecht bedeutet.

D. Uebers.

indem er ihre Vorrechte ungekränkt läßt und sie mit Auszeichnungen überhäuft. Sie haben sich auch bey vielen Gelegenheiten für diese Aufmerksamkeit dankbar bewiesen und ihm sowohl bey der Unterdrückung von Unruhen in seinen eigenen Staaten, als durch die Auffoderung des Volkes zur Unterstützung in seinen Kriegen gegen die Holländer wesentliche Dienste geleistet. Die Anhänger des Buddu glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und an ihre Wanderung in mancherley Körper, ehe sie den Nimban oder die Gegend der Ewigkeit erreicht. [1])

Die Tirinanxes stehen in einer solchen hohen Achtung, daß man ihre Personen für heilig hält: so uneingeschränkt der König von Candy auch regiert, so hat er doch keine Gewalt, sie wegen einer Verschwörung gegen sein Leben zum Tode zu verdammen oder auf eine andere Art zu bestrafen. Sie wählen ihre Obern selbst und ihr Oberpriester oder Erzbischof hat das Recht, alle religiösen Streitigkeiten zu schlichten. Das Corps der Tirinanxes wählt der König aus den Adlichen; sie sind daher Männer von Macht und Ansehen, das selbst von ihrem ge-

 hei-

1) Welches ist der Grund des Glaubens an eine Seelenwanderung? Gänzlich geschieden und abgesondert vom Leibe kann der rohe und ungebildete Mensch die Seele noch nicht denken. Gleichwohl spürt er ein Ahnen eines längern Seyns, als dieses Leben dauert, er fühlt einen Wunsch und ein moralisches Bedürfniß, noch nach dem Tode fort zu leben, und dennoch kann er sich nicht über diese Erde erheben und da die Geburt des Menschen und alles Lebendigen unbegreiflich ist, so geräth er auf den Ausweg, daß die Seele des Menschen aus einem Körper in den Andern überwandere und daß sie sowohl das Tode belebe als selbst fortdauere.

D. Uebers.

heiligten Charakter unabhängig ist. Die Ehrenbezeugungen und die Achtung, die man ihnen allenthalben erweißt, sind ein Beweiß von dem mächtigen Einflusse, den sie auf die Gemüther des Volkes haben. Alle Stände verbeugen sich vor ihnen; wenn sie sich niedersetzen, finden sie ihre Sitze mit einem weißen Zeuge bedeckt und wenn sie weiter gehen, trägt man das breite Ende des Talipotblattes vor ihnen her. Alles dies sind Vorrechte von der höchsten Art, welche bloß der Monarch mit ihnen theilt. Die Tirinanxes sind auch von allen Abgaben befreyet. Sie sind gewissen Einschränkungen unterworfen und müssen sich alles Weines und der Frauenzimmer enthalten. Indessen wissen sie sich doch aller dieser Fesseln zu entledigen und können ihren Orden ablegen, so bald es ihrer Neigung schmeichelt.

Ihre Kleidung besteht in einem breiten und weiten Stück gelben Zeuges, das sie über die linke Schulter geworfen und mit einem Gürtel von dem nämlichen Zeuge um den Unterleib befestigt haben. Die rechte Schulter, die Arme, der Kopf und die Füße sind völlig nakt. In der einen Hand tragen sie einen bunten Stock und in der Andern haben sie einen Sonnenschirm von dem breiten Ende des Talipotblattes.

Die Tempel des Buddu verdienen vor den Tempeln aller übrigen Gottheiten den Vorzug: dem höchsten Wesen widmen sie niemals einen Tempel, noch stellen sie es durch irgend ein Bild vor. In dem Tempel des Buddu sieht man Menschenfiguren, die wie seine Priester gekleidet sind und die sich in mannichfaltigen Stellungen befinden. Einige darunter sitzen mit kreuzweißgeschlagenen Beinen auf der Erde mit langen buschigen Haarköpfen, wie

wie ihre Weiber, Andere liegen der Länge lang auf der Erde.

Zu Ruanelli im Innern des Landes sah ich eine ungeheuere Figur von ungefähr 20 Fuß in der Länge; sie stand in der Höhle eines unermeßlichen Felsens, der am Fuße eines Hügels lag. In meiner Nachricht von der Gesandschaftsreise nach Candy werde ich ausführlichere Nachrichten davon mittheilen.

Im Innern von Ceylon waren die Trümmer der Pagoden und Tempel, die ich unter Weges antraf, alle von gehauenen Steinen und von weit vorzüglicherer Arbeit als es bey denjenigen der Fall ist, die in den niedern Theilen des Landes stehen. Verschiedene davon waren noch vollkommen gut erhalten und wenn man sie mit denjenigen vergleicht, die man in neuern Zeiten errichtet hat, so liefern sie den augenscheinlichsten Beweiß, daß entweder die Ceylonesen ehemals einen weit höhern Grad von Ausbildung erreicht hatten, oder daß die Insel vor Alters von einer Menschenraçe bewohnt wurde, die von ihren jetzigen Besitzern verschieden war. Jedoch haben die Meisten von diesen alten Denkmälern gar gewaltig durch die Zerstörungssucht der Portugiesen gelitten, deren Politik es war, alle Denkmäler der Kunst oder des vormaligen Glanzes unter den unglücklichen Eingebornen zu vernichten. Die religiösen Gebäude der Ceylonesen aber wurden von ihren barbarischen Feinden nicht bloß entstellt und zerstört, sondern die Materialien, woraus sie bestanden, die gehauenen Steine und die massiven Pfeiler wurden nach den Seeküsten geschaft, um Festungen zu erbauen und die Ketten zu schmieden, worein ihre vormaligen Verehrer geschlagen wurden.

Die Tempel der niedern Gottheiten sehen armselig, niedrig und elend aus und sind gewöhnlich von Lehm und Holz erbauet. Sie sind überhaupt bloße Hütten von einem Stockwerke, ohne Fenster und mit Cocosbaumblättern gedeckt. An den Thüren dieser elenden Gebäude ist gemeiniglich eine Stange oder Flagge errichtet, bey der man den ganzen Tag über einen Priester sitzen sieht. Es ist keine Figur zu lächerlich, die nicht eine Stelle darinnen findet: außer Swammies von allen Gestalten sieht man darin Abbildungen von wilden Thieren, Vögeln, Stücke von geweiheten Rüstungen und einige sehr unanständige Figuren von Männern und Weibern.

Obgleich die Priester der niedern Gottheiten auf die nämliche Art wie die Tirinanxes gekleidet sind, so kann man sie doch leicht durch den geringern Grad von Ehrfurcht unterscheiden, den man ihnen erweißt. Sie sind beständig auf Wanderungen durch die Insel begriffen und sind wie alle solche Leute der nämlichen Art in Indien eine Bande von faulen, unverschämten Landstreichern, die ohne alle Anstrengung oder Kunstfleiß durch die Erpressungen, die sie an dem Volke ausüben, gut zu leben in Stand gesetzt werden. Selbst diejenigen, die ihre Foderungen befriedigen, kennen ihre Laster, allein abergläubische Besorgnisse haben in den Herzen der Gläubigen zu tief Wurzel geschlagen und sitzen zu fest, als daß sie es wagen sollten, sich ihrem Joche zu entziehen.

Der Aberglaube der Ceylonesen dient anstatt regelmäßiger Gaben zur Unterstützung ihrer religiösen Anstalten. Die Candyer haben zwar zur Unterhaltung ihrer Priester und religiösen Gebäude, besonders solcher, die dem Buddu angehören, gewisse Strecken Land angewiesen und bezahlen deshalb besondere Abgaben, allein die

die niedern Priester sind doch ihre Tempel und sich selbst durch ihre eigene Geschicklichkeit zu erhalten genöthigt und in diesen ihren Bemühungen sind sie sehr glücklich. Da man alle Arten von Krankheiten als unmittelbare Zeichen des göttlichen Zornes ansieht, so sind der Priester und die Tempel allemal die Heilmittel, zu denen man seine Zuflucht nimmt. Daher sind alle religiöse Versammlungsorte tagtäglich mit kranken Verehrern angefüllt, die durch ihr Gebet die erzürnten Götter zu besänftigen hoffen. Nie versäumen sie ihrem Gebet durch eine Gabe mehr Nachdruck zu geben, die sie ehrfurchtsvoll auf dem Altare niederlegen. Der Priester überreicht sie mit aller schuldigen Feyerlichkeit der Gottheit und wenn er auf diese Art seinen Zweck erreicht hat, verwendet er sie sehr weislich zu seinem Nutzen. Es ist eine festgesetzte Regel, daß keiner ihrer Priester den Tempel eher verläßt, als bis ein anderer von demselben Orden seine Stelle eingenommen hat. Auf diese Art werden die Opfer der andächtigen Seelen pünktlich in Empfang genommen, während ein anderer Theil von den Priestern eine Reise durch das Land macht, um zufällige Beyträge aufzusuchen.

Die Zeit der Krankheiten ist folglich auch die Jahreszeit, wo die Priester ihre Haupterndte erwarten. Außer andern Opfern, die ein Ceylonese darbringt, pflegt er noch, so bald er von seiner Krankheit Gefahr besorgt, dem Teufel oder bösen Geiste, der ihn nach seiner Meynung quält, einen Hahn zu weihen. Dies Thier mästet er hierauf zu Hause so lange, bis der Jaddese oder Priester es für gut befindet, dasselbe im Tempel zu weihen. Wenn irgend ein besonderes Fest oder Opfer angestellt werden soll, so sieht man den Priester von Dorf zu Dorf gehen und die hierzu geweiheten Hähne hohlen. Bey solchen Ge-

legenheiten bekommt er oft mehrere Dutzend auf einmal zusammen.

Die zur Feyer gottesdienstlicher Werke bestimmten Tage sind in jeder Woche die Mittewoche und der Sonnabend; die Kranken aber strömen täglich nach den Tempeln. Es giebt mehrere besondere Feste, die man zu Ehren der Gottheiten feyert, um sich ihre Gunst zu erwerben. Im Monat Juny oder July findet beym neuen Monde, der Perahar heißt, eine allgemeine und feyerliche Versammlung an den verschiedenen religiösen Sammelplätzen auf der Insel statt. Wer an diesem Feste Antheil nimmt, begiebt sich in diese oder jene Pagode; jedoch findet bey solchen gottesdienstlichen Feyerlichkeiten kein Zwang statt und da die Ceylonesen gewöhnlich gegen religiöse Gegenstände gleichgültig sind, sobald nur ihre Besorgnisse nicht dabey interessirt sind, so bleiben viele aus bloßer Laune weg.

Zu Candy wird dies Fest mit großer Pracht gefeyert und der König wohnt demselben mit dem ganzen Glanze seines Hofes in Person bey. Bey dieser Gelegenheit bringt er den Gottheiten sein fürstliches Opfer dar und vereinigt sich mit seinem Volke zu andächtigen Handlungen.

Im November, wann der Mond voll ist, tritt ein anderes Fest ein, das man in der Nacht feyert. Bey dieser Gelegenheit ist es gewöhnlich, daß das Volk Beyträge an Oehl macht, um damit während des Festes die Tempel zu erleuchten.

Die Feste zu Ehren des Buddu feyert man nicht in den Tempeln, in denen man ihn gewöhnlich verehrt, sondern

dern auf einem hohen Hügel und auf einem geweiheten Baume. Der Berg, der Hammallil oder Adamspik heißt, ist Einer der höchsten auf Ceylon und liegt ungefähr 50 Meilen gegen Nordosten von Colombo entfernt. Auf dem Gipfel dieses Berges übersah Adam nach der Meynung der Ceylonesen zum letztenmale das Paradies, ehe er es auf ewig verließ. Die Stelle, worauf er bey dieser Gelegenheit seinen Fuß setzte, soll immer noch auf dem Gipfel des Berges an einem Fußtapfen zu erkennen seyn, der dem Tritte eines Mannsfußes gleicht, der aber mehr als doppelt so groß als ein gewöhnlicher Fuß seyn soll. Nachdem der Vater der Menschen diesen Anblick zum letztenmale genossen, soll er nach dem festen Lande von Indien ausgewandert seyn, das damals noch mit der Insel zusammenhieng; kaum aber war er über die Adamsbrücke hinüber, so brach das Meer hinter ihm ein und schnitt ihm alle Hoffnung zur Rückkehr auf ewig ab.

Diese Sage, welchen Ursprung sie auch anfänglich gehabt haben mag, scheint mit ihren frühesten Religionsbegriffen in Verbindung zu stehen und es läßt sich schwerlich begreifen, daß man sie ihnen eingeprägt haben sollte, wenn sie nicht einen Theil ihres ursprünglichen religiösen Glaubens ausgemacht hätte. Ich habe mich oft bey den Schwarzen von verschiedenen Casten nach der Beschaffenheit dieser Sage von Adam erkundigt. Alle versicherten mich mit voller Zuversicht, daß sie wirklich wahr sey und führten zu ihrer Beglaubigung eine Menge Zeugnisse, alte Sagen und Prophezeyungen an, die seit Jahrhunderten unter ihnen im Umlaufe sind. Ich verlange nicht den Ursprung dieser Sagen zu beweisen, allein das läßt sich nicht läugnen, daß sie mit der heiligen Geschichte zusammenhängen und daß sie einen neuen Beweiß geben, wie allgemein

die Meynungen über den Ursprung des Menschen mit der Geschichte übereihstimmen, welche die Bibel von diesem Ereignisse anführt.

An einem Felsen in der Nähe des Berggipfels ist eine große Kette befestigt, die auch eine Arbeit von Adam seyn soll. Es scheint als habe man sie in einem sehr frühen Zeitraume dahin gehängt; allein wer dies gethan und was er für eine Absicht dabey gehabt hat, das kann unmöglich ein Europäer aus den verworrenen und unverständlichen abergläubischen Meynungen herausbringen, welche die Eingebornen mit ihren dunkeln Sagen vermischt haben.[1])

Der Hinaufweg auf den Berg ist außerordentlich steil und beschwerlich; in der Nähe des Gipfels giebt es Theile, wo sich die Andächtigen vermittelst Seilen und Ketten, die man an Haken an den Felsen befestigt hat, hinauf helfen müssen. Gewöhnlich ist die Nacht zum Hinaufklettern bestimmt, damit sie während der großen Tageshitze dergleichen ermüdenden Anstrengungen ausweichen. Auf dem Gipfel finden sich eine Menge großer platter Felsen, die reichlich mit Wasser versehen sind. Auf dem Einen derselben zeigt man Adams Fußtapfen.

Die=

1) Hohe steile Berge sind immer eine fruchtbare Quelle von Sagen gewesen; ohnstreitig rührt dies davon her, daß ihr Anblick Bewunderung, Erstaunen u. s. w. einflößt und daß sie wenig besucht werden können. Auch sind die Naturerscheinungen, die sich darauf ereignen, weit furchtbarer anzusehen und sie müssen also eine besondere Furcht unter den Einwohnern erwecken.

D. Uebers.

Dieser Berg, den man als Adams ursprünglichen Aufenthaltsort ansieht, steht nicht allein bey den Eingebornen von Ceylon, sondern auch bey einer Menge Leuten von verschiedenen Casten und Glaubensarten in Indien in großer Verehrung. Die Meisten darunter besitzen besondere religiöse Plätze darauf, nach denen sie zu gewissen Jahreszeiten wallfahrten. Auch die römisch katholischen Priester haben die gangbaren abergläubischen Meynungen benutzt, um die Verbreitung ihrer Lehrsätze zu befördern; sie haben auf dem Berge eine Kapelle errichtet, die jährlich von einer sehr großen Menge schwarzer Christen von der portugiesischen und malabarischen Raçe besucht wird.

Nach dem Adamspik begeben sich also die Ceylonesen, um das große Fest des Buddu zu feyern. Die Cingalesen auf den Küsten strömen besonders in sehr großen Schaaren dahin. Auch findet sich eine große Menge Candyer dabey ein, allein, mag dies nun von der Furcht, sich mit Fremden zu vermischen oder von Vorstellungen größerer Heiligkeit herrühren, sie scheinen mehr geneigt zu seyn, ihr großes Fest unter dem Schatten des Bohaga-Baumes zu feyern, der sich zu Annarodgburro, einer alten Stadt im nördlichen Theile des Gebietes des Königs von Candy befindet. Diesem Heiligthum darf sich niemand außer seinen eigenen Unterthanen nähern. Der Bogaha-Baum kam nach der Sage plötzlich aus einem entfernten Lande hergeflohen und pflanzte sich selbst an die Stelle, auf der er jetzt steht. Er war zu einem Schutzorte für den guten Buddu bestimmt und unter seinen Zweigen ruhete er während seines Aufenthaltes auf der Erde aus. Bey dieser heiligen Stelle sind 90 Könige begraben, die alle durch ihre Erbauung von Tempeln und durch die Errichtung von Bildnissen für den Buddu die

die Aufnahme in das Reich der Seligen verdient haben. Sie werden jetzt als gute Geister ausgeschickt, um über das Heil seiner Gläubigen zu wachen und sie gegen die Unterjochung der Europäer zu beschützen: ein Unglück, welches sie vermittelst ihrer Gebete stets abzuwenden suchen. Um den Baum herum steht eine Anzahl Hütten, die man zum Gebrauche der Andächtigen, die dahin kommen, errichtet hat; und da die heilige Stelle keine Unreinigkeit und kein Staub beflecken darf, so bleiben Leute dabey, die die Zugänge vor den Gläubigen reinigen und die Priester bey der Verrichtung der Ceremonien unterstützen müssen.

Da Buddu dem Schatten des Bogahabaumes den Vorzug vor allen Andern gegeben hat, so wird er unter den Ceylonesen allgemein für heilig gehalten. Wo sich ein solcher Baum auf der Insel findet, da findet man auch Personen angestellt, die ihn bewachen und ihn gegen Schmutz oder gegen Verletzungen schützen müssen. Der Bogaha-Baum steht unter den Verehrern des Buddu in dem nämlichen Ansehen, wie der Bananas[1]) unter den Brahminen.

Allein trotz der vielen religiösen Ceremonien und der Menge von Aberglauben, der unter den Ceylonesen herrscht, sind sie doch bey weiten keine so großen Andächtler und Eiferer als die Sekten auf dem festen Lande. Es scheint sie in der That mehr die Furcht als irgend ein wirkliches Gefühl von Eifer zu treiben: sie halten

1) Musa Sapientum. Lin.

D. Uebers.

ten sich selten für berufen, sich viel um religiöse Angelegenheiten zu bekümmern, außer wenn sie in eine Krankheit fallen oder sich ihrem Lebensziele nähern. Die Ungerechtigkeit der Portugiesen, die ihnen ihre Glaubenslehren mit Gewalt aufdrangen, muß sie um so mehr empört haben, je weniger sie etwas von unduldsamen Eifer wußten. Sie sind so wenig über die Europäer, oder Leute von andern Glaubensarten, die ihre Tempel besuchen und ihren Ceremonien zusehen, unzufrieden, daß sie sich vielmehr über solche Beweise von Aufmerksamkeit freuen und die Gegenwart der Zuschauer für eine ihnen selbst erwiesene Ehre halten.

Wenn man sie über ihre abergläubischen Meynungen fragt, so gestehen sie ohne Bedenken das Abgeschmackte und Thörigte ihrer Besorgnisse ein, immer aber bleiben sie der Meynung, daß sie ihnen zu entgehen nicht im Stande seyn; ja sie fürchten sich sogar vor dem Versuche, das Joch abzuwerfen und sich in Freyheit zu setzen, weil sie besorgen, sie möchten augenblicklich der Rache der bösen Geister, die ihr Land beunruhigen, überliefert werden. Ob schon die christlichen Priester und Missionarien öfters in dem Versuche, ihre Lehrsätze zu verbreiten, glücklich gewesen sind, so ist es ihnen doch niemals völlig gelungen, den Aberglauben bey den Neubekehrten auszurotten, den sie von Kindheit an eingesogen haben.

Ich erstaunte sehr, als ich die Ceylonesen Rosenkränze tragen sah und Gebete hermurmeln hörte, indem sie sie zählten und auf der Straße hingiengen; gerade so, wie ich es in römisch katholischen Ländern habe thun sehen. Ich bildete mir anfänglich ein, daß sie zur römisch

misch katholischen Religion übergetreten wären, allein als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß sie alle steife Anhänger der Lehre des Buddu seyn. Ihre große Ehrfurcht gegen die Gebräuche der Europäer verleitete sie frühzeitig, diesen Gebrauch von den Portugiesen anzunehmen, allein die Gebete, die sie an ihren Rosenkränzen hermurmeln, haben ganz und gar keinen Bezug auf diejenigen, die unter den römischen Catholiken gebräuchlich sind; ihre eigenen abergläubischen Meynungen veranlassen dieselben und sie haben dabey die Absicht, sich gegen die bösen Geister zu schützen, welche sie umringen.

Die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung des Leibes sind Lehrsätze, an welche alle Ceylonesen fest glauben. Sie glauben auch, daß die Seelen der Gerechten unmittelbar nach dem Tode den Rang von Göttern erhalten und daß ihre alten Propheten und guten Könige schon seit langer Zeit die Verrichtungen dieser Stelle verwalten; hingegen sind sie überzeugt, daß die Seelen der Gottlosen, besonders der ungerechten Tyrannen und gottlosen Priester in wilde Thiere und kriechende Geschöpfe gewandert sind.

Die Ceylonesen sind strenge Prädestinarier und glauben, daß jedem von Geburt an sein besonderes Schicksal, sowohl das gute als das böse bestimmt sey und daß er demselben durchaus nicht entgehen noch dasselbe ändern könne. Doch nehmen sie an, daß sich die Wirkungen des bestimmten Unglücks einigermaßen durch Zauberworte und Beschwörungen mildern lassen; auch haben sie großes Zutrauen zum Almosengeben. Daher sind die Ceylonesen in der Vertheilung von mildthätigen Gaben sehr freygebig. Sie sehen die Geschenke, die sie ihren Priestern geben und die Almosen, die sie unter ihre Bettler austheilen,

len, als wesentlich gute Handlungen an. Besonders geben die Eingalesen in unsern Diensten, welche ihre natürliche Wildheit weit mehr abgelegt haben, in dieser Hinsicht oft auffallende Beweise von ihrem gutthätigen Herzen. Es ist bey ihnen gewöhnlich, sogar einen gewissen Theil ihrer Speise aufzuheben und ihn unter die Armen zu vertheilen: und obgleich die Indier unglücklichen Fremdlingen wenig Mitleid erzeigen, so verschließt doch kein Eingalese einem Malabaren oder Mohren seine Hand, der ihn um eine Gabe anspricht. Ihr Mitleiden erstreckt sich bisweilen sogar bis auf die vernunftlosen Geschöpfe und es ist unter ihnen gewöhnlich, sich während der Dauer gewisser Feste oder andächtigen Jahreszeiten verbindlich zu machen, daß sie kein lebendiges Geschöpf tödten, sondern bloß von Pflanzenspeisen und Früchten leben wollen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die Ceylonesen weit gewissenhafter im Handel und Wandel sind, als die Eingebornen vom festen Lande. Diese Bemerkung findet besonders in Ansehung der Eingalesen statt, die, schon von Natur enthaltsam, frugal und frey von Habbegierde, sich durch keinen Mangel verführen lassen, das Eigenthum ihrer Nachbarn zu bestehlen.

Obgleich die Candyer mehr Stolz und Muth besitzen, so sind sie doch keinesweges so gewissenhaft und ehrlich. Zwar werden bey ihnen diejenigen, die sich des Diebstahls oder der Lügen schuldig machen, der öffentlichen Beschimpfung preißgegeben, während man hingegen gerechte und ehrenvolle Handlungen jederzeit mit Beyfall aufnimmt; allein wenn sie nicht entdeckt zu werden fürchten, so lassen sie sich selten von Uebertretungen durch Gewissensbedenklichkeit zurückhalten. Die Raubsucht ihrer Statthal-

ter

ter und ihre häufigen Einfälle und die europäischen Besitzungen scheinen ihre ursprünglich guten Anlagen verdorben zu haben.

Bey ihren Begräbnissen findet keine besondere religiöse Feyerlichkeit statt. Herr Knox behauptet, daß es zu seiner Zeit gewöhnlich gewesen sey, die Todten, besonders die Leichname angesehener Personen zu verbrennen. Wenn diese Sitte noch jetzt irgendwo auf Ceylon statt findet, so ist sie meinen Nachforschungen doch gänzlich entgangen und sie muß sowohl selten als auf die entlegensten Theile im Innern eingeschränkt seyn. Man kann die Aehnlichkeit Verschiedener von den Casten auf den Küsten Coromandel und Malabar, unter welchen der Gebrauch die Todten zu verbrennen allgemein eingeführt ist, als einen Beweiß anführen, daß diese Sitte vormals auch unter den Ceylonesen geherrscht habe. Jetzt ist — so viel ich habe ausfindig machen können — die Leichenceremonie sehr einfach und gleicht beynahe derjenigen, die bey uns statt findet. Man wickelt den Leichnam in eine Matte oder in ein Stück Zeug ein und trägt ihn an einen einsamen Platz, wo man ihn beysetzt.

Dies sind die Nachrichten, die ich mir über die eingebornen Ceylonesen überhaupt habe verschaffen können. Es giebt einige besondere Schattirungen von Verschiedenheiten, die zwischen den Candyern und Cingalesen statt finden und die theils von der Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen, theils von dem häufigern Umgange der Letztern mit Ausländern herrühren. Diese Unterschiede beziehen sich hauptsächlich auf ihre politische Lage und auf die Art, wie die Gerechtigkeit unter ihnen verwaltet wird, welche folglich unter den Cingalesen der Verfassung des Volkes, das sie unterjocht hat, sehr nahe

kommt,

kommt. Es ist daher nöthig, solche Umstände besonders anzugeben. Ich werde daher jetzt die wenigen noch übrigen Nachrichten anführen, welche ich über die Eingalesen zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, und die weitere Erzählung von den Candyern bis auf die Beschreibung ihres Landes versparen.

Zehntes Kapitel.

Charakteristische Kennzeichen, wodurch sich die Cingalesen von den Candyern unterscheiden.

Die Cingalesen, die die niedriggelegenen an die Küste stoßenden Gegenden und Theile der Insel bewohnen, leben ganz unter der Herrschaft derjenigen europäischen Nation, die sich jedesmals dieses Theiles von Ceylon bemächtigt hat. Die Beschaffenheit des Landes, das sie inne haben, läßt ihnen kaum irgend ein anderes Auskunftsmittel übrig als unbedingte Unterwerfung, wenn sie es nicht entweder mit den Europäern in einer offenen Feldschlacht aufnehmen oder ihre fruchtbaren Gefielde gegen die dürren Berge im Innern des Landes freywillig vertauschen wollen.

Die Unterwerfung, in der sie schon einen beträchtlichen Zeitraum hindurch gelebt haben, hat nicht allein die männlichen Züge einer wilden Freyheit vertilgt, sondern auch zugleich zur Vermenschlichung und Milderung ihrer Ge-

Gemüthsart beygetragen. Die Cingalesen sind ein ruhiges, friedfertiges Volk; sie sehen außerordentlich ernsthaft aus, sind mäßig und frugal. Ihr Körper theilt die Trägheit ihres Geistes und nur mit Widerwillen erheben sie sich zu einer thätigen Anstrengung. Wenn sie jedoch eine Arbeit verrichten und z. B. ihren Acker bauen müssen, so sind sie ziemlich viel Strapazen auszustehen im Stande. Sie sind nicht so stark und untersetzt als der mohrische und malabarische Menschenschlag und taugen nie zu guten Palankinträgern oder zu Culies d. i. Lastträgern.

Die sanftern Tugenden machen die hervorstechendesten Züge des cingalesischen Charakters aus. Sie sind sanft, mildthätig, freundschaftlich und haben kaum irgend etwas von dem falschen, verrätherischen und arglistigen Wesen, das man häufig unter den Candyern antrift.[1]) Bey weit weniger Freundlichkeit im Gesichte und Artigkeit im Betragen als es bey den Letztern der Fall ist, sind sie doch weit aufrichtiger und ehrlicher. Wenn man das äußere Ansehen und das Betragen dieser beyden Klassen von Ceylonesen untersucht, so wird man leicht den Unterschied gewahr, der von ihren verschiedenen Lagen herrührt, in denen sie sich befinden. Die Körperhaltung des Candyers ist aufrecht, sein Blick trotzig, seine Miene stolz und sein ganzes Benehmen verräth den Stolz auf seine

1) Ohnstreitig hat dies seinen Grund in den einheimischen und fremden Bedrückungen: denn Bergbewohner, welches doch ein ziemlicher Theil der Candyer ist, sind sonst frey, offen und redlich.

D. Uebers.

Unabhängigkeit. Das demüthige und nachgiebige Betragen der Eingalesen hingegen nebst der geduldigen oder vielmehr verächtlichen Ertragung der Sklaverey, die ihnen aufs Gesichte geschrieben ist, zeigt deutlich den sklavischen und hülflosen Zustand, in den sie herabgesunken sind.

Selbst die Blicke des Eingalesen verrathen einen Grad von Weichlichkeit und Zaghaftigkeit, der die Verachtung der Candyer rege macht, obgleich die Letztern bey aller ihrer geprießenen Herzhaftigkeit einen Europäer niemals anders als auf die nämliche Art wie die Eingalesen anzugreifen wagen und mit eben der Vorsichtigkeit jeden bequemen Augenblick abpassen, um über ihn aus den Gebüschen oder dem Gesträuche herzufallen, in dem sie sich verborgen halten.

Ich habe schon oben einige Anstrengungen erwähnt, die die Eingalesen zum Widerstand gegen die Befehle der Regierung machten, allein die kräftigen Maßregeln, die man sogleich bey dieser Gelegenheit ergriff, überzeugten sie gar bald, daß die Macht der Engländer noch unwiderstehlicher als jene ihrer vorigen Herren sey. Die Ursache ihrer Empörung war die Auflage gewisser Abgaben von Seiten des obersten Bedienten der ostindischen Gesellschaft und Steuereinnehmers Herrn Andrews. Ein Haufe Eingalesen griff zu den Waffen und zog sich in die Wälder etliche Meilen von Colombo zurück. Verschiedene Corles und Bezirke erklärten sich zu der Zeit offenbar zu Gunsten des Aufruhrs. Man schickte eine Abtheilung Seapoys gegen sie ab; es fielen verschiedene scharfe Gefechte vor und erst nach einem beträchtlichen Verlust von beyden Seiten wurden die Aufrührer völlig wieder zur Ruhe gebracht. Das Land ist so voll dicker Wälder,

der, enger Pässe und Flüsse, daß es unsern Truppen oft an einer bequemen Gelegenheit zum Handeln gebrach und daß sie häufig schon angegriffen waren, ehe man die Aufrührer gewahr wurde oder ehe man noch vermuthete, daß man in ihrer Nähe sey.

Es wird nicht unschicklich seyn, hier zu bemerken, daß, obgleich unsere Truppen sowohl bey diesem als bey einem andern Aufstande, der zwey Jahre darauf vorfiel, am Ende allemal siegten, doch ein allgemeiner Aufstand der Eingalesen auf jeden Fall viele Ungelegenheiten und Gefahren nach sich ziehen würde. Die Vorsichtsmaßregeln, die man dagegen zu ergreifen hat, fallen eben so sehr in die Augen, als sie sicher sind. Eine milde und billige Regierung nebst einer strengen Verwaltung der Gerechtigkeit kann nicht anders als uns das Zutrauen dieses Volkes verschaffen, das schon an Unterwerfung und an grenzenlose Ehrfurcht gegen Europäer gewöhnt ist. Doch sollte man als eine sichere Vorsichtsmäßregel alles aufbieten, die Wälder zu lichten und die Wege zu verbessern, damit die Truppen mit Leichtigkeit und ohne Gefahr für die Sicherheit unserer Pflanzungen sorgen könnten.

Man hatte damals die Vermuthung, daß diese unter den Eingalesen ungewöhnlichen Aufstände mit einem ausgebreiteten Plane, den die Eingebornen zur Behauptung ihrer Freyheit gemacht hätten, in Verbindung stehen könnte; unsere Regierung stellte daher eine genaue Untersuchung an, um zu erfahren, ob etwann der König von Candy einigen Antheil an der Erregung des Aufruhrs habe. Allein man konnte nichts ausfindig machen, daß er in irgend einer Verbindung mit demselben stehe oder daß er den Aufrührern die geringste Aufmunterung gegeben habe.

Wegen ihres kriegerischen Charakters sehen natürlicher Weise die Candyer mit Verachtung auf die Eingalesen herab, die mit der Führung der Waffen beynahe gänzlich unbekannt sind, indem sie keine andere Gelegenheit haben, Gebrauch davon zu machen, als wenn sie für die Tafeln der Europäer Wildpret suchen.

Der Anzug der ärmern Klassen unter den Eingalesen verräth ganz besonders ihre Trägheit und ihren armseligen Zustand. Er besteht bloß in einem Stück groben Zeuges, den sie um die Lenden gewickelt haben und womit sie ihre Schenkel, oder auch oft bloß die Theile bedecken, die der Anstand zu verbergen gebietet. Ihr Haar tragen sie entweder in einem Büschel auf den Wirbel hinauf gebunden oder ganz glatt weggeschnitten, welches die gewöhnliche Art unter den niedern Klassen der Landleute ist.

Die Weiber tragen ihre Haare auf die nämliche Art hinaufgebunden oder haben es mit schildplattenen Kämmen befestigt. Ihre Kleidung ist ein Stück Zeug, das sie um den Unterleib gewunden haben und das bis auf die Knöchel herabreicht; bey der ganz armen Klasse geht es nicht einmal bis unter das Knie herab. Auch tragen sie ein kurzes Wamms, das gewöhnlich den Busen und die Schultern bedeckt und den mittlern Theil des Rückens bloß läßt; auch der Busen ist oft bloß. Diese Klasse von Weibern braucht man zu allen Arten von Sklavenarbeiten und zum Markteschaffen des Obstes und der Pflanzen.

Ob schon die ärmern Eingalesen nicht mehrere Kleidungsstücke haben, als bloß eine sehr geringe Aufmerksamkeit auf Anständigkeit erfodert, so sehen doch hingegen

gegen die höhern Stände desto mehr auf ihren Anzug. Personen von der bessern Klasse tragen gewöhnlich ein Stück Calico, den sie um den Unterleib gewunden haben und entweder frey herunter bis auf die Knöchel hangen lassen oder zugleich zwischen den Beinen in Gestalt weiter Pumphosen durchgezogen haben.

Den Leib bedeckt eine Jacke mit Aermeln, die zugleich das Ansehen eines Hemdes und einer Weste hat und die am Halse und am Handgelenke zugeknöpft ist. Die Knöpfe sind die Artikel, auf dem nach ihrer Meynung die Pracht dieses Kleidungsstückes vorzüglich beruht; man spart daher keine Kosten, sich so glänzende Knöpfe als möglich zu verschaffen. Man hat eine große Menge von Knöpfen nöthig und sie sind entweder von Silber, Gold oder kostbaren Steinen. Ungeheuere Ohrenringe sind ein anderes Putzstück, in dem es die Ceylonesen mit ihren Nachbarn den Malabaren aufnehmen. Um die Ohren zum Tragen dieser schweren Ringe einzurichten, die oft bis auf die Schultern herabreichen, nimmt man Stücken Holz, um das Ohrloch, das man schon in der Kindheit gebohrt hat, offen zu halten und zu erweitern. Da das Klima kaum irgend eine Bedeckung nöthig macht, so trägt man die Schultern und den Leib oft ganz nakt. Auf dem Kopfe haben sie Kappen von mancherley Gestalten; Andere tragen bunte Tücher, so wie es ihnen einfällt oder die Vorschriften ihrer Caste erfodern.

Der Anzug der höhern Stände unter den Frauenzimmern ist demjenigen ähnlich, den die schwarzen portugiesischen Damen tragen und den ich schon oben beschrieben habe. Die jungen cingalesischen Frauenzimmer von Stande sind in Ansehung ihres Putzes keines Weges ohne Geschmack und weder ihre äußere Gestalt noch ihr Betra-

gen ist unangenehm. Man trift sie häufig in den Gesellschaften von Holländern an, die ihren Umgang weit mehr als die Engländer lieben. Der von Natur zurückhaltende und stolze Charakter unserer Landsleute und ihre Unbekanntschaft mit der Landessprache ist Schuld daran, daß sie sich niemals zu den Eingalesen gesellen oder sie in Gesellschaften aufnehmen.

Die Eingalesen sind sinnreiche und geschickte Künstler; besonders zeigen sie in Gold- Silber- und Zimmerarbeit Geschicklichkeit. In diesem letztern Zweige haben sie seit der Ankunft der Engländer schon große Fortschritte gemacht. Die Anzahl ihrer Werkzeuge ist sehr klein und diese sind in ihrer Zusammensetzung sehr einfach; die Art, wie man sie handhabt, läßt sich leicht erlernen und man macht gelegentlich eben so gut von den Zähen als von den Händen Gebrauch. Sie haben nichts von den schweren Maschinen, die zur Erleichterung der großen Arbeiten der Europäer gebraucht werden: ihre Werkzeuge lassen sich leicht fortschaffen und auch eben so leicht ins Werk richten. Wenn man einen Schmidt kommen läßt, so bringt er seinen Blasebalg, Amboß, Hammer, Feilen und seinen ganzen übrigen Apparat mit sich und fängt auf der Stelle und zwar in wenigen Minuten zu arbeiten an. Die Menge von Personen, die sich mit allen Arten von Handwerken beschäftigen, ist Ursache, daß man das Hausgeräthe und andere dergleichen Artikel sowohl gut als wohlfeil erhält.

Die Eingalesen versorgen unsere Besatzungen reichlich mit Rindfleisch, Geflügel, Eyern und andern dergleichen Artikeln für einen sehr mäßigen Preiß, weil sie selten zu ihrem eigenen Unterhalte Gebrauch davon machen. Besonders rühren sie niemals Rindfleisch an, weil die Kuh

bey

bey ihnen ein Gegenstand der Verehrung ist. Einige Wenige, besonders solche, die vielen Umgang mit Europäern haben, wagen Arrak zu trinken. Alle Stände hingegen trinken gebrannte Wasser sowohl als Arzeney, als auch zum bloßen Getränke. Die Gefäße, in die sie den Saft des Palmbaumes und des Cocosbaumes thun, bestehen aus einer Rinde des Betelbaumes, die eine Decke über die Blätter macht. An Farbe und Gewebe gleicht sie einem gegerbten Schaaffelle, ist eben so stark und zur Aufbewahrung des Getränkes weit geschickter.

Federvieh bringt man in großem Ueberflusse zu Markte; ein gutes Stück verkauft man für 4 bis 8 Pence; ein Dutzend Eyer kostet 2 Pence und ein gutes Gericht Fische kann man für 1 Penny bis 2 Pence haben, jenachdem der Markt damit versehen ist.

Da die Eingalesen unter dem Schutze der englischen Regierung leben, so stehen sie auch unter unsern Gesetzen und unter unserer Gerechtigkeitsverwaltung, ausgenommen in sehr wenigen Punkten, in denen man ihnen ihre alten Gebräuche gelassen hat, weil sie unserer Gerichtsverfassung nicht wesentlich widerstreiten. Unter allen Ceylonesen sind einerley Erbschaftsgesetze im Gebrauche: die Ländereyen erben auf den ältesten Sohn fort, wenn der Vater kein Testament gemacht hat; ein gewisser Theil des Eigenthumes aber ist allemal zum Unterhalt der Wittwe und der jüngern Geschwister bestimmt.

Die Eingalesen, die unter unserer Herrschaft stehen, werden von ihren einheimischen Obrigkeiten regiert: bloß die oberste einschränkende Gewalt befindet sich allemal in den Händen der Beamten unserer Regierung. Alle unsere Besitzungen auf der Insel sind in Corles oder Bezir-

ke eingetheilt, über die die Mudeliers (Moodeliers) die untergeordnete Oberaufsicht haben. Die Mudeliers sind die einheimischen Obrigkeiten, die man allemal aus der Klasse der Adlichen wählt, welche Hondrews und Mahondrews heißen.

Diese Obrigkeiten führen sowohl über die Landbezirke als über die Dörfer die Aufsicht und ihre Gewalt ist derjenigen ähnlich, die unsere Land- und Stadtobrigkeit in Großbrittanien haben. Das Amt der Moodeliers besteht darin, daß sie die Steuern einsammeln, das verhältnißmäßige Quantum der Abgaben und Beyträge bestimmen, die Landleute zum Dienste der Regierung versammeln, Lebensmittel und andere Bedürfnisse für die verschiedenen Besatzungen, wenn es gefodert wird, herbeyschaffen helfen und Culies kommen lassen, die die Kriegsvorräthe oder das Gepäck von einer Station zur andern schaffen; kurz ihr Geschäft ist, das Betragen der Eingebornen zu beobachten und dahin zu sehen, daß weder das allgemeine noch das besondere Beste beeinträchtigt wird.

Die Mudeliers haben eine geringere Klasse von niedern Beamten unter sich, die man auch aus den Hondrews wählt. Das Geschäft derselben besteht darin, daß sie den Mudeliers beystehen und ihre Befehle in Ausführung bringen. In denjenigen Theilen, wo man es nicht für nöthig findet, ein Corps Truppen hin zu verlegen, giebt es ein Policeycorps, das aus Eingebornen besteht und das den Befehlen der Regierung in jedem Bezirke Nachdruck zu verschaffen bestimmt ist. Dieses Corps besteht aus Conganies oder Sergeanten, Aratjies oder Corporalen und Lascarines oder gemeinen Soldaten und verrichtet die nämlichen Dienste, die unsern Scherifs oder Constables obliegen. Diese Leute sind mit kurzen Degen und Lanzen

zen bewafnet; ein starkes Corps davon begleitet den Gouverneur auf seinen Reisen um die Insel; dies geschieht auch bey andern Gelegenheiten sowohl zum Staate als zur Bequemlichkeit.

Sowohl die Mudeliers als die niedere Klasse der Polizeybeamten steht unter den unmittelbaren Befehlen des Offiziers, der den militärischen Posten befehligt, zu welchem ihr Bezirk oder Corle gehört; hiervon sind bloß einige wenige Corles an den Grenzen des candyschen Gebietes ausgenommen, wo man es nicht für dienlich gefunden hat, einen militärischen Posten anzulegen. Durch diese commandirenden Offiziere kommen alle Berichte, Nachrichten und Klagen an den Gouverneur. Die Mudeliers machen zu gleicher Zeit einen Bericht von allem, was in ihren besondern Bezirken vorgeht, an den Maha oder Ma Ma Mudelier oder an das Oberhaupt des ganzen Standes, der sich in der schwarzen Stadt zu Colombo aufhält und auch dieser legt seiner Seits diese Berichte dem Gouverneur vor.

Es giebt auch besondere Mudeliers, die die Aufsicht über das Zimmtschälen führen, die sich in nichts weiter mischen und die dem europäischen Offiziere, dem die Leitung dieses Geschäftszweiges aufgetragen ist, verantwortlich sind.

Die Adlichen oder Mahondrews, aus denen man die Mudeliers wählt, machen eine besondere Caste aus, die sich von den Uebrigen gänzlich unterscheidet und deren äußeres Ansehen, Kleidung und Sitten ihren Rang vor allen andern Eingebornen verrathen.

Die

Die Hondrews sehen schöner als die übrigen Cingalesen aus; wahrscheinlich rührt dies davon her, daß sie der Sonne weniger ausgesetzt sind. Wenn sie ausgehen, so giebt ihnen ihr Rang und ihr Reichthum das Recht, sich in Culies oder Palankins tragen zu lassen oder wenn sie lieber zu Fuße gehen wollen, so halten ihre Bedienten ihnen das Talipotblatt über den Kopf. Erscheinen sie öffentlich oder machen sie Europäern ihre Aufwartung, so haben sie ein zahlreiches Gefolge entweder von ihren eigenen Bedienten oder von Landleuten aus ihrem Bezirke bey sich, die ihnen die Sonnenschirme oder Betelbüchsen tragen. Die Letztern sind sehr schön gearbeitet, um gleichsam den Rang des Eigenthümers anzuzeigen. Sie sind gewöhnlich mit Elfenbein, Schildkröten, Silber oder Calamanderholz ausgelegt. Sie selbst tragen in den Händen eine kleine silberne Büchse, die einer Taschenuhr gleicht, worin sie ihren Chinam haben.

In ihrem Betragen sind die Mahondrews außerordentlich freundlich und weit artiger und einnehmender als die Eingebornen auf dem festen Lande von Indien. Für die Europäer sind sie sehr eingenommen und behandeln sie mit Ehrlichkeit und Zutrauen. Sie sehen auf sie nicht mit dem argwöhnischen Blicke herab noch betragen sie sich gegen dieselben mit der kriechenden und heuchlerischen Sklavengesinnung, die man so auffallend in dem Betragen der Dubaschen und anderer Mohren und Malabaren gegen die Europäer bemerkt. Aus diesen Gründen hielten es die Holländer ihren Vortheilen gemäß, sie bey allen Gelegenheiten gut zu behandeln und ihnen große Freyheiten und Vorrechte einzuräumen. Unsere Regierung setzt die nämliche Politik fort und hat sich durch eine zutrauliche und freundliche Behandlung derselben ihre aufrichtige Achtung und ihre Anhänglichkeit erworben.

Bey

Bey allen Gelegenheiten verrathen die Mahomdrews eine große Begierde, die europäischen Sitten nachzuahmen; in ihrer Lebensart und in ihrer Unterhaltung ist diese Vorliebe besonders sichtbar. Die Meisten unter ihnen sprechen geläufig Holländisch und Portugiesisch und Viele fangen schon an, sich mit großer Leichtigkeit im Englischen zu unterhalten.

Ihr Anzug ist nach den Moden dieses Landes sehr reich und keines Weges ohne Geschmack. Ihre Kleidung ist ihnen ganz eigen und scheint die alte europäische Tracht mit der Asiatischen zu vereinigen. Sie besteht in einem langen weiten Rocke von feinem dunkelblauen oder carmoisinrothen Zeuge mit Knöpfen, die jedesmal bis auf die Erde herabgehen und mit Aufschlägen, die so breit sind wie die aus dem vorigen Jahrhunderte. Die Knopflöcher sind mit Gold oder Silber gestickt und die Knöpfe sind von demselben Stoffe oder mit Tressen überzogen. Die Unterkleider sind von weißgeblümtem Calico, einlatzig (single-breasted) und mit Taschen nach unserer alten Tracht versehen. Das Halsband knöpfen sie wie ein Hemde zu und wie ich schon oben bey der Beschreibung des Anzugs der bessern Klassen unter den Cingalesen bemerkt habe, so dient es ihnen sowohl zu einem Hemde als zu einer Weste: die Knöpfe sind allemal von Gold oder kostbaren Steinen. Anstatt der Beinkleider tragen sie ein Stück weißen oder bunten Calico, den sie um den Unterleib gewunden und zugleich zwischen den Beinen, wie weite Pumphosen durchgezogen haben. Ueber die Schultern tragen sie ein Gehenke von goldenen oder silbernen Tressen oder von Stickwerk, an welchem ein kurzer gekrümmter Degen oder Dolch hängt: der Griff und die Scheide desselben sind nach den Einfällen desjenigen, der ihn trägt, auf mannichfaltige Art verziert. An den Füßen haben sie eine Art Sandalen, gemei-

meiniglich aber gehen sie barfuß. Das Haar tragen sie in einen Büschel aufgebunden, den sie mit mehrern schildbattenen Kämmen befestigt haben. Bisweilen gehen sie mit bloßem Kopfe; ein andermal haben sie eine Kappe oder einen Hut aufgesetzt, der aus dem nämlichen Stoffe, wie die Unsrigen, verfertigt ist; nur unterscheidet er sich von ihnen in der Form; der Rand ist bey ihnen vorne und hinten aufgestülpt und an den Seiten, die gemeiniglich mit Stickereyen eingefaßt sind, ist er gänzlich weg. Der Maha Mudelier erscheint gelegentlich in einem Rocke von carmoisinrothem Zeuge oder Sammt und sein Anzug entspricht in andern Hinsichten dem zahlreichen Gefolge, das ihn allemal begleitet.

Die Mahondrews lieben die Pracht und scheinen eifrig darnach zu streben, in den Augen der Europäer eine Figur zu spielen. Besonders lassen sie es sich an ihren Hochzeittagen ängstlich angelegen seyn, allen ihren Glanz auszukramen und die Europäer werden öfters zu solchen Freudengelagen eingeladen. Ich bin häufig bey solchen Festen gewesen, die in der That ohne alle Schonung von Aufwand veranstaltet waren. Der Maha Mudelier gab zur Hochzeitfeyer seiner Tochter mit einem Adlichen von der nämlichen Caste einen Ball und ein Soupé, die wegen der Pracht und des Aufwandes, die man dabey erblickte, besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Gouverneur und die meisten Offiziere von der Besatzung nebst einer großen Menge holländischer Damen und Herren wohnten diesem Feste bey und da die Gesellschaft zu groß war, als daß sie irgend ein Zimmer hätte fassen können, so hatte man ausdrücklich deshalb ein Haus gebauet und gedeckt. Der Gouverneur überreichte diesen Abend dem Mudelier eine goldene Kette als einen Beweiß der hohen Achtung,

die

die man wegen seiner Treue und Ehrlichkeit in unserm Dienste gegen ihn hege.

Die Mudeliers sind zur Erhaltung der Eingebornen im Gehorsame außerordentlich nützlich und es ist ein sehr großes Glück für uns, daß sie mit unsern Landsleuten auf einem so guten Fuße stehen. Die ganze Caste der Mahondrews hat wie der Adel anderer Länder seine wirkliche Macht eingebüßt und statt deren seinen Stolz auf die Behauptung eines eingebildeten Vorzuges und auf eine Art kleinlicher Ehre gesetzt. Wenn man daher den Dingen, die sie am meisten schätzen, eine besondere Ehrerbietung erweißt, so kann man sich leicht ihre aufrichtige Freundschaft und ihren Beystand verschaffen. Die Cingalesen sind wie schon oben bemerkt von Natur sanft und leutselig und ihre Sitten sind nichts weniger als verderbt, wenn man den zügellosen Umgang zwischen den beyden Geschlechtern ausnimmt. Freylich ist es zu beklagen, daß sie so fürchterlich von abergläubischen Besorgnissen gepeinigt werden und daß sich ihre Moralität auf keine vernünftigern Grundsätze stützt. Man darf jedoch erwarten, daß unsere Landsleute auf ihre Ausbildung und Aufklärung mehr Aufmerksamkeit wenden werden, als dies ihre ehemaligen Herren, die Portugiesen und Holländer gethan haben, die durch ihre habsüchtige und kurzsichtige Politik verleitet sich selbst aller der Unterstützung beraubten, die ihnen die Eingebornen hätten leisten können und welche sie vielleicht noch jetzt im Besitze von Ceylon erhielte.

Es sind zwar viele Cingalesen zum Christenthume bekehrt worden: denn ein Theil derselben bekennt sich zum römisch katholischen, der Andere aber zum lutherischen und calvinistischen Glauben, allein kaum irgend Einer ist mit den Grundlehren der christlichen Religion bekannt. Ihre ehe=

ehemaligen europäischen Herren glaubten genug gethan zu haben, wenn sie dieselben dahin gebracht hätten, die äußern Formen des christlichen Gottesdienstes mitzumachen: ihre scheinbare Bekehrung war daher öfters mehr ein Zeichen einer sklavischen Unterwürfigkeit denn als eine wirkliche Verbesserung in moralischen und religiösen Grundsätzen anzusehen. Ein eifriges Bestreben von Seiten unserer Regierung, unsere Kenntnisse und Religion unter den Eingebornen zu verbreiten, ist das sicherste Mittel, unsere Herrschaft auf der Insel zu befestigen und zu verbessern. Die höhern Stände der Cingalesen geben schon den Beweiß, was bald aus diesem Volke durch den Verkehr mit gebildeten Leuten werden kann. Viele darunter zeigen Anlagen, die, wenn sie durch Unterricht ausgebildet, die herrlichsten Früchte tragen werden.

Eilftes Kapitel.

Die Besitzungen des Königs von Candy. — Ihre Eintheilungen. — Candy. — Digliggy Neur. — Nilemby Neur. — Anaerodgburro.[1]) — Klima. — Boden. — Charakterische Züge, welche die Candyer von den Cingalesen unterscheiden.

Bisher habe ich die Seeküsten von Ceylon und ihre Einwohner beschrieben. In diesen Theilen müssen wir vorzüglich die Reichthümer und Vortheile suchen, die wir von der Insel zu ziehen Lust haben.

Der Besitz des Innern könnte zwar zur Sicherheit unserer Herrschaft dienen und eine verbesserte Art der Kultur könnte dasselbe in Stand setzen, eine weit größere Anzahl von Einwohnern zu ernähren, allein diese Absichten kann

1) Weiter unten schreibt der Verfasser diese Stadt Anurodgburro.

D. Uebers.

kann man eben so gut durch einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingebornen, als durch eine unmittelbare Unterwerfung unter unsere Gewalt erreichen. Unsere Regierung wird sich ohne Zweifel nicht den Irrthum der ehemaligen europäischen Besitzer von Ceylon zu Schulden kommen lassen, die ohne Gewinn und in vergeblichen Versuchen die Eingebornen zu unterjochen, die Zeit und Kräfte verschwendeten, die diese Insel zu Einer der schätzbarsten Colonien in der Welt gemacht haben würden.

Auf einer so abgesonderten Insel, wie dies mit Ceylon der Fall ist, sollte man sehr wenig Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Landes und seiner Einwohner zu finden erwarten, allein man trift auf derselben drey verschiedene Reiche an, die nach verschiedenen Gesetzen regiert werden, die eine große Mannichfaltigkeit des Bodens, des Himmelsstriches und des Anbaues zeigen und die von verschiedenen Menschenraçen besessen werden, welche ursprünglich keine Gemeinschaft mit einander zu haben scheinen. In den Theilen, die ich bis jetzt beschrieben habe, ist der ganze Ton der Sitten Europäisch: selbst die Cingalesen, die sie bewohnen, scheinen daselbst ihre hervorstechendesten einheimischen charakteristischen Züge verlohren zu haben. Der Zustand des Ackerbaues, der Bauart und der Manufakturen hat längs der Küsten hin so viel Aehnliches mit den Europäischen, daß man wenig davon der innländischen Kultur von Ceylon zuschreiben kann. In den Besitzungen des Königs von Candy hingegen, welche den größern Theil des Innern einnehmen, haben die Einfälle der Europäer die Ausbildung der Menschen und ihre Fortschritte in den Künsten mehr aufgehalten als verändert. Indessen ist nicht zu leugnen, daß verschiedene Züge des einheimischen Charakters dieses Umstandes wegen einige Veränderung erlitten haben und daß den Candyern

sowohl

sowohl durch ihren Widerstand als durch ihren Verkehr, europäische Sitten, europäische Art, Krieg zu führen und europäische Künste einigermaßen bekannt worden sind.

Einen andern Theil des Innern bewohnt ein Menschenschlag, der kaum irgend etwas mit den Candyern oder Europäern gemein zu haben scheint. Die Beddahs leben in ihren Wäldern und auf ihren Bergen immer noch in ihrem ersten ursprünglichen Gesellschaftszustande und sind sehr wenig durch den Verkehr mit ihren Nachbarn, die sie sorgfältig vermeiden, kultivirt worden.

Nunmehro will ich das Gebiete und die Sitten dieser beyden Menschenraçen, der Candyer und der Beddahs in Betracht ziehen. Wenn die Nachrichten, die man bisher über diese Gegenstände einzuziehen im Stande gewesen ist, immer noch beschränkt und zur Befriedigung der Neugierde unzulänglich sind, so reichen sie nunmehro doch so weit hin, daß wir ein Urtheil darüber fällen können, inwieferne sie für die Colonie vortheilhaft gemacht werden können. Von dem Innern und seinen Bewohnern erzählt man viele Mährchen, die zwar zur Belustigung des Lesers gedient, die aber auch zugleich irre geführt haben können. Ich habe bloß solche Thatsachen angeführt, deren Wahrheit ich entweder aus eigener Erfahrung kennen gelernt oder von denen ich gefunden habe, daß sie mit der Meynung der am besten unterrichteten Personen übereinstimmten. Außerdem wird man noch verschiedene besondere Nachrichten über das Land und die Sitten der Candyer in dem Tagebuche der Gesandtschaftsreise an den Hof von Candy finden, das sich bey diesem Werke befindet.

Das Innere des Landes ist wegen der Eifersucht der Holländer von Europäern wenig untersucht worden: und wenn auch ein Reisender von den Holländern die Erlaubniß erhielt, dasselbe zu besuchen, so legte doch die Eifersucht der Eingebornen der Ausführung seines Vorsatzes wiederum Hindernisse in den Weg. Seitdem die Candyer von ihren ausländischen Feinden in die Gebirge des Innern vertrieben worden sind, war es eine von ihren Klugheitsmaximen, sorgfältig darauf zu sehen, daß kein Europäer diejenigen Gegenstände zu Gesichte bekäme, die die Habsucht seiner Landsleute reitzen könnten oder die Zugänge beobachtete, auf denen eine Armee durch ihre Gebirge hindurchdringen könnte. Gelangte irgend ein Europäer durch Zufall in ihr Reich, so ergriffen sie jede Vorsichtsmaßregel, damit er nicht wieder entkäme; und die Wachen, die man allenthalben an den Zugängen ausgestellt hatte, nebst den großen unwegsamen Wäldern, die das Innere von der Küste trennen, machten jeden solchen Versuch fast ganz unmöglich. Wenn irgend eine europäische Regierung einen Gesandten an den König von Candy schickte, so wurde er mit aller der Peinlichkeit und Eifersucht bewacht, die eine argwöhnische Gemüthsart ungebildeten Nationen eingiebt. Aus der, diesem Buche beygefügten, Gesandtschaftsreise, die ich mit an den Hof dieses Monarchen gemacht habe, wird man sehen, wie sorgfältig es die Eingebornen zu verhindern suchten, daß Fremde keine Beobachtungen anstellen sollten. Herr Boyd, der vor ungefähr 20 Jahren eine ähnliche Gesandtschaftsreise machte, wurde mit derselben sonderbaren Vorsichtigkeit bewacht und war daher nicht im Stande, unsere Kenntnisse über das Innere ansehnlich zu erweitern.

Das Gebiet des inländischen Fürsten ist auf allen Seiten gänzlich von den Besitzungen der Europäer durch

fast

fast undurchdringliche Wälder und Berge getrennt. Die Pässe, die über diese nach den Küsten führen, sind außerordentlich steil und beschwerlich und selbst den Eingebornen kaum bekannt. Sobald man 10 bis 20 Meilen von den Küsten weg ins Land hinein kommt, trift man einen Boden, einen Himmelsstrich und ein äußerliches Ansehen der Natur an, das sich gar sehr von der Seeküste unterscheidet. Wenn man über die Berge hinüber und durch die Wälder hindurch ist, so befindet man sich mitten in einem Lande, das noch eben nicht viele Stufen über den ersten Grad seines Anbaues hinausgerückt ist und das sich zum Erstaunen in der Nachbarschaft der vortreflich angebaueten Felder, welche Colombo umgeben, befindet. Kommt man weiter nach der Mitte der Insel hin, so erhebt sich das Land immer mehr und mehr und die Wälder und Gebirge, die die verschiedenen Theile des Landes von einander trennen, werden immer steiler und unwegsamer.

In der Mitte dieser Schutzmauer behauptet der innländische Fürst noch jene Ueberreste von Land und Gewalt, die ihm die Feinde, welche nach und nach die Insel überfallen, gelassen haben. Sein Reich hat jetzt an Größe gewaltig abgenommen: denn außer den ganzen Seeküsten, wo sie nur von einigem Werthe waren, haben die Holländer bey ihren verschiedenen Angriffen während des letzten Jahrhunderts noch jeden Stück Landes in Besitz zu nehmen gesucht, der ihnen entweder Vortheile oder Sicherheit gewähren konnte. Die Provinzen, die er noch besitzt, sind Nourecalava und Hotcourly gegen Norden und Nordwesten; während Matuly, das die Bezirke von Bintana, Velas und Panoa nebst einigen wenigen Andern in sich begreift, die mehr ostwärts gelegenen Theile einnimmt. Gegen Südosten liegt Ouvah. Dies ist eine Provinz von einiger Bedeutung und der König hat einen

nen seiner Titel von ihr. Die westlichen Theile enthalten hauptsächlich die Provinzen Cotemal und Hotteracorley. Diese verschiedenen Provinzen sind wieder in Corles oder Bezirke abgetheilt und gehören gänzlich dem innländischen Fürsten. Es ist unnöthig, die Namen derjenigen Abtheilungen herzuzählen, die sich nach den Seeküsten hin erstrecken und die sich jetzt hauptsächlich in unserm Besitze befinden.

In dem höchsten und am meisten in der Mitte befindlichen Theile des Gebietes des innländischen Königs liegen die Corles oder Grafschaften Oudanar und Tatanour, in welchen sich die beyden vornehmsten Städte befinden. Diese Grafschaften haben den Vorzug vor allen Uebrigen; sie sind besser angebauet und mehr bevölkert als die andern Bezirke und unterscheiden sich durch den allgemeinen Namen Condé Vdda. Condé bedeutet in der innländischen Sprache einen Berg und Vdda den Größten oder Höchsten.[1])

Diese Provinz Condé Vdda ist sogar unzugänglicher als die Uebrigen und macht gleichsam ein besonderes Reich aus. Auf allen Seiten ist sie von hohen Gebirgen umringt, die mit Wald bedeckt sind und die Wege, auf denen man in dieselbe gelangt, scheinen kaum etwas anders als Aufenthaltsorte für wilde Thiere zu seyn. Rund herum sind Wachen ausgestellt, damit weder jemand hinein-

1) Knox schreibt Candy Vda d. i. Gipfel des Gebirges, wovon der Name Candy herkommt.

D. Uebers.

ein= noch heraus kommen kann: zur Vertheidigung möchten dieselben wohl ganz unnöthig scheinen, wenn man sich nicht erinnerte, daß die Beharrlichkeit der Holländer alle diese Hindernisse besiegt und sich einen Weg selbst in den Mittelpunkt dieser natürlichen Befestigung mit Gewalt gebahnt hat.

In dem Bezirke von Tattanour liegt die königliche Residenz= und Hauptstadt des innländischen Beherrschers des Landes, Candy. Sie ist 80 Meilen von Colombo, und zweymal so weit von Trincomale entfernt und liegt in der Mitte hoher und steiler Hügel, die mit dickem Gebüsche bewachsen sind. Die engen und beschwerlichen Wege, auf denen man sich derselben nähert, sind mit dicken Dornhecken durchschnitten. Dergleichen Hecken hat man auch um die Hügel in der Nachbarschaft von Candy, gleich Circumvallationslinien, angelegt. Durch diese Hecken geht der einzige Weg nach den Thoren, die auch von Dornen und so eingerichtet sind, daß man sie vermittelst Seilen aufziehen und herablassen kann. Wenn sich die Candyer in diese Verschanzungen zurückziehen müssen, so schneiden sie die Seile ab und dann kann man unmöglich hindurchkommen, man müßte denn die Thore niederbrennen; allein da diese grün sind und da man beständig von dem Feinde, der sich hinter ihnen verbirgt, geneckt wird, so ist dies ein Unternehmen, das Zeit erfodert und beschwerlich ist. Diese Baumhecken machen die Hauptbefestigung von Candy aus. Der Mali=vagonga läuf auch beynahe ganz um den Hügel herum, auf dem es steht; der Fluß ist hier breit, felsig und reißend; man hält eine sehr genaue Wache auf demselben und jeder, der über denselben hinüber= oder herübergeht, wird genau beobachtet und untersucht.

Die Stadt selbst ist ein elender erbärmlich aussehender Ort, der von einer Lehmmauer umgeben ist, welche durchaus von keiner Bedeutung ist. Die Europäer haben sie mehrmals verbrannt; einmal verließ sie der König, und floh in einen unzugänglichen Theil seines Reiches. Die Nachrichten, die ich hier über den gegenwärtigen Zustand von Candy mittheile, habe ich bey Gelegenheit der Gesandtschaftsreise des Generals Macdowal nach dieser Hauptstadt gesammelt; und selbst damals konnte man kaum mehr als Vermuthungen anstellen, weil der Gesandte nebst seinem Gefolge bloß beym Fackelscheine hinein gelassen wurde und sich allemal vor Tagesanbruch wieder entfernte. Nach dem zu urtheilen, was man damals bemerken konnte, besteht die Stadt aus einer langen fortlaufenden Straße, die am Abhange des Hügels erbauet ist; die Häuser sind elend und niedrig; allein sie sind in Ansehung ihrer Grundlage auf eine solche Art über die ebene Fläche der Straße erhöht, daß sie den Vorbeygehenden sehr hoch vorkommen. Dieser sonderbare Geschmack hat seinen Grund darin, damit der König auf der Straße seine Volksversammlungen halten und seine Elephanten- und Büffelkämpfe anstellen kann, ohne daß ihm die Häuser dabey hinderlich sind. Wenn der König auf der Straße geht, so darf sich kein Einwohner vor seinem Hause oder auf Wegen, die mit demselben gleiche Höhe haben, sehen lassen, weil man dies für eine abscheuliche Unanständigkeit halten würde, indem sich der Unterthan dadurch über den Fürsten, den Abkömmling der Sonne, erhöbe.

An dem obern Ende dieser Straße steht der Pallast, der für den Aufenthalt eines Königs ein armseliges Gebäude ist. Er ist mit hohen steinernen Mauern umgeben und besteht aus zwey viereckigen Plätzen, wovon sich der Eine innerhalb des Andern befindet. In dem Innern derselben

sind

sind die königlichen Wohnungen; hier wird auch Hof gehalten und hier werden Audienzen gegeben. Das Aeußere des Pallastes und den Ueberrest der Stadt konnten die Begleiter des Generals Macdowal wegen des Volksgedränges und dem blendenden Fackelzuge nur sehr oberflächlich beobachten. Allein nach allen Nachrichten, die ich erhalten habe, enthält Candy nichts Merkwürdiges und wegen des Mangels sowohl an Reichthum als an Kunstfleiß unter den Einwohnern darf man auch in der That nicht erwarten, daß man in diesem sich ausdehnenden Dorfe etwas antreffen werde, was die Aufmerksamkeit des Reisenden verdient.

Die nächste Stadt nach Candy in Ansehung ihrer Wichtigkeit ist Digliggy Neur, die ostwärts von der Hauptstadt etwann 10 bis 12 Meilen davon in der Richtung unsers Forts Batacolo liegt. Der Bezirk um Digliggy Neur herum ist noch wilder, unfruchtbarer und undurchdringlicher als der, welcher sich um Candy befindet. Eben deshalb aber hat man dasselbe bisweilen zur königlichen Residenzstadt gewählt: einstmals als der König aus Candy vertrieben war und seine Hauptstadt verbrannt wurde, fand er hier einen Zufluchtsort, zu welchem niemals eine europäische Armee hat hindurchdringen können. Zwischen den umliegenden Hügeln befinden sich einige wenige Dörfer zerstreuet: und an den Stellen, wo die Wälder einen leeren Raum lassen, trägt der Boden, ob er gleich dürftig ist, Reiß.

Ungefähr 6 bis 7 Meilen südlich von Candy liegt die Stadt Nilemby Neur, die dem Könige manchmal auch zum Zufluchtsorte gedient hat: er hat daselbst einen Pallast und Vorrathshäuser. Ueberreste von mehrern andern Städten trift man in verschiedenen Theilen des Landes

des an. Auf dem Wege von Candy nach Trincomale stand die Stadt Aletty Neur, wo der König Getraide- und andere Proviantmagazine hatte. Diese Stadt nebst vielen Andern haben jedoch die Portugiesen bis auf den Grund niedergebrannt und jetzt ist nichts weiter mehr von denselben vorhanden, als die Ueberreste einiger Tempel und Pagoden, die zum Beweise dienen, daß es solche Orte ehemals gegeben hat.

Die Trümmer einiger Städte, die sowohl größer und besser gebauet gewesen zu seyn scheinen, als die bisher Beschriebenen, sind ein Beweiß, daß das Reich der Candyer sich vormals in einem blühendern Zustande befunden hat und nach dem natürlichen Laufe der Dinge allmählig zur Kultur und zum Reichthume emporgestrebt ist, als die Einfälle der Europäer sie aller der Mittel, vermöge welcher sie Zugang zu fremden Nationen erhalten konnten und der Gelegenheit beraubten, von daher sowohl Künste als Sitten unter sich einzuführen. In dem nördlichen Theile des Reiches liegt die Provinz Noure Calava, wo man noch jetzt die Trümmer der vormals berühmten und glänzenden Stadt Anurodgburro sieht. Sie steht beynahe auf der nördlichen Grenze des candyschen Reiches und stößt an die Provinz Jafnapatam. Ehemals war sie die Residenzstadt der Könige von Ceylon und ist lange Zeit ihr Begräbnißplatz gewesen. Da sie ziemlich weit von Candy liegt und da man hier nicht so leicht etwas von diesem barbarischen Hofe zu besorgen hat, so wird sie sehr häufig von Priestern und andern Cingalesen besucht, die hierher wallfahrten, um ihren Heiligen ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Hier standen ehemals die stattlichsten Tempel und Pagoden für den ceylonesischen Gottesdienst, wie man an den großen Pfeilern und gehauenen Steinen sieht, die noch jetzt vorhanden sind. In-

dessen

dessen bemeisterten sich die Portugiesen der Stadt und fanden darin mehr Gegenstände für ihre Raubsucht, als sie bisher in den andern Theilen der Insel angetroffen hatten. Ohne Bedenken rissen sie die gottesdienstlichen Gebäude ein, mit denen sie verschönert war und führten die kostbarsten Materialien weg, um Colombo und die übrigen Städte, die sie an der Seeküste angelegt hatten, zu befestigen. Dieser schändliche Frevel trug mehr als jeder andere Umstand zur Beförderung der Abneigung der Eingebornen gegen die Portugiesen bey, und noch jetzt erinnern sich die Ceylonesen mit Grausen daran.

Der ganze Bezirk des Landes, der dem Könige gehört, bietet mit Ausnahme der Ebenen um Anurodgburro her eine ununterbrochene Abwechselung von steilen Bergen und tiefen Thälern dar. Die außerordentlich dicken Wälder, die bey weitem den größten Theil des Landes einnehmen, sind Ursache an den drückenden dichten Nebeln und an den ungesunden Ausdünstungen, welche daselbst herrschen. Jeden Abend fallen mit dem Schlusse des Tages dicke Nebel, die nicht eher wieder verschwinden, als bis die Sonne eine große Gewalt erlangt hat. Die Thäler sind im Ganzen sumpfig, voller Quellen und ganz vortreflich zum Reißbaue und zur Viehweide geeignet. Diese Vortheile werden jedoch gar sehr durch die Ungesundheit des Climas vermindert, die nach der Regenzeit in diesen Theilen des Landes eintritt. Der Hauptunterschied zwischen dem Clima in dem Innern und jenem an den Küsten wird durch das Stocken der Atmosphäre in dem Erstern bewirkt. Die tiefen Thäler und die dichten Wälder verhindern beyde den freyen Umlauf der Luft und daher herrschen in der Nacht beständig außerordentlich kalte Nebel und auf die kalten Nächte folgen wieder Tage, die wegen ihrer Hitze und schwühlen Dünste eben so schädlich sind. Ein Europäer,

päer, der das Innere des Landes besucht, bekommt sehr leicht das Hügel - oder Buschfieber. Dies ist eine Krankheit, die unserm kalten und untermittirenden Fieber gleicht und die denjenigen, den sie befällt, niemals verläßt, wenn er nicht sogleich seinen Aufenthalt an der Seeküste nimmt, wo das Clima bey Tage kühler und erfrischender und des Nachts frey von der Kälte und von den Dünsten ist.

Das Reich Candy kann vermittelst der innern Schiffahrt niemals zu irgend einem blühenden Zustande gebracht werden. Es wird zwar von verschiedenen großen Flüssen durchschnitten, allein diese werden während der Regenzeit durch die Ströme, die von den umliegenden Hügeln in sie fallen, so ungestüm und reißend gemacht, daß sich kein Fahrzeug darauf wagen kann; in der trocknen Jahreszeit hingegen sind sie beynahe ganz wasserleer.

Der Malivagonga, der Größte unter diesen Flüssen, entspringt am Fuße des Adamspik, welches ein hoher Berg gegen Südwesten von Candy ist, und indem er eine nordöstliche Richtung nimmt, läuft er beynahe ganz um die Hauptstadt herum und fällt endlich bey Trincomale in die See.

Der Mulivaddy, welches der nächste Hauptfluß ist, entspringt in einer kleinen Entfernung von dem Ersten und nimmt seinen Lauf nach der Westküste hin. Uebrigens giebt es noch eine Menge anderer Flüsse, die auf den Hügeln in den verschiedenen Theilen des Landes entspringen. Ob nun aber diese gleich nicht schiffbar sind, so könnten sie doch, wenn man die gehörige Aufmerksamkeit darauf wendete, mit dem größten Vortheile zur Fruchtbarmachung des Landes benutzt werden.

Die Regenzeit tritt in den verschiedenen Theilen des Innern zu verschiedenen Zeiten ein. Der südwestliche Theil ist dem Einflusse der westlichen Mansuhns unterworfen; der Nordöstliche hingegen wird nur leicht von denen, welche von der entgegengesetzten Seite herkommen, berührt. Die hohe Gebirgskette, die queer über das Land von Candy hinläuft, scheint die Insel in zwey verschiedene Himmelsstriche zu theilen: auf der einen Seite derselben hat seit Jahren eine ununterbrochene Dürre geherrscht, auf der Andern hingegen hat es ohne Unterlaß geregnet. Die östlichen Theile sind keinesweges dem Einflusse der Mansuhns so ausgesetzt, als dies mit den Westlichen der Fall ist; sie werden daher auch weit weniger von Regen überschwemmt. Die Jahreszeiten in den Gebirgen des Innern richten sich nach andern Gesetzen und treffen nicht genau mit den beyden Mansuhns zusammen. Zwischen denselben regnet es in den Monaten März und April unaufhörlich; in den Niederländern hingegen ist es um diese Zeit trocken.

Da ich die Ceylonesen schon überhaupt geschildert und die eigenthümlichen charakteristischen Züge der Cingalesen insbesondere angegeben habe, so sind bloß noch einige wenige besondere Umstände zur Schilderung der Sitten der Candyer anzuführen nöthig. Wegen der außerordentlichen Eifersucht, welche sie gegen die Europäer und gegen ihre Verbindungen hegen, ist in der That bisher jeder Versuch, sich genaue Aufschlüsse über sie zu verschaffen, beynahe gänzlich gescheitert. Man sollte zwar glauben, daß man solche Aufklärungen durch die Cingalesen in den Besitzungen der Europäer hätte erhalten können, allein der Verkehr zwischen diesen beyden Zweigen der Nation ist noch mehr abgeschnitten als dies irgend zwischen den wildesten und feindseligsten Stämmen

Nord=

Nordamerikas der Fall ist. Selbst in Friedenszeiten steht keine Verbindung offen und man macht von keiner Seite irgend einen Versuch, Schleichhandel zu treiben oder miteinander in Verkehr zu treten. Der Politik der Holländer ist es gelungen, die Candyer gänzlich zu isoliren und ihnen gegen die Annäherung jedes Fremden Besorgniß und feindselige Eifersucht einzuflößen.

Der Zustand von beständigen Feindseligkeiten, in welchem die Candyer so lange mit den Europäern gelebt haben und die Unabhängigkeit, deren Behauptung ihnen ihre Berge sichern, hat, wie schon oben bemerkt worden ist, den Umrissen ihres Charakters mehr Kühnheit und mehr Hervorstechendes gegeben, während die Unterwürfigkeit und Ruhe der Niederländer die rauhern Züge ihrer natürlichen Gemüthsart sehr gemildert haben. Obgleich die Regierung der Candyer der vollkommenste Despotismus ist, so sind sie doch stolz darauf, daß sie von jedem fremden Joche frey und daß sie bloß Sklaven eines Herrn von ihrem eigenen Geschlechte sind, da ihre Monarchen ihre Vorurtheile und Gebräuche theilen und ehren. Auf die Cingalesen in unsern Diensten sehen sie als auf einen elenden und verächtlichen Menschenschlag herab, der seine natürlichen Rechte für den Frieden und den Schutz weggegeben hat. Die Candyer haben in ihrem Aeußern noch immer ein stolzes und gravitätisches Ansehen; zugleich sind sie höflicher und feiner, aber auch listiger und verrätherischer als ihre Landsleute in den Niederländern. Man hält sie auch an Körperbau für stärker und sowohl an Gestalt als an Gesichtsbildung für schöner. Da sie von Jugend auf Waffen zu führen und auf den verschiedenen Posten, wo man irgend eine Gefahr besorgt, Wache zu halten gewöhnt sind, so bekommen sie frühzeitig ein militärisches Ansehen, woran man sie sogleich hin-

läng-

länglich von den Eingalesen unterscheidet. Ihre Häuser sind auch netter und besser gebauet, ob sie gleich von denselben Baumaterialien und mit demselben Hausgeräthe versehen sind.

Der Anzug der höhern Stände unter den Candyern besteht in verschiedenen Umschlägen von Baumwollenzeuge oder von Calico, die sie dicht um den Unterleib gewunden haben, während sie ein anderes Stück von demselben Zeuge um den Leib wickeln und das eine Ende desselben auf den Rücken aufschürzen, das Andere aber zwischen den Schenkeln durchziehen oder gerade herunter bis auf die Knöchel hängen lassen. Die Arme, Schultern und Brust tragen sie bloß. Auf dem Kopfe haben sie eine Art von Mütze oder Turban von einer ihnen eigenthümlichen Form: er hat keine Aehnlichkeit mit demjenigen, den die Eingebornen des festen Landes oder die Eingalesen tragen; oben an der Spitze ist er breit und flach und gegen den untern Theil hin schmal und mit Conjee oder einer Art Steife von Reiß steif gemacht. Ueber die Schultern oder um den Unterleib haben sie ein Gehenke, an dem ein Dolch oder kurzer Hirschfänger hängt. Vor ihnen wird ein Beutel, der dem beym Anzuge der schottischen Hochländer gewöhnlichen gleicht, hergetragen, in welchem Betelblätter, Arekanüsse und Tabak befindlich sind. Doch haben sie gemeiniglich einen Knaben mit einer Büchse von Elfenbein oder Schildpatte bey sich, die mit diesen Dingen angefüllt ist. Ein Sonnenschirm von dem Talipotblatte ist ihr beständiger und unentbehrlicher Gefährte, wenn sie bey Tage ausgehen. Alle tragen an den Fingern Ringe: wenige haben dergleichen in den Ohren, da dies Einer von den unbedeutenden Gegenständen ist, wobey der König seine Obergewalt durch sein königliches Verbot zeigt. Der Hauptunterschied in dem Anzuge der höhern Stände zwischen

schen den Candyern und Cingalesen besteht in der Form der Mütze und in der großen Menge von Zeug, welche die Erstern um den Unterleib gewunden tragen.

Das Aeußere der niedern Stände ist bey beyden in jeder Hinsicht dasselbe; man bemerkt bloß einen Unterschied in der Form der Mütze. Von den candyschen Mannspersonen überhaupt kann man behaupten, daß sie besser angezogen gehen als die Cingalesen und daß sie auch schöner aussehen als diese.

Es mag vielleicht sonderbar scheinen, daß, ob ich mich gleich beynahe 3 Jahre auf der Insel aufgehalten habe und in dem Innern bis nach der Hauptstadt gekommen bin, ich dennoch die candyschen Frauenzimmer bloß nach den Berichten Anderer schildern kann. Allein der wachsame Argwohn dieses Volkes war so groß, daß wir auf unserer ganzen Gesandtschaftsreise nicht ein einziges Frauenzimmer zu Gesichte bekommen haben. Dies ist Einer der stärksten Beweise von den Besorgnissen, welche den Candyern das Verfahren der Holländer eingeflößt hat, da sie sonst keineswegs auf ihre Weiber besonders eifersüchtig sind. Ohnstreitig hielt man sie bloß deswegen vor uns verborgen, weil man besorgte, die Europäer möchten von denselben Nachricht erhalten. Aus den Erkundigungen, die ich mehrmals angestellt, habe ich niemals irgend einen wesentlichen Unterschied in den Sitten, dem Aeußern und der Kleidung der candyschen und cingalesischen Frauenzimmer erfahren können.

Die Candyer theilen sich in verschiedene Casten, von welchen die Eine vor der Andern nach den ängstlichsten und genauesten Anordnungen den Vorrang hat. Die erste Klasse begreift die Adlichen; diese setzen ihre vorzüglichste Ehre

Ehre darein, daß sie ihr hohes Blut unbefleckt erhalten; daher verheurathen sie sich niemals mit jemand von geringerm Stande. Hätte sich ein Frauenzimmer jemals so weit vergessen, daß es sich etwann durch irgend eine Verbindung mit einer Mannsperson aus einer geringern Caste erniedrigte, so hätte sie das Leben verwirkt. Vermöge dieser Einrichtung rühmen sie sich, daß sie ihr Blut bis auf die späteste Nachkommenschaft rein und unbefleckt erhalten werden. Diese Caste ist so wie bey den Cingalesen unter dem Namen der Hondrews bekannt und der Anzug ist bey beyden derselbe. Jedoch haben die cingalesischen Hondrews, die unter unserer Regierung leben, von ihren strengen Begriffen vom Blute etwas nachzulassen begonnen: unter ihnen finden daher manchmal Verheurathungen mit Personen von niedrigerm Stande statt, ohne daß die geringste Schande damit verknüpft wäre.

Den nächsten Rang nach den Adlichen nehmen die Künstler z. B. Mahler und diejenigen, die man unter die bessern Arten von Handwerkern rechnet, als die Schmiede, die Zimmerleute und die Goldschmiede, ein. Der Anzug dieser Caste ist beynahe der nämliche wie bey den Hondrews; sie dürfen aber weder mit den Adlichen essen noch sich überhaupt unter ihre Gesellschaft mischen.

Diejenigen, die sich mit dem, was man die niedrigern Beschäftigungen nennt, abgeben, z. B. die Barbierer, Töpfer, Wäscher, Weber u. s. w. machen eine dritte Caste aus, unter die man auch die gemeinen Soldaten rechnet.

Die vierte Caste begreift die Landleute und die Arbeiter aller Art in sich, die entweder das Land für sich selbst bauen oder um Tagelohn für Andere arbeiten. Der Vor-

rang, den man den Künstlern sowohl über den Landmann als über den Soldaten einräumt, ist in der Anordnung der Casten ein sehr ungewöhnlicher und Ceylon eigenthümlicher Umstand. Derselbe verräth einen Grad von Cultur und eine Kunstliebe, der offenbar nicht mit dem gegenwärtigen Zustande dieser Insulaner zusammenstimmt, ob er gleich keinesweges mit den architektonischen Ueberresten unvereinbar ist, die an einigen Orten den Verheerungen der Zeit und der Feinde entgangen sind.[1])

Alle diese vier Casten erhalten sich nach den indischen Gebräuchen ganz unvermischt. Der Sohn treibt das Geschäft des Vaters, und so geht es von Generation zu Generation fort; sowohl die Liebe als der Ehrgeitz ist auf die Caste eingeschränkt, in welcher der Zufall jemand geboren werden läßt. Außer diesen Casten aber giebt es hier eben so wie in andern Theilen Indiens eine unglückliche Klasse von Ausgestoßenen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die Märtyrer dieser barbarischen und unnatürlichen Einrichtung sind.[2]) Diejenigen, die sich durch irgend ein Ver-

1) Knox giebt mehrere Unterabtheilungen dieser Casten an — der Name Caste ist portugiesisch, die Indier nennen sie Giadi oder Varna — So z. B. nennt er einen hohen und niedern Adel und die Ritter Mundiana rechnet er auch unter die Adlichen. Da der Rang der Casten nicht nach der Nützlichkeit ihrer Gewerbe bestimmt wird, so scheint diese Rangordnung ein Werk von Eroberern zu seyn, die sich als den Adel über alle Andere erhoben haben. Alle Weiße werden auf Ceylon unter den Adel gerechnet.

D. Uebers.

2) Diese Unglücklichen heißen Parias und werden auf die grausamste und ungerechteste Weise behandelt.

D. Uebers.

Verbrechen oder durch irgend eine Vernachlässigung der abergläubischen Gebräuche nach dem Ausspruche der Priester ihrer Caste verlustig gemacht haben, werden nicht bloß selbst zur Schande verurtheilt, sondern nach ihrem Wahnglauben erbt auch die Schuld und die Beschimpfung auf ihre Kinder und Kindeskinder durch alle Generation hindurch fort. Niemand von einer andern Caste verheurathet sich mit ihnen; sie dürfen weder Handel noch irgend ein Gewerbe treiben; sie dürfen sich weiter keinem menschlichen Wesen, als ihren Unglücksgefährten nähern; ja wenn sie zufälliger Weise etwas anrühren, so hält man es für unrein und verflucht. Da sie nicht arbeiten dürfen, so müssen sie beständig ihres Unterhalts wegen betteln und werden auf diese Art von Generation zu Generation eine unnütze Last für die menschliche Gesellschaft. Da diese unglücklichen Menschen durch das eiserne Scepter des Aberglaubens schon zu einem Zustande herabgewürdigt worden sind, dem an Verworfenheit und Schändlichkeit nichts gleichkommt und da sie durch keine gute Aufführung ihre Lage verbessern können, so hält sie nichts von der Begehung der abscheulichsten Verbrechen zurück. Dieser Gegenstand verdient sicherlich die Aufmerksamkeit der Regierung, um zu untersuchen, wie man diese Leute, die jetzt für die Gesellschaft verlohren sind, zu nützlichen Zwecken brauchen könne: und es ist einleuchtend, daß wenn man ihre abergläubischen Vorstellungen durch die Einführung einer andern religiösen Glaubensart ausrottete, dies der erste Schritt zur Bewirkung dieser heilsamen Verbesserung seyn würde.

Diese Leute, die zu keiner der vier Casten gehören, müssen dem geringsten andern Candyer eben so viele Ehrfurcht und Ehrerbietung erweisen, als nach dem Geheiß der morgenländischen Sklaverey der Letztere dem Könige bezeigen muß. Da es die Sage unter ungebildeten

Nationen niemals an einem Mährchen fehlen läßt, wie jede Einrichtung entstanden ist, so sucht man die Grausamkeiten, deren man sich gegen die Ausgestoßenen schuldig macht, durch die Erzählung eines Verbrechens zu rechtfertigen, das sie ehemals begangen haben sollen. Diese Volksklasse soll nämlich vormals eine besondere Caste ausgemacht haben, die man zu des Königs Jägern gebraucht: und als er sie einstmals etwas beleidigt, so hätten sie ihm statt Wildpret Menschenfleisch auf die Tafel gesetzt, allein man habe diese greuliche Handlung entdeckt und der König habe sie zur ewigen Ausschließung aus der menschlichen Gesellschaft verurtheilt. Ich führe diese lächerliche Erdichtung bloß deshalb an, um den Umfang zu zeigen, wie weit nach der Meynung der eingebornen Insulaner der König seine Gewalt treiben darf.

Die Regierungsverfassung und die militärischen und bürgerlischen Einrichtungen machen einen sehr beträchtlichen Theil von demjenigen aus, was unter den Candyern am meisten merkwürdig ist und vielleicht interessirt dieser Gegenstand die Wißbegierde der Europäer am meisten. Ich will daher meinen Lesern eine vollständige Nachricht darüber mittheilen.

Zwölftes Kapitel.

Bürgerliche und militärische Einrichtungen des Königreiches Candy.

Die Regierung von Candy ist ganz despotisch und jede Widersetzlichkeit gegen den Willen des Königs wird sogleich mit dem Tode bestraft, wenn es dem Ungehorsamen an Gewalt gebricht, sie durchzusetzen. Trotz dieser Umstände aber sehen die Eingebornen gewisse Grundgesetze und Einrichtungen, die bey ihnen seit undenklichen Zeiten vorhanden sind, als die eigentlichen Verwahrer der höchsten Gewalt an: sie behaupten, daß wenn ein König in dieselben Eingriffe zu thun wage, er eben sowohl als der geringste seiner Unterthanen, vor der Gerichtsbarkeit seines Landes verantwortlich sey. Zum Beweise dieser Behauptung führt man einige Beyspiele an, wo man Könige abgesetzt und zum Tode verurtheilt hat. Allein man sieht leicht ein, daß so lange die ganze Macht des Staates in den Händen des Königs ruht und so lange es keine Gewalt giebt, die ihm das Gleichgewicht hält, bloß ein glücklicher Aufruhr es dahin bringen kann, daß er vor Gericht gezogen wird. Die ganze Lehre dient daher bloß dazu, einem Minister

oder Offizier Gelegenheit zu geben, seinen Herrn abzusetzen, wenn er sich mächtig und ehrgeitzig genug dazu fühlt. Ein solches Beyspiel trug sich zum Unglück für den letzten Könige von Candy zu. Sein Adigar oder Premierminister hatte eine große Partey gewonnen und da er glaubte, daß er ein Geschöpf seiner eigenen Mache uneingeschränkter regieren könne, als den Monarchen, der ihn auf seinen Posten erhoben hatte, so setzte er seinen Herren ab und verurtheilte ihn zum Tode. Hierauf brachte er es dahin, daß man an seine Stelle einen Fremdling wählte.

Was sich aber nicht mit der despotischen Gewalt des Königs von Candy zu vertragen scheint, ist, daß das Reich nach den Grundgesetzen des Landes ein vollkommenes Wahlreich ist und daß wenn eine Absetzung statt findet, diese Gesetze auf die gewöhnliche Art in Ausführung gebracht werden. Es steht in der Macht des Volkes, den nächsten Zweig der königlichen Familie zu übergehen und einen entferntern Anverwandten oder gar einen Fremden zu wählen. Der jetzige König, der, wie schon oben erwähnt, durch den Einfluß des Adigar gewählt worden, ist ein Eingeborner der Insel Ramiseram an der Küste Malabar, Manaar gegenüber. Sein einziger Anspruch auf die königliche Würde war, außer der Unterstützung des Ministers, seine Abstammung von einem weiblichen Zweige der königlichen Familie. Wenn der zuletzt verstorbene König keine unmittelbaren Nachkommen hat und da das Erbschaftsrecht zwischen gleich fernen Manns- und Weibspersonen statt findet, so wird nach den candyschen Gesetzen dem weiblichen Zweige der Vorzug gegeben. Diesmal gab es jedoch zwey Andere von den innländischen Fürsten, die wegen ihrer nähern Verwandtschaft Ansprüche auf die Krone machten. Als ich mich zu Colombo aufhielt,

hielt, kamen sie in diese Stadt, legten ihre Ansprüche dem Gouverneur North vor und baten ihn um seine Vermittelung und um seinen Schutz. Allein man sieht leicht ein, daß so lange wir mit dem regierenden Fürsten auf einem freundschaftlichen Fuße leben können, es keinesweges unser Interesse seyn kann, Untersuchungen über die gegründeten oder ungegründeten Ansprüche anzustellen, die etwann jemand auf seine Krone machen kann.

Das Volk hält sich selbst bey seiner Wahl nicht für gebunden, die Regierung einem Zweige der königlichen Familie zu übergeben, sondern glaubt, daß es ihm vollkommen frey stehe, einen Einheimischen oder einen Fremden auf den Thron zu erheben, ob dieser schon nicht mit der königlichen Familie verwandt ist. Indessen hat überhaupt schon seit vielen Jahrhunderten die alte candysche königliche Familie den Thron besessen; jetzt aber ist sie beynahe gänzlich erloschen.

Es scheint keine bestimmten Verordnungen zu geben, welche die Wahl leiteten und was man die Wahl des Volks nennt, das kann man mit Recht für weiter nichts als für die Einwilligung der zu der Zeit herrschenden Partey ansehen. Es giebt eine Menge abgeschmackter Mährchen, die einige Reisende über die Art verbreitet haben, wie die Candyer bey der Wahl eines Königs verfahren. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich bey einigen der vornehmsten und am besten unterrichteten Candyer, die ich zu Sittivacca und Ruanelli antraf, nach dem Grunde dieser Erzählungen eigends zu erkundigen. Man hat behauptet, daß wenn die Candyer einen König wählen wollten, das ganze Volk des Königreiches deshalb versammelt würde und daß sich die Thronbewerber zugleich mit einem Elephanten vor ihm zeigten. Der Elephant wür-

würde dann zum Schiedsrichter gemacht, wer den Thron erhalten solle und den Ersten von den Bewerbern, vor dem er von freyen Stücken und ohne weitere Anweisung stehen bliebe und seine Verbeugung mache, sähe man als die tauglichste Person zum Besitze der höchsten Gewalt an und sie würde folglich ohne weitern Kampf zum Könige gewählt. Dies Mährchen ist lange Zeit auf der Insel im Schwange gegangen und es giebt noch viele Personen, die sich da aufhalten, welche daran glauben. Allein die am besten unterrichteten Candyer versicherten mich auf meine Erkundigung, daß niemals eine solche Ceremonie statt gefunden hätte.

Der König von Candy giebt keinem morgenländischen Fürsten in Ansehung der Menge und des Bombastes seiner Tittel etwas nach. Ich hatte einstmals Gelegenheit, ein langes Stück Pergament zu sehen, auf welchem sie geschrieben standen: wenn ich sie mir auch abgeschrieben hätte, so glaube ich doch, daß sich wenige von meinen Lesern, selbst die größten Heraldiker nicht, die Mühe genommen haben würden, sie durchzulesen. Mehrere von diesen Titteln scheint der König den Portugiesen und Holländern zu verdanken zu haben, die damit gegen ihn außerordentlich freygebig waren, wofern er ihnen etwann einen kleinen Bezirk seines Reiches abtrat, den sie sich zu ihrem Vortheile zuzueignen bequem gelegen fanden. Seine candysche Majestät heißt gewöhnlich Kayser von Ceylon, König von Candy und Jafnapatam, der fürstliche Abkömmling der goldenen Sonne, dessen Reich und Stadt Candy erhabener als alles Andere ist und vor welchem alle Uebrigen in Staub niederfallen müssen, Fürst von Ouva, Herzog von den sieben Provinzen und Corles auf der Ostseite, Marquis von Duranuro, und den vier Corles, Herr von Colombo und Galle, Herr der

der Seehäfen Nigombo, Caltura und Matura, wozu die Insel Manaar und Calpentin gehören; Herr der Perlenfischerey und aller kostbaren Steine; Er, vor welchem sich die Elephanten beugen. Mit diesen Titeln nebst einer langen Reihe Anderer der nämlichen Art redet man allemal seine Majestät an. Viele darunter haben offenbar seine europäischen Nachbarn erfunden, um ihm mit einer eingebildeten Oberherrschaft zu schmeicheln, während sie die Wirkliche im Besitz hatten.

Wenn seine Unterthanen diese stolzen Tittel nennen, so machen sie allemal gehörige Verbeugungen dabey. Niemand wagt sich ihm zu nähern, ohne sich drey verschiedenemal vor dem Throne nieder zu werfen und jedesmal wiederholt er dabey mit dem größten Eifer eine lange Reihe von den Titteln seiner Majestät. Niemand, selbst nicht von dem höchsten Range, darf in seiner Gegenwart husten oder ausspucken. Jedermann beobachtet vor ihm Stillschweigen und niemand wagt, nicht einmal sachte, den Andern anzureden. Die feyerliche Ernsthaftigkeit des Adels, wenn er sich in der Gegenwart des Königs befindet, steht zugleich mit der Größe der Gelegenheit im Verhältniß. Der Ober-Adigar oder der Premierminister ist die einzige Person, die in des Königs Gegenwart stehen darf; und selbst er muß einige Stufen niedriger als seine Majestät stehen, da sich niemand demjenigen gleich zu setzen wagt, der von der Sonne abstammt, wie dies mit allen ceylonesischen Königen der Fall ist. Die Staatsgeschäfte werden zwischen dem Könige und dem Adigar mit einem sachten Flüstern verhandelt, so daß niemand, der dabey gegenwärtig ist, etwas davon hört und jede Botschaft seiner Majestät an die Andern wird von dem Adigar auf die nämliche Art überbracht.

Diese außerordentliche Vorsicht, selbst den geringsten Schein einer Gleichstellung mit der königlichen Würde zu vermeiden, beschränkt sich nicht bloß auf den Hof und auf diejenigen, die sich der Person des Königs nähern. Solche Einschränkungen werden durch das ganze Reich, selbst bey den gleichgültigsten Dingen, beobachtet. Niemand, zum Beyspiel, darf die Wände seines Hauses weiß anstreichen oder sein Dach mit Ziegeln decken, da dies ausschließende Vorrechte des Monarchen sind. Wenn jemand einen Brief schreibt und zusammenlegt, so darf er dabey nicht die Methode befolgen, die seiner Majestät eigen ist.

Diese ganz übermäßige Ehrfurcht, die darauf berechnet zu seyn scheint, ihn so weit über alle seine Unterthanen zu erheben, hat die Folge, daß seine persönliche Gewalt dadurch sehr vermindert wird. Da der Adigar das einzige Organ seines Willens und fast der Einzige ist, der einigen Zutritt zu seiner Person hat, so hat dieser Minister offenbar die Macht, jeden Befehl, den er will, ergehen zu lassen und jede Klage von dem Throne abzuhalten. Der jetzige Adigar ist ein Mann, der viele Verbindungen hat und sehr ränkesüchtig ist, und außer der gewöhnlichen Macht, die mit seinem Amte verbunden ist, besitzt er noch das Verdienst, daß er den regierenden Fürsten auf den Thron erhoben hat. Aus diesen Umständen sieht man, daß der Minister die ganze Regierung des Reiches in Händen hat und daß der Fürst wenig mehr als bloß den Namen des königlichen Herrschers besitzt.

Das Königreich Candy hat alle Uebel einer uneingeschränkten Monarchie auf sich gehäuft: die niedern Stände werden von den großen Häuptlingen gedrückt und diese werden wiederum von dem Monarchen geplündert.

Herr

Herr Knox entwirft ein schreckliches Gemälde von der Tyranney, die der während seiner Gefangenschaft regierende König ausübte; allein, hat nun die Furcht vor einem Aufstande, der gegen ihn ausbrach, oder eine Veränderung der Umstände die Könige von Candy vernünftiger gemacht, genug sie haben seit der Zeit ihre Unterthanen mit weit mehr Milde behandelt. Die Furcht vor den Europäern, die immer bereit sind, den Aufrührern, wenn sie es verlangen, beyzustehen, hat ohnstreitig viel zur Minderung des Uebermaßes der willkührlichen Regierung beygetragen. Der jetzige König aber ist bey weitem der mildeste Fürst, die jemals bisher über die Candyer geherrscht haben. Er scheint uns sehr zugethan zu seyn, ob uns gleich der Adigar mit eifersüchtigem Auge beobachten soll.

Der König von Candy ist nach seiner Meynung der größte Regent aaf der ganzen Erde und nach dem Range, den er einnimmt, sucht er seine Ansprüche geltend zu machen. Er ist der einzige Fürst in Indien oder wie die Candyer sagen, in der ganzen Welt, der eine Krone trägt.

Wenn der König öffentlich erscheint, so ist er jedesmal mit allem dem begleitet, was in den Augen eines Candyers Pracht zu seyn scheint, ob es gleich in den Augen eines Europäers kaum diesen Namen verdient. Selten macht er von einem Pferde oder Elephanten Gebrauch, sondern läßt sich insgemein in einem Palankin tragen. Allemal begleitet ihn eine Anzahl seiner Leibwache und Personen von erstem Range: vor dem Zuge trägt man eine Menge Flaggen und Fahnen von weißem Calico oder Zeuge her. In diese sind Figuren von der Sonne, von Elephanten, Tiegern, Drachen und vielen andern häß-

häßlichen Geschöpfen mit rother Farbe gemahlt oder gewebt. Die Reichsten darunter sehen indessen nicht besser aus als die Fahnen eines auf dem Marsche begriffenen Regimentes, gleichwohl sind sie im Stande, die Eingebornen von Candy zu blenden.

Lautes Lermen, das nach den Vorstellungen eines ungebildeten Volkes allemal den Begriff von Größe anzuzeigen scheint, wird beym Aufzuge des Monarchen niemals vergessen. In seinem Gefolge befindet sich jedesmal eine Menge Musiker, die auf mancherley Instrumenten z. B. Tom-Toms oder Trommeln von allen Größen, hellgellenden und schreyenden Clarinetten, Pfeifen, Flagelotten, einer Art von Sackpfeifen, und Stücken Messing und Eisen, auf denen man vermittelst Triangeln klimpert, spielen. Dies unharmonische Getöß, das diese Instrumente machen, welche alle auf einmal ohne die geringste Hinsicht auf Takt oder Harmonie ertönen und schallen, ist für die Ohren eines Europäers außerordentlich unangenehm.

Die sonderbarsten Begleiter des Monarchen aber sind eine Art Leute, die lange Peitschen führen und die unter allerhand tollen Gebehrden gleich Rasenden vor dem Zuge vorauslaufen, um den Weg rein zu halten und die Ankunft des Königs zu verkündigen. Diese Peitschen sind von Hanf, Coya, Gras oder Haaren gemacht und bestehen aus einem Riemen oder einer Gürte, die ohne den Stiel 8 bis 12 Fuß lang ist. Der große Lermen, den diese Vorboten mit ihren Peitschen machen, sowohl als die Geschicklichkeit, mit der sie dieselben zu lenken wissen, damit sie niemand, der ihnen in den Weg kommt, hauen, ist in der That erstaunlich: ob schon ein Europäer wegen der unvorsichtigen Art, wie sie ihre Streiche zu führen scheinen, sich nicht der Furcht erwehren kann, daß sie ihn treffen möchten.

ten. Bey allen den Audienzen, welche die Gesandtschaft, die ich begleitete, am Hofe zu Candy hatte, war die Feyerlichkeit der Peitschenknaller zum großen Verdrusse unserer Truppen niemals vergessen, die bey dieser Gelegenheit sehr unzufrieden waren. Es war in der That für Leute, die unter den Waffen stehen, unmöglich, das zu verstehen, was sie so eben thun sollten, so lange diese langen Peitschen beständig um ihre Ohren herumfuhren und knallten. Ich für meine Person erwartete jeden Augenblick meinen Antheil von der Züchtigung zu erhalten, ob ich gleich von der Geschicklichkeit der Leute, die die Peitschen führten, vollkommen überzeugt war.

Die bürgerliche und militärische Einrichtung von Candy paßt zu seiner despotischen Regierungsform; alle Beförderungen und alle Anstellungen hängen gänzlich von der Willkühr des Fürsten ab. Jedoch wird die Einrichtung mit den Casten unverletzlich beybehalten und alle Beamten von einem gewissen Range müssen allemal aus einer gewissen Klasse gewählt werden. Die weiße Menschenraçe hat gleichen Rang mit der höchsten Klasse. Die regelmäßigen Truppen oder das stehende Heer verrichtet den Dienst in dem Innern und hält sich um die Person des Königs auf; die Vertheidigung der Grenzen hingegen ist den daranstoßenden Einwohnern anvertrauet, die eine Art von Miliz ausmachen und beständig alle Eingänge ins Reich bewachen müssen. Die verschiedenen Beamten unter dem Könige haben mancherley ihrem Range angemessene Vorrechte.

Die höchsten Staatsbeamten sind die Adigars oder ersten Minister. Es sind deren an der Zahl zwey und man kann sagen, daß sie alle Gewalt des Hofes unter sich theilen. Die Ursachen, die die Macht des jetzigen Ober-

adi-

Adigars so furchtbar machen, habe ich schon oben angegeben; aber auch zu andern Zeiten haben diese Beamten dem Monarchen viele Veranlassung zur Furcht und zur Eifersucht gegeben. Um den gefährlichen Anschlägen, die ihnen ihr überwiegender Einfluß eingeben könnte, entgegen zu wirken, ist es eine Klugheitsmaxime des Königs, zwey Adigars von verschiedenem Charakter und von entgegengesetzten Parteyen anzustellen und auf diese Art eine Verbindung zu verhindern, die ihn selbst stürzen könnte. Die Uneinigkeiten, welche dies sich durchkreuzende Interesse unaufhörlich erregen und die beständige und ängstliche Aufmerksamkeit, die der König auf die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen ihnen richten muß, machen einen Theil des Elendes aus, das auf einer despotischen Monarchie lastet, die ohne den Gebrauch solcher Werkzeuge, die man jeden Augenblick zu ihrem eigenen Verderben anwenden kann, keinen Bestand hat.

Die Adigars sind die höchsten Richter des Reichs: alle Sachen müssen vor sie gebracht werden und sie sind es, die das Endurtheil fällen. Zwar kann man von ihrem Ausspruche an den König selbst appelliren; allein da sie der König allein anhört, so ist die Behauptung dieses Vorrechts eben so schwierig als gefährlich und jedermann beruhigt sich lieber mit ihrer Entscheidung als daß er eine Appellation wagen sollte, die wahrscheinlich schlimmere Folgen als das Unrecht selbst hat, über das er sich beschwert.

Die Adigars besitzen alle jene Vorrechte und Freyheiten, die zu ihrer uneingeschränkten Macht erfoderlich sind; um sich der königlichen Würde so viel als möglich zu nähern, haben sie auch ihre besondere Auszeichnung, die niemanden weiter erlaubt ist. Diese besondere

Aus-

Auszeichnung besteht in einer gewissen Anzahl von Bedienten, die sich in ihrem Gefolge befinden, und die eine Art von Stäben von einer eigenthümlichen Gestalt und ein Siegel von hartem Lehm tragen, die man als die Kennzeichen eines Auftrags von Seiten der Adigars ansieht und wenn zugleich ein Befehl mit vorgezeigt wird, so gehorcht man demselben jedesmal sogleich.

Die Gesandtschaften, die man an die europäische Regierung nach Colombo schickt, werden diesen Ministern aufgetragen; auch haben sie den Empfang unserer Gesandten zu besorgen. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, beyde Adigars zu Colombo zu sehen. Sie sahen beyde sehr gut aus. Der Eine schien unserer Regierung weit mehr zugethan zu seyn als der Andere.

Die nächsten Beamten im Range nach den Adigars sind die Dissauvas.[1]) Sie sind die Stadthalter der Corles oder Bezirke und außerdem noch die vornehmsten militärischen Befehlshaber. Ihr Geschäft besteht darin, daß sie den König begleiten, wenn sie dazu aufgefodert werden, die Abgaben einsammeln und darauf sehen, daß in ihrem Bezirke gute Ordnung und strenge Mannszucht gehandhabt werde. So groß aber auch die Gewalt ist, welche diesen und andern großen Staatsbeamten über ihre Mitunterthanen zusteht, so darf doch keiner davon irgend jemand öffentlich zu einer Lebensstrafe verurtheilen, ehe er nicht die Sache dem Könige gemeldet hat, der allein das Recht hat, Todesurtheile auszusprechen. Die Gewalt des Dissauva Ydda oder Oberbefehlshabers der Truppen

1) Knox schreibt Dissavaus.

D. Uebers.

pen ist sehr groß: und da dieser Offizier vollkommen über das Militär schalten kann, so wird er für den König öfters ein Gegenstand von Besorgniß. Als ich zu Colombo war, sagte man sogar, der König habe diese Stelle gänzlich aufgehoben, da er die damit verbundene Gewalt zu groß für die Hände einer einzigen Person gehalten hätte; allein ich hatte nachmals Gelegenheit, aus eigener Erfahrung zu sehen, daß diese Nachricht ungegründet gewesen war, da der Dissauva Vdda die Adigars beym Empfange des Gouverneur North begleitete und da vor ihm die Truppen unters Gewehr traten. So lange die Dissauvas ihr Amt behalten, weißt ihnen der König eine gewisse Strecke Land zu ihrer Besoldung an und sie drücken außerdem das Volk unter ihrem Commando oft unbarmherzig, indem sie Beyträge für Sr. Majestät einzusammeln vorgeben.

Diese hohen Beamten halten sich gewöhnlich am Hofe auf und warten dem Könige persönlich auf, der sich vielleicht fürchtet, Personen, die so viele Gewalt haben, in ihren Provinzen bleiben zu lassen, wo sie Gelegenheit haben könnten, sich um die Gunst des Volkes zu bewerben. Da also die Dissauvas nicht in Person zugegen sind, so haben sie niedere Beamte unter sich, die ganz auf ihren Befehl handeln und entweder die Steuern für den König einsammeln oder das Volk zum Vortheil ihrer Gönner drücken. Diese Unterbeamten sind unter den Namen Roterauts, Vitanies [1]) und Courlevidanies bekannt und halten sich in den verschiedenen Provinzen und Bezirken auf, in denen sie angestellt sind. Noch niedere Beamten sind die Conganies, Aratjes

1) Knox schreibt Vindanis.

D. Uebers.

zes u. s. w. die hier die nämlichen Posten wie unter den Cingalesen verwalten und die Stelle der Constables und Polizeybeamten vertreten.

Dieser ganze Regierungsplan macht ein regelmäßiges System von Bedrückungen aus, die am härtesten auf die niedern Volksklassen fallen. Wenige haben den Muth, sich gegen die ungerechten Erpressungen der höhern Stände aufzulehnen und noch Wenigere erhalten jemals Hülfe. Es ist bey dem kindisch furchtsamen Geiste des Despotismus die Politik des Königs, jedes gute Einverständniß zwischen seinen Beamten und dem Volke, das sie regieren, zu verhindern und daher sieht er es niemals ungern, wenn die Erstern das Letztere gegen sich durch ihre Bedrückungen aufbringen. Ob schon die Person des Landmanns einigermaßen gesichert ist, so steht doch sein Eigenthum gänzlich in der Willkühr der raubsüchtigen Hofbeamten. Schon längst hat man den Landleuten alles, was sie von Werth besaßen, geraubt und Viele leben lieber elendiglich von den freywilligen Früchten ihrer Wälder, als daß sie das Land bauen sollten, dessen Ertrag sie mit ihren Unterdrückern theilen müssen. Findet ein Landmann zufälliger Weise einen kostbaren Stein oder besitzt er irgend etwas von vorzüglicher Güte, ja selbst das Obst, das er bauet, so muß er es den Beamten des Königs ausliefern; oder wenn es etwas von einem solchen Werthe seyn sollte, daß sie sich scheueten, dasselbe für sich zu behalten, so nöthigen sie den unglücklichen Besitzer, mit ihnen nach der königlichen Residenz und zwar auf seine eigenen Kosten zu reisen, wo er oft mehrere Tage lang am Throne des Pallastes warten muß, ehe man sein Geschenk in Empfang nimmt. Daher wird ein candyscher Landmann, wenn er zufälliger Weise auf einen kostbaren Stein stößt, denselben lieber zerstören oder ihn liegen lassen wo er liegt, als

 sich

sich der Mühe und den Kosten aussetzen, denselben nach der königlichen Residenz zu tragen.

Die vorzüglichsten Einkünfte des Königs bestehen in Geschenken oder Beyträgen, die ihm das Volk darbringt oder die vielmehr zwey bis dreymal des Jahres von seinen Beamten unregelmäßiger Weise erpreßt werden. Diese Beyträge bestehen in Gold, köstlichen Steinen, Elfenbein, Zeuge, Getraide, Obst, Honig, Wachs, Waffen und andern Artikeln, die sie selbst verfertigen, z. B. Lanzen, Pfeile, Piken, Tartschen, Talipotblätter u. s. w.

Die Furcht vor den Europäern verleitet den König zu der nämlichen Politik, zu der seine Unterthanen aus Furcht vor seinen raubbegierigen Beamten ihre Zuflucht nehmen. Bey allen Gelegenheiten giebt er sich für sehr arm aus, ob es gleich sehr wohl bekannt ist, daß sein Schatz reichlich mit mancherley Gegenständen von großem Werthe versehen ist. Die Geschenke, die er unserer Regierung für einige sehr kostbare Sachen, die er von ihr erhalten hatte, machte, waren in der That äußerst armselig.

Die niedern Volksklassen sind jedoch nicht die einzigen Personen, die die Last, den königlichen Schatz zu füllen, drückt. Bey gewissen Festen, die der König mit großer Pracht feyert, müssen ihm auch die Mahondrews und die Vornehmsten die Aufwartung machen und dürfen sich da nicht mit leeren Händen sehen lassen. [1]) Ehe sie

1) Diese Sitte, den Gewaltigen Geschenke zu machen, wenn man sich vor ihnen zeigt, ist unter den meisten uncultivirten besonders asiatischen und afrikanischen Nationen gewöhnlich.

D. Uebers.

sie dem Könige vorgestellt werden, legen sie ihre Geschenke am Throne des Pallastes ab und die Art, wie sie alsdann der Monarch empfängt, richtet sich nach dem Werthe ihrer Gabe. Wollen sie bey solchen Gelegenheiten ganz wegbleiben, so ist es für sie gefährlich und das erwartete Geschenk ist sowohl zur Sicherheit ihrer Person als ihres Eigenthumes nothwendig. Den Dackenie oder das Geschenk wickelt man allemal in ein weißes Tuch ein und derjenige, der dasselbe macht, bringt es auf dem Kopfe getragen, wenn es auch nicht größer als eine Nuß seyn sollte. Ein weißes Tuch wählt man besonders deswegen, weil Weiß die königliche Farbe ist und sie Niemand, außer in königlichen Geschäften tragen darf.

Diese bestimmten Zeitpunkte, wo man Beyträge darbringt, sind aber nicht die einzigen Erpressungen, die an den candyschen Unterthanen ausgeübt werden. Sobald die königlichen Beamten erfahren, daß jemand eine Sache von Werth besitzt, ergeht sogleich die Foderung an ihn, daß er den einen Theil davon an den königlichen Schatz abliefern soll und der König beschäftigt häufig Künstler, die ihm Waffen und andere Gold- und Silberarbeiten und zwar alles auf ihre eigene Kosten verfertigen müssen.

Da die Regierung von Candy völlig despotisch ist, so ist folglich jeder Unterthan auf die Auffoderung des Oberhauptes bereit; und da dieses die Furcht vor den Europäer stets in Unruhe erhält, so müssen alle Candyer ohne Unterschied auf seinen Befehl zu den Waffen greifen. Seine sogenannten regelmäßigen Truppen mögen sich auf ungefähr 20000 Mann belaufen. Ich schließe dies aus dem Umstande, daß eine fast so starke Armee von seinen regelmäßigen Truppen bey Sittivacca auf unsere Ge-

sandtschaft stieß und immer in einer Strecke von 3 Meilen um uns her die ganze Zeit unsers Aufenthaltes in dem Lande hindurch ihren Marsch fortsetzte. So weit gieng seine gewöhnliche Wachsamkeit auf die Europäer, daß ich glaube, daß sich bey dieser Gelegenheit seine ganze Macht in unserer Nähe beysammen befand. Außer diesen regelmäßigen Truppen lagen noch rund um uns her nach allen Richtungen hin große Corps von Landmiliz.

Nach der allgemein gewöhnlichen Sitte der Despoten, die selbst ihren eigenen Unterthanen nicht trauen, hat der König ein Corps Malabaren, Malayen und anderer Personen um seine Person, die keine gebornen Unterthanen von ihm sind, und unter denen sich viele Ueberläufer von den Holländern befinden. Da diese Truppen ganz ohne Verbindung mit den Eingebornen sind und in Ansehung ihres Schutzes und ihrer Befödderung bloß von seiner Gnade abhängen, so setzt er sein vorzüglichstes Vertrauen auf sie und braucht sie als seine beständige Leibwache.

Außer diesem Corps ausländischer Guarden, die ihren Dienst beständig im Palläste verrichten, stehen noch ungefähr 8000 von seinen regelmäßigen Truppen und eine Anzahl Adlicher in der Nachbarschaft, die sich auf den ersten Wink zu versammeln bereit sind. Obschon diese Truppen den Namen regelmäßiger Truppen führen, so berechtigen sie doch weder ihre Waffen noch ihre Montirung zu dieser Benennung. Sie tragen jede beliebige Kleidung und bewaffnen sich mit jeder Art von Gewehr, das sie erhalten können: wenn sie daher beysammen sind, so gewähren sie bloß den Anblick von einem grotesken Haufen zusammengelaufenen Gesindels. Ihre Rüstung sieht ganz buntscheckig aus: da erblickt man Lanzen, Piken, Tartschen, Bogen und Pfeile, Luntenschlösser mit etwann tausend

Flinten

Flinten oder Musketen und Bayonetten: alle diese Waffen, die ich zu sehen bekam, befanden sich in einem sehr schlechten Zustande und ihre ganze Ausrüstung und ihr ganzes Ansehen war lächerlich.

Der Ueberrest der bewaffneten Macht liegt, besondere Gelegenheiten ausgenommen, im ganzen Lande zerstreuet. Ihr Sold und ihr Unterhalt besteht in einer kleinen Ration Reiß und Salz, in einem Stücke Zeug, das sie alle Jahre zum Anzuge erhalten, in der Freyheit von Abgaben und von allen andern Diensten und in einem kleinen Stücke Feld, das sie zu ihrem Lebensunterhalte bauen. Macht sich ein Soldat einer Vernachlässigung in seinem Dienste schuldig, oder läßt er sich ein anderes Verbrechen zu Schulden kommen, so besteht seine gewöhnliche Strafe darin, daß er ein Stück von einem Hügel eben machen oder das Bette eines Flusses reinigen muß. Dies scheint wirklich eine sehr vernünftige Art zu strafen zu seyn, welche sich zur Verbesserung eines Landes ganz vortreflich schickt, aber damit meine Leser ja nicht etwann glauben, als sey ein solcher Gedanke zu hoch für den Kopf eines Candyers, so muß ich ihnen zugleich die Nachricht mittheilen, daß es jederzeit einen Theil der Strafe ausmacht, die Erde und den Schutt wieder auf den Fleck zurückzutragen, wo man ihn weggenommen hat und ihm seine ursprüngliche Lage und Gestalt wieder zu geben. Bey kleinern Vergehen wird den Soldaten etwas von ihrem Solde und ihren Rationen abgezogen.

Mißtrauen und Eifersucht, die beständigen Gefährten einer willkührlichen Gewalt, beherrschen die ganze militärische Einrichtung. Die Befehlshaber und andere

Offiziere der Armee dürfen niemals mit einander in Briefwechsel treten, ja sie dürfen einander nicht einmal besuchen, ausgenommen wenn es der öffentliche Dienst erfodert, daß sie zusammen kommen: es ist eine Klugheitsmaxime des Königs, sie aufzumuntern, daß sie einander bewachen und ausspioniren, damit sie sich nicht mit einander verbinden oder sich mit den Europäern in ein Verkehr einlassen.

Gegen das Letztere scheint man in der That hinlänglich durch die ununterbrochene Kette von Posten und Wachen gesorgt zu haben, die allenthalben rund um die äussersten Grenzen des Landes herumstehen. Jeder Grenzbewohner ist eine Schildwache und da Viele darunter ihre Wohnungen auf den Gipfeln von Bäumen aufgeschlagen haben, wo sie das ganze Land übersehen können, so kann man unmöglich durch so viele Hindernisse hindurchkommen und sich ohne ihre Einwilligung entweder ins Land hinein- oder aus demselben herausstehlen. Selbst im Innern des ganzen Reichs beobachtet man die nämlichen eifersüchtigen Vorsichtsmaßregeln und niemand darf aus dem einen Bezirke in den Andern gehen, ohne daß man ihn vorher untersucht und ohne daß er seinen Paß vorgewiesen hat. Dieser Paß besteht in einem Stück Thon, auf das man ein Siegel gedrückt oder ein Gepräge gemacht hat, das das Gewerbe desjenigen, der ihn bey sich führt, anzeigt. Der Paß eines Soldaten stellt einen Soldaten mit einer Pike oder Flinte auf der Schulter vor; auf dem Passe eines Landmanns befindet sich ein Arbeiter mit einem Stocke über die Schultern und einem Beutel oder Queersacke an beyden Enden desselben: auf den Paß eines Europäers hat man die Gestalt eines Mannes mit einem Huthe auf dem Kopfe und einem Degen an der Seite gedrückt. Die-

se

se Vorsichtsmaßregeln werden genau beobachtet und erreichen vollkommen den beabsichtigten Zweck; allein selbst der argwöhnischste Fürst hätte es nicht nöthig, der Verbindung und dem Verkehre mehrere Hindernisse in den Weg zu legen, als es schon die Natur gethan hat, besonders wenn man weiß, daß der König niemand die Wälder zu lichten oder Straßen in seinem Lande anzulegen erlaubt. Seine Besorgniß vor dem Eindringen von Fremden hat, ausgenommen, wenn er sich mit den Europäern im Kriege befindet, auch keinen triftigern Grund, indem selbst die eingebornen Cingalesen auf den Küsten so von der Meynung, daß das Clima im Innern sehr ungesund sey, eingenommen sind, daß sie mit Schrecken daran denken, wenn sie sich ihm nähern. Das erfuhren wir zu unserm Schaden auf unserer Gesandtschaftsreise nach dem Hofe von Candy, da uns die cingalesischen Landleute, die unsere Kanonen und Gepäcke transportiren sollten, so gänzlich verließen, daß wir den größern Theil davon zurücklassen mußten.

Die engen Pfade, die durch die Wälder und über die Gebirge der Candyer führen, sind in der That zu allen Absichten der Eingebornen hinreichend, weil sie allgemein zu Fuße reisen. Zu Pferde zu reiten ist ein königliches Vorrecht und zwar ein solches, von dem der Monarch selbst selten Gebrauch macht. Zwar hält man auch im Innern keine Pferde weiter als solche, welche seiner Majestät gehören: allein selbst die königliche Stuterey befindet sich in einem sehr herabgesunkenen Zustande, da sie bloß Pferde enthält, die dem Könige die europäischen Regierungen auf den Küsten zum Geschenk machen. Im Innern werden keine Pferde aufgezogen und man bemerkt, daß sie bald nach ihrer Ankunft daselbst so

wohl wegen des veränderten Climas als auch wegen Mangel an gehöriger Wartung und Behandlung sterben. Die eingebornen Candyer sind, da es ihnen eben so-wohl an Geschicklichkeit als an Thätigkeit gebricht, in jeder Hinsicht schlechte Bediente; und in der Behandlung des Pferdes, eines Thieres, an das sie so wenig gewöhnt sind, sind sie besonders ungeschickt und nachlässig. Keine Aussicht auf königliche Belohnung und Gnade ist im Stande, seiner Majestät die Dienste malabarischer Stallknechte in einem Lande und unter einem Himmelsstriche zu verschaffen, der so sehr von dem Ihrigen abweicht.

Wo die Regierung bloßer Despotismus ist und wo alles unmittelbar von dem Willen des Oberhauptes abhängt, kann es keine fest bestimmten und allgemein gültigen Gesetze geben. Zwar rühmen sich die Candyer eines alten geschriebenen Gesetzbuches, allein die Gesetze ruhen in der Hand des Monarchen, der sie allein auslegt. Indessen nimmt man an, daß gewisse alte Gebräuche und Gewohnheiten das Ansehen von Grundgesetzen haben, allein wenn man hört, daß der König selbst daran gebunden ist, so will das weiter nichts sagen, als daß eine Verletzung derselben einen solchen allgemeinen Unwillen erregt, daß ein solches Verfahren schon mehr als einmal einen glücklichen Aufstand veranlaßt hat. Seine Gewalt überhebt ihn jeder andern Entscheidung und jedes Todesurtheil wird ihm zur Durchsicht vorgelegt.

In Ansehung der Gerichtshöfe oder der regelmäßigen Einrichtungen, wie die Gerechtigkeit verwaltet werden

den kann, scheinen die Candyer kaum einen Begriff zu haben. Ihre Untersuchungen sind kurz und die Strafe folgt sogleich auf dem Fuße nach, wenn sich der König nicht ins Mittel schlägt. Ihre Lebensstrafen sind jedesmal noch mit einer Grausamkeit verknüpft, welche zur Erhöhung der Strafe dient: den Verbrecher durch Elephanten in Stücken zerschmettern zu lassen, oder ihn in einem großen Mörser zu zerstoßen, oder ihn an einem Pfahl zu spießen, dies sind die gewöhnlichen Strafarten. Verdient das Verbrechen nicht den Tod, so wird der Schuldige zur Bestrafung einer schweren Goldstrafe verurtheilt, sein Eigenthum wird confiscirt, er muß allerhand schwere Arbeiten verrichten, z. B. er muß schwere Lasten auf dem Buckel fortschaffen, Hügel ebenen und sie alsdann wieder erhöhen u. s. w. Die Einkerkerung ist eine Strafe, die nie einem Candyer zuerkannt wird und die bloß für die Barbarey der Europäer paßt. Dieselbe kann man als den Hauptgrund ihrer kurzen Untersuchungen und Strafen ansehen, da sie niemals einen Verbrecher einsperren. Nicht bloß ein Gefängniß, sondern auch jede Art von Einsperrung scheint ganz besonders schreckliche Vorstellungen für ihre Einbildungskraft zu haben. Man konnte es nicht einmal bey den candyschen Gesandten dahin bringen, daß sie die Thüren der Wagen, die man ihnen zur Abholung zu einer Audienz bey unserm Gouverneur geschickt hatte, zumachen ließen: sie sagten, dies sähe aus, als wenn sie Gefangene wären und man mußte wirklich die Kutschenschläge hinten fest machen, damit man ihre Einwürfe aus dem Wege räumte.

Die Justizverwaltung ist den Dissanvas und Adigars übertragen; allein in Fällen, wo es auf Tod und Leben ankommt, steht eine Appellation an den König offen. Da man aber nicht einzig und allein auf die Beschaffenheit der Sache, sondern auch auf den Rang des Verbrechers Rücksicht nimmt, so sieht man leicht ein, daß die Justizverwaltung sehr fehlerhaft seyn muß. Vermuthungen haben großes Gewicht und es ist daher wahrscheinlich, daß das Vorurtheil noch mehr gilt. Denn man darf nicht glauben, daß, wo so viel von der Willkühr der Individuen abhängt, die Gunst nicht öfters den Sieg über die Liebe zur Gerechtigkeit davon trage, ob schon die Richter, wenn sie vor dem Fürsten einer Parteylichkeit überwiesen werden, so gleich ohne weitere Umstände in seiner Gegenwart getödet werden. Schulden sieht man in Candy, so wie in allen andern armen Ländern, wo sich in den Händen einzelner Personen wenige Reichthümer beysammen befinden, für ein abscheuliches Verbrechen an. Von den großen Geldstrafen, welche die Schuldner, und diejenigen bezahlen müssen, die sich einer persönlichen Beleidigung schuldig machen, bekommt der König jedesmal seinen Antheil.

Die größte Stütze der Gerechtigkeit unter den Candyern ist die natürliche Sanftheit und Ehrlichkeit ihres Charakters, worin sie alle übrigen Indianer übertreffen. In einem so armen Lande giebt es freylich wenige Versuchungen zur Unredlichkeit oder zur Ungerechtigkeit und vielleicht ist die Seltenheit an Verbrechen Ursache gewesen, daß man die Justizverwaltung so lange mangelhaft gelassen hat.

Dies

Dies sind alle merkwürdigen Umstände, die ich über die Eingebornen von Ceylon habe erfahren können, welche unter der Herrschaft ihres einheimischen Fürsten leben. Man sollte glauben, daß die Candyer, da sie von allem Verkehre mit fremden Ländern abgesondert leben und auf ihre lange Unabhängigkeit stolz sind, zwischen ihren innländischen Wäldern und Gebirgen ein ruhiges und glückliches Leben führen müßten, dergleichen man nicht unter den geschäftigen Nationen zu sehen bekäme, die von der Sucht nach Luxus geplagt und von dem Durste nach Gewinn gequält werden: allein dies ist keineswegs der Fall. Die Bedrückungen ihrer Statthalter, die beständige Furcht vor den Europäern und die abergläubischen Besorgnisse, die von der Beschaffenheit ihres Himmelsstriches herrühren, welche ihnen keine Ruhe lassen, berauben dies abgesondert lebende Volk aller der Glückseligkeit, die seiner Lage so angemessen zu seyn scheint. Man darf hoffen, daß unsere Landsleute durch ein edelmüthiges, und gut geleitetes politisches Verfahren die Quellen seines Unglücks schnell vermindern werden. Ein großer Theil von dem düstern Charakter, den man an den Candyern bemerkt, hatte seinen Grund in den schändlichen Erpressungen und verheerenden Einfällen der Holländer. Nach dem letzten und empfindlichsten Schlage, der die Eingebornen traf, indem man ihnen Portalloni entriß, das sie mit Fischen und mit dem noch unentbehrlichern Artikel, Salz, versorgte, faßten sie den Entschluß, auf immer ein Land zu verlassen, das ihnen bloß noch um den Preiß der Sklaverey die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschafte. Sie konnten jedoch diesen letzten verzweifelten Entschluß nicht zur Ausführung bringen: die Holländer besaßen alle Ausgänge aus dem Lande und der Weg nach der Insel Ramiseram,

ram, wo sie einen Zufluchtsort suchen wollten, war von einem starken Posten bewacht, den die Europäer auf Manaar errichtet hatten. Dieser Posten war ein unüberwindliches Hinderniß und sie konnten weder den Plan, ihr Vaterland zu verlassen, ausführen noch von ihren Freunden auf dem gegenwärtigen festen Lande irgend eine Unterstützung erhalten.

Allein ob schon starke Posten und Wachen die Flucht der Eingebornen von der Insel verhindern können, so sieht man doch leicht ein, daß solche Plane sie zu keiner wirksamen Mitwirkung zu ihrer Verbesserung bewegen können. Es werden viele Jahre und ein standhaftes, mildes und festes politisches Betragen dazu gehören, ehe man die Vorurtheile austilgen wird, die ihnen die sinnlose Grausamkeit gegen Europäer beygebracht hat. Allein die Vortheile, die man aus ihrer Freundschaft und Mitwirkung ziehen kann, machen sicher ein neues System wenigstens eines Versuches werth. Ein mildes und edelmüthiges politisches Verfahren ist dem Charakter meiner Landsleute angemessener und ich freue mich, sagen zu können, daß die Maasregeln, welche unsere Regierung auf Ceylon bereits ergriffen hat, von einer Art sind, welche die Eingebornen schon gar sehr mit uns ausgesöhnt hat. Der regierende Fürst hat mehr als einmal Ursache gehabt, mit unsern Gefälligkeiten zufrieden zu seyn. Vor ungefähr 5 Jahren vermählte er sich mit einer malabarischen Prinzessinn, die aus seinem Vaterlande und von seiner Sekte, und eine nahe Anverwandtinn des Rajah von Ramnad war. Sie reiste über Manaar nach der Insel herüber und der König ließ dem Offizier, der daselbst stand, seine Verbindlichkeit für die Höflichkeiten bezeugen, welche er ihr auf ihrer fernern

Reise

Reise nach Candy erwiesen hatte. Solche Aufmerksamkeiten nebst einigen zu rechter Zeit gemachten Geschenken und Bewilligungen müssen auf den Fürsten und sein Volk mehr Eindruck machen, als alle Armeen, welche die ehemaligen Besitzer in fruchtlosen Kriegen gegen beyde aufgerieben haben.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Schilderung der Bedahs oder Waddahs.

Ich habe nunmehro noch den sonderbarsten und merkwürdigsten Theil der Einwohner von Ceylon zu schildern. Man hat geglaubt, der Mensch sey so sehr zur Geselligkeit und Civilisation geneigt, daß ihn bloß die Unkenntniß von beyden dahin vermögen könne, in einem einsamen oder ungebildeten Zustande zu bleiben und dennoch trift man in den Wäldern und Gebirgen von Ceylon eine Menschenraçe an, die den Luxus der Eingalesen und die Künste der Europäer zu sehen gewohnt ist und die gleichwohl der wilden Unabhängigkeit ihrer Wildnisse und dem ungewissen Lebensunterhalte, den ihnen die Jagd verschaft, den Vorzug giebt.

Den Ursprung der Bedahs oder Waddahs, die die verborgensten Schlupfwinkel der ceylonesischen Wälder bewohnen, hat man noch niemals aufgespürt, da man in den östlichen Theilen der Erde keine andere Men=

Menschenraçe findet, die Aehnlichkeit mit ihnen hätte. [1]) Man hat sich freylich bey der Gelegenheit fleißig in Vermuthungen geübt, wie es gewöhnlich der Fall ist, wo es an wirklichen Nachrichten gebricht. Man nimmt insgemein an, daß die Bedahs die ursprünglichen Einwohner der Insel gewesen seyn, die, von den Eingalesen angefallen und besiegt, die Unabhängigkeit der Wilden einer sklavischen Unterwürfigkeit vorgezogen hätten. Indessen weißt ihnen eine gangbare Sage einen andern Ursprung an. Man erzählt, daß sie an der Insel Schiffbruch gelitten und sich hernach auf derselben niedergelassen hätten; als sie aber einstens bey einer Gelegenheit dem Könige ihren Beystand in seinen Kriegen gegen einige fremde Feinde verweigert, so wären sie aus der Gesellschaft der Eingebornen ausgestoßen worden und hätten ihren Aufenthalt

1) Bedahs findet man nicht bloß auf Ceylon sondern auch auf Sumatra Borneo, wo sie auch die innern Theile des Landes bewohnen. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie die ursprünglichen Einwohner mehrerer Inseln des indischen Meeres und daß sie von fremden Ankömmlingen von den Küsten weg und nach dem Innern des Landes vertrieben worden sind. Die Bedahs auf Ceylon und auf andern Inseln sind doch nicht so unbekannt als weiterhin unser Verfasser wähnt. Auf jener erwähnt sie Wolf in seiner Reise nach Ceylon im 1 B. 167 und im 2 B. 35, Boyd in seiner Gesandtschaftsreise nach Ceylon teutſ. Uebers. S. 31. und auch von Goens beym Calmon u. A. Die besten Nachrichten aber von dieser Menschenraçe liefert Marsden in seiner Geschichte van Sumatra. Man s. einen Auszug aus diesem Werke in J. R. Forster's und Sprengels Beyträgen zur Völker und Länderkunde 3ter Band S 275 u. s. w. Auch findet man in dem 1sten Bande dieser Beyträge Nachrichten von den Battas (Sic.)

D. Uebers.

halt in den unbesuchtesten Wäldern nehmen müssen. Einige sind auch der Meynung, daß die Bedahs bloß ein Theil der eingebornen Candyer sind, die lieber ihre alte wilde Freyheit beybehalten wollten, als sich wie ihre Brüder in den Ebenen und Thälern auf den Anbau der Erde legen und sich dem Zwange der Gesellschaft unterwerfen. Diese Meynung paßt bloß auf diejenigen Bedahs, die am meisten bekannt sind und die eine verderbte Mundart des Cingalesischen sprechen. Indessen weiß man doch keineswegs, ob dies die allgemeine Sprache der Bedahs [1]) ist und keine Nachricht von ihrem Ursprung wird nur von dem geringsten Schatten von einem Beweiße unterstützt.

Man darf sich jedoch nicht wundern, daß der Ursprung der Bedahs so wenig bekannt ist, wenn ich dem Leser sage, daß ich lange auf der Insel Ceylon gelebt hatte, ehe ich etwas von einer solchen daselbst befindlichen Menschenraçe hörte und bis auf den heutigen Tag hält sich noch eine Menge Personen da auf, ohne daß sie etwas von diesem Volke wissen. Das erstemal, wo ich erfuhr, daß die Bedahs auf Ceylon wohnten, war bey der Gelegenheit, wo unsere Sepoys im Anfange des Jahrs 1798 eine Partie derselben auf ihrem Marsche durchs Land gegen die aufrührerischen Eingalesen überfielen und gefangen machten: man brachte sie nach Colombo, wo ich Gelegenheit hatte, ihr Aeußeres zu untersuchen. Sie schienen ein Schlag Menschen zu seyn, die sich gänzlich von

1) Auf Sumatra soll nach Marsden die Sprache eine Mundart der Malayischen Sprache seyn, ob sie gleich dem Anscheine nach eine besondere Sprache zu seyn scheint.

D. Uebers.

von den übrigen Ceylonesen unterschieden. Sie sahen schöner aus und ihre Farbe fiel in eine Kupferfarbe. Sie waren vortreflich gebauet, trugen lange Bärte und hatten ihr Haar oben auf dem Wirbel dicht zusammengebunden. Auf dem Leibe trugen sie kaum eine andere Bedeckung, als was sie von der Natur erhalten hatten.

Seit meiner Abreise von der Insel habe ich von dem Obristen Champagne erfahren, daß er Gelegenheit gehabt hat, noch Mehrere von diesen Wilden zu sehen. Sie hatten, wahrscheinlich auf Anstiften der Holländer, Einfälle in den nördlichen Theil der Insel gethan und da Unruhen verursacht; bey dieser Gelegenheit wurden mehrere gefangen genommen und vor den Obristen gebracht. In ihrem Aeußern waren sie roh und wild und mit Bogen und Pfeilen bewafnet. Nachdem man ihnen Ruhe anempfohlen hatte, machte ihnen der Obriste Champagne einige wenige Geschenke und befahl sie wieder loszulassen, worauf sie sogleich, wie Rothwild, wieder in die Wälder flohen.

Die Bedahs leben in verschiedenen Theilen von Ceylon in den Wäldern zerstreut; am zahlreichsten sind sie in der Provinz Bintan, die gegen Nordosten von Candy in der Richtung von Trincomale und Batacolo liegt. [1]) Der Stamm, der in diesem Theile lebt, erkennt keine andere Oberherrschaft über sich als die seines eigenen Ober=

1) Nach van Goens beym Salmon haben die Bedahs fast das ganze Land inne, das zwischen den Gebirgen Candukarre und Passore liegt. Jenes befindet sich im westlichen Theile der Insel, dieses liegt nach Norden zu.

D. Uebers.

Oberhauptes und seiner Priester. Die Bedahs sind hier völlig wild und haben niemals irgend einen Verkehr mit den übrigen Eingebornen gehabt, ja sie haben sich kaum jemals vor diesen sehen lassen. Diejenigen, die an den Bezirk von Jafnapatam stoßen und die Stämme, welche die westlichen und südwestlichen Theile der Insel zwischen dem Adamspik und den Corles Raygam und Pasdam bewohnen, sind die einzigen Bedahs, welche die Europäer zu Gesichte bekommen haben: sie sind bey weitem nicht so roh und wild als die, welche in den Wäldern von Bintan leben.

Da die Bedahs keine andere Obergewalt als die ihrer eigenen Oberhäupter über sich anerkennen, so hängen sie von Generation zu Generation ohne die geringste Abweichung an ihren Gesetzen und Gebräuchen. Sie leben bloß von der Jagd des Rothwildes und anderer Thiere, womit sie ihre Wälder versorgen. Der Anbau des Landes ist eine Kunst, in der sie nie einen Versuch gemacht haben; ja sie würde auch in den dichten Wäldern und Wildnissen, die sie bewohnen, ohne unbeschreibliche Mühe die Erde zum Anbau des Reißes oder einer andern Getraideart nicht einmal zubereiten können. Das Fleisch von den Thieren, die sie auf der Jagd erlegen und die Früchte, die von freyem Stücke herumwachsen, machen ihre einzige Nahrung aus. Sie schlafen entweder auf Bäumen oder am Fuße derselben; im letztern Falle legen sie Dornen und anderes Gesträuch um sich her, damit sie die wilden Thiere von sich abhalten oder durch das Geräusch von ihrer Ankunft benachrichtigt werden. So bald das geringste Geräusch seine Besorgniß erweckt, springt der Bedah mit der größten Geschicklichkeit und Schnelligkeit auf den Baum.

Ob schon die Wenigen von dieser Menschenraçe, die nicht ganz so wild sind, auch nicht die Oberherrschaft des Königs anerkennen, so liefern sie ihm doch Elfenbein, Wachs, Honig und Rothwildpret und diejenigen, welche an die europäischen Besitzungen grenzen, tauschen diese Artikel bey den Eingalesen für solche einfache Gegenstände um, die ihre Lebensart erfodert. Damit sie aber nicht etwann überfallen oder zu Gefangenen gemacht werden, während sie diesen Tauschhandel treiben, bedienen sie sich folgender sonderbaren Methode: wenn sie Zeuge, Eisen, Messer oder eine andere Schmiedearbeit brauchen, so gehen sie des Nachts zu einer Stadt oder zu einem Dorfe, und legen eine gewisse Quantität von ihren Waaren auf eine Stelle hin, wo man sie leicht entdecken kann: zugleich thun sie ein Talipotblatt dazu, auf welches sie das, was sie dafür zu haben wünschen, schreiben. *) In der darauf folgenden Nacht kommen sie wieder an die nämliche Stelle und finden gemeiniglich das, was sie verlangt haben. Ob sie nun gleich leicht zufrieden sind und den Gewinn gern der Person, mit der sie handeln, überlassen, so würden sie doch gewiß die Gelegenheit abpassen, ihr etwas zu Leide zu thun, wenn man ihre Foderungen mit Nachlässigkeit behandelte. Wenn die Eingalesen die Artikel, welche ihnen die Bedahs liefern, nachmals wieder verkaufen, so finden sie, daß dieser Tauschhandel einträglich für sie ist; an einigen Orten gehen sie häufig selbst in die Wälder und nehmen Tauschartikel mit dahin. Dieser Handel kann indessen bloß auf die beschriebene Art betrieben werden: denn kein Bewoh-

1) Eine ähnliche Sitte herrscht auch bey mehrern Völkern des Innern von Afrika.

D. Uebers.

ner der Wälder kann mehr vor der Annäherung eines Fremden erschrecken, als dies bey den Bedahs der Fall ist. Nur Wenige sogar wagen, wie schon gesagt, mit den andern Eingebornen zu sprechen; die wildern Klassen aber, die unter dem Namen Ramba Waddahs bekannt sind, lassen sich noch seltener als die schüchternsten wilden Thiere, selbst nicht einmal verstohlner Weise, sehen.

Da die Bedahs hauptsächlich von dem Ertrage der Jagd leben, so erwerben sie sich durch Gewohnheit eine erstaunliche Geschicklichkeit darin. Sie wissen sich so vorsichtig und so still durch die Gebüsche hindurch zu schleichen, daß sie oft unbemerkt dem Rothwilde nahe auf den Leib kommen, wo sie ihre kleinen Aexte so geschickt werfen, daß das Thier selten lebendig entkommt. Honig, den man in großem Ueberflusse allenthalben in ihren Wäldern findet, macht einen andern ihrer Unterhaltsartikel aus und vertritt auch zugleich die Stelle des Salzes, das sie sich nicht verschaffen können. Auch ihr Fleisch bewahren sie in Honig auf und setzen es alsdann in eine Baumhöhle oder in ein hölzernes wohlzugemachtes Behältniß, bis sie es brauchen. Diesen Honig, auf dessen Aufsuchung sie viele Zeit verwenden und den sie in beträchtlichen Quantitäten bey den Candyern umtauschen, brauchen die Letztern auch zu einer Menge anderer Dinge. Die gangbare Meynung, nach welcher man glaubt, daß sie ihre Todten damit einbalsamiren, ist Ursache, daß viele Leute auf der Küste einen Abscheu vor dem Honige haben, weil sie wähnen, sie bekämen denselben erst dann, nachdem er zur erstern Absicht gedient hätte und ich muß gestehen, daß ich wegen dieses Vorurtheiles selbst keine große Lust hatte, wilden Honig zu essen, wenn man ihn nicht in Scheiben brachte.

Die

Die Hunde der Bedahs zeichnen sich durch ihren scharfen Geruch aus und spüren das Wildpret nicht allein schnell auf sondern unterscheiden auch die eine Art der Thiere von der Andern. Wenn sie sich einem fleischfressenden Thiere oder einem fremden Menschen nähern, so machen sie sogleich ihre Herren auf ihre Sicherheit aufmerksam. Diese treuen Thiere sind wirklich für sie von großem Werthe und machen ihren Hauptreichthum aus. Wenn sie ihre Töchter verheurathen, so geben sie ihnen Jagdhunde zur Aussteuer mit, ob sich gleich ein Bedah eben so ungern von seinem Hunde trennt, als ein Araber von seinem Pferde. Einige Zeit vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen den Engländern und Holländern hatte sich ein holländischer Offizier ein Paar solcher Hunde zu verschaffen gewußt, die er nach Surate brachte und da für 400 Reichsthaler verkaufte.

Die Bedahs, die mit den andern Eingebornen zu sprechen wagen, schildert man als höflich und artig, und dies zwar in einem weit höhern Grade als man von dem Zustande ihrer Bildung erwarten sollte. Ihre Religion ist wenig bekannt. Sie haben ihre niedern Gottheiten, die den Demonen der Cingalesen entsprechen und feyern gewisse Feste. Bey diesen Gelegenheiten setzt man allerhand Lebensmittel an den Fuß eines Baumes und die Ceremonien dieser Feste bestehen darin, daß sie um denselben herumtanzen.

Diese wenigen Nachrichten sind alles, was bis jetzt von diesem merkwürdigen Volke bekannt ist und bey ihrer wilden und isolirten Lebensart, ohne Künste oder ohne Kultur giebt es wahrscheinlich wenig Umstände mehr, die bekannt zu werden verdienten. Sie sind für die Europäer mehr ein Gegenstand der Neugierde, als des Vortheils

theils oder der Besorgniß: denn es werden vielleicht noch viele Jahrhunderte vergehen, ehe sie dahin gebracht werden können, daß sie entweder die Insel anbauen helfen oder sich in eine solche Gesellschaft vereinigen, welche die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören im Stande sey.[1])

1) Da der Verf. so wenig von den Bedahs sagt, so will ich hier noch Einiges aus einer andern Reise einrücken: die Waddahs (heißt es in Boyd's Gesandtschaftsreise nach Ceylon S. 31 t. Uebers.) reden einen Dialekt des Eingalesischen und ein Theil erkennt die Autorität des Königs von Candy an. Bey Hourly, dem entferntesten und gebirgigsten Theile der Länder des Königs, sind die benachbarten Waddahs-Familien mit den Grundsätzen des Tauschhandels nicht unbekannt. Sie tauschen bey den Eingalesen Elephantenzähne und Wildpret gegen Pfeile, Tuch u. s. w. aus. Zwei Drittheile aber stehen gar in keiner Gemeinschaft mit den Eingalesen und haben die äußerste Abneigung gegen Fremde.

Sie sind sehr stark und muthig, entschlossen und unbiegsam, jähzornig und verrätherisch; in ihrem Betragen äußern sie eine Artigkeit, die kaum mit dem Charakter eines rohen Volkes und noch weniger mit ihren übrigen Eigenschaften vereinbar ist. Allein bey einer fast thierischen Unbekanntschaft mit allen menschlichen Kenntnissen rechtfertigen sie doch ihren Charakter und erhalten die Würde ihres Geschlechtes durch den Glauben an Gott und durch eine strenge Beobachtung eines feyerlichen Gottesdienstes, so sehr dieser auch durch Abgötterey verunstaltet ist und durch abergläubische Opfer befleckt wird.

An einigen Orten haben sie Tempel erbauet; größtentheils aber verrichten sie ihren Gottesdienst an einem von Bambusrohr erbaueten Altare und unter dem Schatten eines Banyanbaumes. Sie bekennen einen Gott, der vor vielen Millionen Jahren vom Himmel herabgestiegen ist!!, sie von den Pflichten des Lebens zu belehren. Bey allen ihren Festen bringen sie ihm Opfer und durch seine Gnade hoffen sie die ewige Seligkeit, so wie sie von seiner Feindschaft ewige Strafen fürchten.

Die

Die Waddahs leben in Familien oder kleinen Stämmen beysammen, deren jeder von einem Haupte regiert wird, das sie aus den stärksten und geschicktesten ihrer Jäger wählen. Eine Menge Wild erschlagen zu haben, ist der höchste Ruhm eines jungen Waddahs und gewinnt ihm nicht bloß den Beyfall der Männer sondern empfiehlt ihn auch der Gunst der Weiber. Verlangt ein Jüngling ein Mädchen von ihren Eltern zur Ehe, so fodert man von ihm, daß er anführen soll, welches Glück er auf der Jagd gemacht hat und erlangt er ihre Einstimmung, so besteht die Mitgabe für die Tochter in Jagdhunden, deren Anzahl der von ihm erlegten Thiere gleich kommt!!!. In diesem Zustahde leben in den Gebirgen von Ceylon mehrere tausend Menschen.

D. Uebers.

Vierzehntes Kapitel.

Thiere auf Ceylon.

Nachdem ich die Insel Ceylon beschrieben und ihre verschiedenen Raçen von Einwohnern geschildert habe, gehe ich nunmehro zu ihren Naturprodukten über. Von meiner Beschäftigung und von meiner Lebensart darf man freylich keine systematische Beschreibung derselben erwarten. Ich theile bloß das, was ich selbst gesehen oder von glaubwürdigen Augenzeugen erfahren habe, in einer allgemein verständlichen Sprache mit: diejenigen, die sich mit mir in einem gleichen Falle befinden und die mit den Kunstausdrücken der Gelehrten unbekannt sind, werden eine solche Erzählung wenigstens leichter verstehen können und diejenigen, die die Naturgeschichte als Wissenschaft studirt haben, werden die Thatsachen, die ich mittheile, leicht auf ein regelmäßiges System bringen können.

An der Spitze der Klasse der vierfüßigen Thiere stehen auf Ceylon die Elephanten, die den Vorrang vor allen andern dergleichen Thieren verdienen, welche man in andern Erdtheilen findet. Die Menge dieser edlen Thiere ist

ist auf Ceylon sehr groß und man findet sie nirgends so gelehrig und in ihrer Gestalt und in ihrem Aeußern so schön. Es würde etwas überflüssiges seyn, wenn ich eine ausführliche Beschreibung von einer Thierart liefern wollte, die schon so oft beschrieben worden und so allgemein bekannt ist. Da aber die Art, wie man sie auf Ceylon fängt, beträchtlich von der auf dem festen Lande von Indien gewöhnlichen abweicht, so glaube ich den Lesern einige Nachrichten davon mittheilen zu müssen.

Schon einen bis zwey Monate vor der Elephantenjagd zäunen die Eingebornen eine große Strecke Landes mitten in einem Cocusbaumwalde ein, und fügen einen Wasserbehalter oder Teich hinzu oder schließen denselben vielleicht auch ein. Die Einfassung besteht aus großen starken Pfählen, gewöhnlich von Cocosholz, die man fest in die Erde schlägt und mit starken Stricken befestigt und mit Zweigen von den daranstoßenden Bäumen durchflicht und mit einander verbindet. Dieselbe wird ferner mit Gebüschen und Aesten bedeckt, damit man die Pfähle oder Stricke nicht sieht. Der Weg, der in diesen eingeschlossenen Raum führt, ist von allen Seiten mit langen, schmalen und zirkelförmigen Steigen auf die schon beschriebene Art versehen, die sich ihm in allen den verschiedenen Richtungen nähern. Außer diesen Steigen, die aber doch breit genug für einen Elephanten sind, giebt es noch verschiedene Andere, die aber sehr schmal sind und auf denen die Jäger auf das Thier losgehen und sich gelegentlich zurückziehen können, ohne daß es sie verfolgen kann. Innerhalb der großen Einfassung [1]) giebt es verschiedene

 klei-

1) Nach Wolf heißt sie Korahl.

D. Uebers.

kleinere Abtheilungen, nach denen Steige führen; und an dem jenseitigen Ende befindet sich ein gerader Pfad, um den Elephanten hinauszuführen, wenn er in Sicherheit ist. Das Ganze hat das Ansehen von einem großen Labyrinthe und seine Bauart verräth einen sehr großen Grad von Scharfsinn.

So bald dies ganze Werk, dessen Vollendung einige Zeit erfodert, fertig ist, lassen die Mudeliers und andere vornehme Cingalesen die Landleute von allen Orten aufbieten und es kommt eilig eine große Menge Männer, Weiber und Kinder mit Trommeln und andern lermenden Instrumenten zusammen. Dieser Haufe schließt sogleich auf allen Seiten die Wälder ein: wenn es ihm an Tageslicht gebricht, so findet er durch das Dickig hindurch den Weg beym Fackellichte: er ist mit Feuergewehren versehen, um sich gegen jeden plötzlichen Anfall von Raubthieren zu vertheidigen, welche die Wälder unsicher machen. Der Durst setzt die Elephanten um diese Zeit in die äußerste Noth, da man einige Tage vorher an allen Seen und Wasserbehältern Wachen ausgestellt hat, um sie von da wegzujagen und jetzt werden sie noch dazu durch den großen Lermen und durch den Fackelglanz auf allen Seiten von ihren Aufenthaltsorten vertrieben. Bloß eine Gegend, nämlich die beschriebene Einfassung, wird ungestört gelassen und hier finden sie sowohl einen ruhigen Zufluchtsort als Wasser in Menge. Alle nehmen daher nach dieser Stelle ihre Zuflucht und der sich nähernde Lermen, der sie unaufhörlich im Rücken verfolgt, nöthigt sie häufig ihre Schritte zu beschleunigen. Wenn sie an den Eingang der Steige kommen, die nach der Einfassung hinführen, so merken sie vermöge ihres natürlichen Scharfsinnes sogleich das veränderte Ansehen des Platzes: die Einhägungen und die Steige, wo ihnen so wenig Spielraum zur Aeußerung ihrer

ihrer Stärke bleibt, lassen sie ahnden, daß Gefahr zu besorgen ist und daß man ihnen eine Schlinge gelegt hat; und sie fangen an alle Kennzeichen von Furcht und Bestürzung zu äußern. Allein man läßt ihnen zur Ueberlegung keine Zeit; auch bleibt ihnen keine Gelegenheit zu entkommen übrig, rechts und links, so wie von hintem verfolgt sie sogleich das Geschrey und der Lermen ihrer Feinde.

Auf diese Art gedrängt und verfolgt betreten sie endlich die Steige und stürzen vorwärts, bis sie den großen Platz in der Einfassung erreichen. So bald als sie auf diese Art in Sicherheit sind, schickt man ihnen zahme Elephanten nach, und alle Zugänge werden gesperrt, die schmalen Steige ausgenommen, auf denen die Eingebornen sich ihnen nähern müssen. Auf diesen rücken nunmehro die Jäger auf allen Richtungen hervor und bedienen sich jedes Mittels, um die Elephanten von einander zu trennen und sie einzeln in die kleinern Abtheilungen zu treiben, welche sich innerhalb der großen Einfassung befinden. Hat man diesen Zweck erreicht, so ist das Einzige, was man noch zu thun hat, daß man sie an Stricke befestigt. Die zahmen Elephanten leisten hierbey den Jägern die herrlichsten Dienste und sind ihnen gar sehr dabey behülflich, daß sie den wilden Thieren Stricke um den Hals und um die Beine schlingen können. Sobald der wilde Elephant an den Stricken fest gemacht ist, führt man ihn auf dem geraden Pfade hinaus und befestigt ihn auf der Außenseite des Labyrinthes an die stärksten Bäume. Die Jäger thun hierauf mit dem Ueberreste dasselbe, bis alle Elephanten innerhalb der Einfassung nach und nach in Sicherheit gebracht sind.

Es ist häufig der Fall, daß die so eben gefangenen Elephanten sehr widerspenstig und ungestüm sind: in die-

diesem Falle nimmt man zu der Stärke und dem Scharfsinne der Zahmen seine Zuflucht. Wenn diese Letztern sehen, daß sich ihr wilder Bruder nicht lenken lassen will, so fallen sie über ihn her, stoßen ihn und durchprügeln ihn so lange mit ihren Rüsseln, bis sie ihn völlig ruhig und nachgiebig gemacht haben. Sie bewachen auch sehr aufmerksam alle seine Bewegungen, und sorgen dafür, daß er nicht etwann einen unvermutheten Angriff auf ihre Wärter [1]) thut. [2])

Im J. 1797 wurden nicht weniger als 176 Elephanten auf diese Art gefangen [3]) und über die Adamsbrücke von Ceylon nach dem festen Lande gebracht. Ich hatte Gelegenheit, diese ungeheuern Thiere auf ihrem Marsche

1) Diese heißen Kornaks.

D. Uebers.

2) Auch Thunberg theilt als Augenzeuge eine Nachricht von dem Elephantenfange auf Ceylon mit, die sich nur durch wenige Verschiedenheiten von der unsers Verf. unterscheidet. So z. B. behauptet er, daß die Falle, worin man dieses Thier fange, die Gestalt eines Triangels habe, daß man die Fackeln bloß zum Erschrecken der Elephanten anzünde, daß die wilden Elephanten an zahme angebunden würden und daß das Zähmen zuweilen in wenig Tagen durch Hunger geschehe. Außer der von unserm Verfasser beschriebenen Art des Elephantenfanges sind noch zwey Arten gewöhnlich, wie man die Elephanten fängt und die Wolf in s. Reise nach Ceylon 1 Th. S. 110 und 111 beschreibt.

D. Uebers.

3) Als Thunberg die Elephantenjagd besuchte, fieng man bloß hundert.

D. Uebers.

sche am großen Passe jenseits Colombo zu sehen. Einer darunter war außerordentlich groß und stark und übertraf an Größe selbst den königlichen Elephanten des Nabobs von Arcot, den ich in der Nähe seines Pallastes zu Chepauk gesehen habe. Diese Thiere, ob sie schon erst vor kurzem noch in einem wilden Zustande lebten, schienen doch ganz lenksam zu seyn, verriethen kein Kennzeichen von Bosheit und gehorchten ihren Führern augenblicklich.

Die Vorzüglichkeit der Elephanten von Ceylon besteht nicht in ihrer Größe (denn sie sind im Ganzen nicht so groß als die auf dem festen Lande) sondern in ihrer größern Kühnheit und Stärke, in ihrer Gelehrigkeit und in ihrer Freyheit von Fehlern und Leidenschaften. Die Eingebornen sind so sehr von dem Gedanken der Vortreflichkeit ihrer Elephanten eingenommen, daß sie behaupten, die Elephanten aller übrigen Theile der Erde verbeugten sich vor den Ceylonesischen und erkenneten also instinktartig ihre größere Vorzüglichkeit an.

Ob gleich diese Herren der Wälder wegen ihrer Größe und Stärke allen übrigen Bewohnern derselben fürchterlich sind, so leben sie doch selbst in einer beständigen Furcht vor einem kleinen kriechenden Thiere, gegen welches sie weder ihre Scharfsicht noch ihre Tapferkeit nicht im geringsten schützen kann. Dies kleine Geschöpf kriecht dem Elephanten in den Rüssel und setzt seinen Weg so lange fort, bis es endlich im Kopfe fest sitzen bleibt, ihn in beständiger Angst erhält und das ungeheuere Thier endlich zu Tode martert. Die Elephanten fürchten sich vor diesem gefährlichen Feinde so sehr, daß sie eine Menge Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um sich gegen seine Angriffe zu

sichern: sie legen ihren Rüssel niemals auf die Erde, außer wenn sie Futter suchen oder auslesen.

Der Widerstand, den die Elephanten leisten, um nicht gefangen zu werden und die Gewalt, die man braucht, um sie zahm zu machen, verursachen eine Menge Unglücksfälle, an denen Einige davon sterben, Andere gänzlich unbrauchbar werden. Nicht über die Hälfte von denen, die man in die Einfassung treibt oder sonst fängt, kann unbeschädigt erhalten werden, so daß man sie nachmals verkaufen könnte. Die Jagd im Jahr 1797 war die größte, deren man sich jemals erinnert.

Von solchen Thieren, die man zum häuslichen Gebrauche benutzt, bringt Ceylon nur wenige hervor. Ich habe schon oben gesagt, daß das Pferd und das Schaaf auf dieser Insel nicht einheimisch seyn und daß diese Thiere kaum daselbst fortkommen, wenn man sie dahin auch von fremden Orten einführt. Die Pferde, die man auf den kleinen Inseln jenseits Jafnapatam erzieht, sind eine Mischung von dem Arabischen und dem gemeinen Pferde des Carnatik. Man braucht sie meistentheils zum Ziehen von Phätons und anderer leichter Lustwagen. Die Pferde von Manilla, Pegu und Atchim [1]) werden viel zum häuslichen Gebrauche benutzt und ob sie gleich klein sind, so sind sie doch wegen ihres schnellen Trabens, ihrer Stärke und der Ertragung eines großen Theiles von Beschwerlichkeiten sehr geschätzt. Die Pferde der Civil- und Militär-Beamten bestehen vorzüglich aus Arabischen, die man über Bombay hierher bringt.

Da

1) Achem.

D. Uebers.

Da man die Einfuhrkosten noch zu dem Preiße der Schaafe und Pferde rechnen muß und da noch ein großer Theil, besonders von den Erstern bey ihrem Landen auf der Insel stirbt, so sind folglich diese Thiere hier weit theuerer als in jedem andern Theile von Indien. Schaafe kosten bisweilen zehn, ja zwanzigmal so viel als auf der gegenüberliegenden Küste von Coromandel.

Auf Ceylon, ja in der That in keinem Theile von Indien braucht man die Pferde zu sklavischen Arbeiten oder zum Lastenziehen. Da man sie fast niemals wallacht, so sind sie wirklich so muthig und fehlerhaft, daß sie zu solchen Zwecken einigermaßen untauglich sind. Die Sorgfalt und die Pflege, die sie erfodern, sind auch zu groß als daß sie jemand anders als bloß der Reiche zum Vergnügen halten könnte. Jedes Pferd hat beständig zwey Wärter zu seiner Bedienung: den Einen braucht man, so viel Graß abzuschneiden und zu holen, als es fressen will: der Andere hat es in der Aufsicht, er putzt es, füttert es, und macht es fertig, daß sich sein Herr aufsetzen kann. Der letztere Bediente verläßt das Pferd niemals, sondern folgt ihm allenthalben hinten nach und ist bey aller Gelegenheit bereit, die Besorgung desselben über sich zu nehmen. Ich habe Einige solcher Pferdewärter, wie man sie nennt, meinem Pferde 20 bis 30 Meilen weit nachfolgen gesehen, während ich in einer Stunde 5 bis 6 Meilen zurücklegte.

Die indischen Pferde sind außerordentlich muthig und vertheidigen oft ihre Reuter gegen den Angriff anderer Thiere. Ich selbst habe meine Erhaltung ihrer Herzhaftigkeit zu danken, als einstmals ein Büffel wüthend auf mich losstürzte. Bloß dann, wann diese Thiere so fehlerhaft sind, daß man sie gar nicht lenken kann, wallacht man

man sie in diesem Theile der Erde: allein sie verliehren in diesem verstümmelten Zustande viel von ihrem Werthe, weil sie alsdann keinesweges mehr so gut das heiße Clima und die großen Beschwerlichkeiten, welche ihnen jede Anstrengung in diesen Ländern verursachen muß, ertragen können. Daher macht man selten oder niemals von Stuten Gebrauch; besonders aber weicht man ihnen auf dem Marsche oder wo viele Pferde beysammen sind, jederzeit sorgfältig aus, da sie die Pferde wüthend machen würden.

Die Ochsen sind auf Ceylon außerordentlich klein und kaum größer als unsere einjährigen Kalben. Sie sind nichts weniger als gut gestaltet, da sie einen Buckel auf den Schultern haben. Sie stehen eben sowohl an Güte als an Größe dem Rindvieh in Bengalen und auf der Küste Coromandel nach und kosten zehn bis zwölf Rupien, oder Reichsthaler, ungefähr ein Pfund und fünf Schillinge Sterling. Doch ist das Rindfleisch manchmal fett und ziemlich gut und macht die Hauptnahrung der auf der Insel stehenden europäischen Soldaten aus.

So klein diese Ochsen auch sind, so sind sie doch ein sehr nützliches Thier. Man braucht sie zu allerhand Arbeiten, die sie verrichten können, z. B. zum Ziehen der Artillerie, und zum Fortschaffen von Lasten, die für die Culies zum Tragen zu schwer sind. Der Mangel an gehörigen Straßen nöthigt dieses Volk, weit mehrere Arbeiten zu verrichten, welche sonst die Ochsen thun würden. Die Art, wie sie gewöhnlich Lasten fortschaffen, geschieht auf dem Kopfe oder sie legen einige Bambusröhre über die Schultern und hängen das, was sie tragen, an die beyden Enden derselben. Es ist in der That erstaunlich, wenn man sieht, welche Lasten sie auf diese Art, selbst bey der

drü=

drückenden Mittagshitze, fortschaffen. Ob es ihnen schon viele Mühe kostet, die Ladung anfänglich aufzuheben, so reisen sie doch, wenn sie einmal im Gang sind, in einem Tage 4 bis 5 Meilen weit. Die Schnellkraft der Bambusröhre erleichtert vermittelst der Beföderung ihrer Bewegung gar sehr das Lastentragen. Wenn es die Wege erlauben und die Lasten für die Culies zu schwer sind, so spannt man Ochsen an und läßt sie auf Karren von einer besondern Bauart, die auf der Insel unter dem Namen Bandies bekannt sind, fortziehen. Diese Fuhrwerke sind sehr lang, schmal und plump. Der Körper des Bandy ruht auf einer starken Stange, die so wie eine Wagendeichsel vorspringt. An dem äußersten Ende dieser Deichsel hat man ein Stück Holz, das ungefähr 6 Fuß lang und sehr dick ist, queerüber gemacht. Unten an demselben hat man Reifen für den Hals des Viehs fest gemacht, welche durch Pflöcke fest gehalten werden. Auf diese Art ruht das ganze Gewicht der Ladung auf dem Halse und den Schultern der Ochsen, wenn sie den Wagen fortziehen. Die Seiten des Karren bestehen aus dünnen Rändern von Büffelhäuten oder gespaltenen Bambusröhren: auf jedem der vier Enden befindet sich ein starker hölzerner Pfahl, um ihm eine Gestalt zu geben und jene fest zu halten. Der Boden besteht entweder aus Bretern oder geflochtenen Bambusröhren. Die Achsen und Räder gleichen jenen an den irrländischen Rollwagen oder Karren; es sind runde Holzklötze.

Die Büffel, [1]) die weit größer und stärker als die Ochsen sind, braucht man zum Weiterschaffen der

1) Bos bubalis Lin.

D. Uebers.

der Lasten weit häufiger. Diese Thiere finden sich sowohl im wilden als im zahmen Zustande in großer Menge auf der Insel: alle aber sind von der nämlichen Art und Gestalt. Sie sind wild und fürchterlich, außerordentlich halsstarrig und unbiegsam und haben ein wildes abschreckendes Ansehen. Selbst solche, die zum Ziehen abgerichtet und an Menschen gewöhnt sind, verliehren niemals ihren ursprünglichen Charakter: es bleibt allemal gefährlich, mit ihnen umzugehen oder ihnen auf dem Felde zu begegnen. Was ihre Gestalt anbelangt, so sind sie vorne breit und hinten schmal; ihre Beine sind kurz und dick. Den Kopf tragen sie beständig unterwärts gerichtet: ihre Hörner sehen schwarz aus und sind sehr dick; sie schießen hinterwärts zu einer beträchtlichen Länge auf und beugen sich nach den Schultern zu.

Die Büffel brauchen ihre Hörner beym Angriffe nicht auf dieselbe Art, wie unsere Ochsen; sondern sie laufen zuerst mit dem Kopfe voran auf ihren Gegenstand los und treten ihn zu Füßen: und wann sie diesen Zweck erreicht haben, dann lassen sie sich auf die Kniee nieder und suchen ihre Hörner in eine solche Stellung zu bringen, daß sie ihr Opfer durchbohren können.

Es ist allemal gefährlich, wenn man diesen Thieren begegnet: besonders ist dies für einen Europäer der Fall, gegen dessen Farbe oder Kleidung sie den größten Widerwillen haben. Ein Scharlachrock ist der Hauptgegenstand ihres Zornes und er macht sie völlig wüthend. Dieser unbegreifliche Widerwillen gegen die rothe Farbe ist für die Soldaten eine große Plage. [1]) Ich selbst habe sie öfters er-

1) Wie Sonnini in s. Reise nach Aegypten behauptet, bleiben die Büffel in diesem Lande beym Anblicke der rothen Farbe

erfahren und ich mußte ihrer Wuth so geschwind als möglich auszuweichen suchen: einstmals wurde ich noch bloß durch den Muth meines Pferdes gerettet. An Wildheit übertreffen sie fast alle wilde Thiere, indem man sie niemals weder durch eine sanfte Behandlung noch durch die Empfindung von Furcht vollkommen zahm machen kann.

Der Büffel hat eine schmuzig graue oder Mäusefarbe: die Haare oder vielmehr Borsten stehen dünn auf seiner dicken rauhen Haut zerstreuet. Das Fleisch und die Milch, die man zwar bisweilen ißt, sind doch sehr stinkend und unangenehm. Diese Thiere halten sich von Natur sehr schmuzig und man sieht sie beständig, wie die Schweine sich bis an den Hals im Kothe und im Wasser herumwälzen.

Die Märkte auf Ceylon sind reichlich mit Ferkeln versehen und man kann stets dergleichen um einen sehr mäßigen Preiß erhalten: die Kleinern kosten ungefähr 5 Schillinge und selbst die Größten kommen niemals höher als 10 Schillinge zu stehen. Die Ferkel haben hier gewöhnlich die Größe von unsern kleinen Graulichen.

In wenigen Theilen von Indien trift man eine größere Menge wilder Thiere an, als auf Ceylon: seine Wälder sind wegen der Raubthiere und der schädlichen kriechen-

be ganz ruhig: ohnstreitig rührt dies davon her, daß sie an das Roth gewöhnt sind, weil in Aegypten beynahe alle Landleute rothe Turbane und auch noch einen rothen Schall tragen.

D. Uebers.

den Thiere von verschiedener Größe außerordentlich gefährlich. Doch giebt es auch viele wilde Thiere, die dem Menschen zum Vortheile dienen und den Stämmen, die, wie sie, in den Wäldern herumschwärmen, Nahrung und Unterhalt liefern.

In den Wäldern und Gebüschen trift man allenthalben eine Menge von Rothwild und Elennthieren an. Besonders ist eine Art von Hirsch dazu geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er ist ein sehr kleines Geschöpf, nicht größer als unser Haase. Die Holländer nennen ihn Moose-deer und die Eingebornen Gazette.[1] In jedem andern Stücke, außer in der Größe, ist er ein vollkommener Hirsch; an den Seiten sieht er schön gesprenkelt oder gestreift aus, wie der Dammhirsch. Die Eingebornen haben die Gewohnheit, ihn zu fangen und in Käfigen auf unsere Märkte zu bringen, wo man das Stück um einen Schilling verkauft. Sein Fleisch hat einen weit stärkern Geschmack als der Haase und wenn es geschmort wird, so schmeckt es vortreflich.

Kaninchen sind auf Ceylon nicht einheimisch und wenn man sie auch einführte, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie von den wilden Thieren und von den kriechenden Thieren bald aufgerieben werden würden, die sie allenthalben, wo sie sich über der Erde sähen ließen, überfallen und selbst bis in ihre Höhlen verfolgen würden.

Haa=

1) Dies ist vielleicht der gerippte Hirsch oder der Muntjak, der sich auf Ceylon aufhält.

D. Uebers.

Haasen, die völlig von der nämlichen Art, wie unsere gemeinen Haasen in Europa, sind allenthalben auf der ganzen Insel in größerer Menge vorhanden, als ich noch irgendwo gesehen habe. Um Colombo herum kann man in wenigen Stunden leicht ein Dutzend schießen.

Das wilde Schwein wird weit mehr geschäzt als das Zahme. Die wilden Eber vermehren gewaltig die Gefahren in den Wäldern auf Ceylon: sie sind sehr groß und grimmig und fallen wüthend über diejenigen her, die ihnen in den Weg kommen. Besonders fürchten sich die Eingebornen vor ihnen und sie sehen ihre Jagd für keine geringe Heldenthat an.

Auch die kleinere Tigerart macht die Wälder unsicher, allein selten wagt sie einen Angriff auf Menschen. Die größere Art, die man den königlichen Tiger[1]) nennt, ist kein Bewohner der Insel. Dies ist ein sehr großes Glück für die Eingebornen, da die waldige Beschaffenheit des Landes diesen wüthenden Thieren alle Gelegenheit geben würde, ihre Räubereyen ungestraft an den Menschen auszuüben.

Die Tigerkatze, die man auf Ceylon antrift, ist so groß wie ein Schooßhund; sie hat sowohl an Gestalt als an Farbe genau das Ansehen, das ihre Name zu erkennen giebt. Sie ist sehr wild und äußerst schwer zu zähmen, ob sie schon wegen ihrer Größe kein gefährliches Thier ist.

1) Felis tigris Lin. D. Uebers.

Der Leopard [1]) ist auf der Insel einheimisch.

Auf Ceylon giebt es keine Füchse, ihre Stelle aber nimmt eine ungeheuere Menge von Schakals [2]) ein. Diese Thiere haben sehr viele Aehnlichkeit mit dem Fuchse, allein sie sind weit kühner und grimmiger. Des Nachts nähern sie sich allemal in großen Haufen den Dörfern, und machen einen lauten und gräßlichen Lerm, der wie das Geschrey von Kindern klingt: derselbe nimmt zu, so bald sie ein Aas oder eine andere Art von Beute ausfindig gemacht haben. Es ist ein auffallender Zug ihres wilden Charakters, daß sie selbst während sie ihre Beute verzehren, diesen schrecklichen Lerm fortsetzen. Sobald sich der Lerm des Schakals hören läßt, springen alle Hunde im Dorfe, gleichsam als wenn sie mit einander übereingekommen wären, instinktartig hinaus, um über sie herzufallen und sie wieder in ihre Wälder zurückzutreiben.

Die Hyäne [3]) und der Bär, [4]) ob sie gleich auf Ceylon einheimisch sind, trift man sehr selten an; nur auf der Nordostseite findet man einige Wenige.

Eine große Menge Affen trift man auf der ganzen Insel schaarenweis an; und es giebt selbst einige ungewöhnliche

Arten

1) Felis Leopardus Lin.

D. Uebers.

2) Canis Aureus Lin.

D. Uebers.

3) Canis Hyaena Lin.

D. Uebers.

4) Ursus arctos Lin.

D. Uebers.

Arten darunter. Der Wanderow [1]) zeichnet sich durch seinen großen weißen Bart aus, der gerade von einem Ohre bis zum Andern queer über sein schwarzes Gesicht läuft; der Körper hingegen sieht dunkelgrau aus. Eine andere Art zeichnet sich durch einen schwarzen Körper und einen weißen dreyeckigen Bart mit einem purpurfarbenen Gesichte aus. Es giebt hier auch eine grünliche Affenart, die sich in den Wäldern aufhält.

Der Rillow [2]) ist eine sehr große Affenart und nicht kleiner als unsere größern Hunde. Er zeichnet sich durch langes gespaltenes Haar aus, das platt auf seiner Stirne liegt. Diese Art ist außerordentlich zahlreich und eine große Plage für die Getraidefelder und Gärten, die sie im Angesicht ihres Eigenthümers bestehlen, während sie ihn mit närrischen Gebehrden ausspotten.

Auf Ceylon findet man auch eine Menge Stachelschweine, Rackuns, (Waschbäre), Ameisenbäre, Eichhörnchen und Mungos. Die Stachelschweine lassen sich leicht fangen und man hält sie häufig zahm in den Häusern.

Die Eichhörnchen richten große Verheerungen in den Gärten an, da sie dieselben in Schaaren überfallen und eine sehr große Menge Früchte verzehren.

1) Cercopithecus (vetulus) barbatus niger, barba alba. Erxl. Syst.

D. Uebers.

2) Andere schreiben Roleway und ist Cercopithecus nigro fuscus barba alba bifida. Erxl.

Das schwarze Eichhörnchen zeichnet sich auf Ceylon durch seine rothe Nase aus und es ist merkwürdig, daß es dreymal so groß als unser gemeines Eichhörnchen und daß sein Schwanz zweymal so lang als sein Körper ist. Das kleine gestreifte Eichhörnchen ist ein sehr munteres Thier; es quiekt und springt beständig zwischen den Bäumen herum.

Der indische Ichneumon *) ist ein kleines Thier und hält in seiner Größe das Mittel zwischen dem Wiesel und dem Mungo (Mungoose). Für die Eingebornen ist er wegen seiner geschwornen Feindschaft gegen die Schlangen, die sonst jeden Fußtritt für den Reisenden gefährlich machen würden, von unendlichem Nutzen. Die Beyspiele von Scharfsinn, die ich an diesem kleinen Geschöpfe wahrgenommen habe, sind wirklich erstaunlich und liefern einen schönen Beweiß von der Weisheit, mit der die Vorsehung jedem Thiere die Kräfte mitgetheilt hat, welche zu seiner besondern Lage auf dieser Erde passen. Wenn dies kleine Thier eine auch noch so große Schlange erblickt, so schießt es sogleich auf sie los und faßt sie bey der Kehle, sobald es sich nur auf einem freyen Platze befindet, wo es Gelegenheit hat, fortzulaufen und ein gewisses Kraut aufzusuchen, von dem ihm der Instinkt lehrt, daß es ein Gegengift gegen das Gift des Bisses ist, im Falle es dergleichen erhalten haben sollte. Ich wohnte einem Versuche bey, den man zu Colombo in dieser Hinsicht anstellte, um sich der Wahrheit dieser Thatsache ganz zu vergewissern. Anfänglich zeigte man dem Ichneumon, den man dazu gewählt hatte, die Schlange in einem verschlossenen Zimmer.

*) Viverva Ichneumon Lin.

D. Uebers.

mer. Als man ihn auf den Boden that, verrieth er nicht die geringste Lust, seinen Feind anzugreifen, sondern lief im ganzen Zimmer herum und suchte allenthalben nach, ob er ein Loch oder eine Oeffnung entdeckte, durch die er hinauskommen könnte. Da er nichts dergleichen fand, so kam er eilig zu seinem Herrn zurück und kroch ihm in den Busen: durch nichts konnte man ihn dahin bringen, denselben zu verlassen oder der Schlange die Spitze zu bieten. Man brachte ihn daher aus dem Hause und setzte ihn in der Nähe seines Gegners auf einem freyen Platze nieder: kaum war er hier, so stürzte er auch sogleich auf die Schlange los und tödete sie augenblicklich. Dann verschwand er plötzlich auf einige Minuten, kam aber zurück, sobald er das Kraut [1]) gefunden und davon gefressen hatte. Dieser heilsame Instinkt nöthigt dies Thier jedesmal zu diesem Krante seine Zuflucht zu nehmen, wenn es sich mit einer Schlange, mag diese nun giftig seyn oder nicht, in Kampf eingelassen hat. Diejenige, die man bey diesem Versuche brauchte und die man dazu gewählt hatte, war ganz unschädlich. [2])

1) Dies ist die indische Schlangenwurz.

D. Uebers.

2) Wolf nennt in s. Reise diese Art des Ichneumon Mungus, da hingegen unser Verf. diese beyden Thiere mit Recht von einander unterscheidet. Das Thier, sagt Wolf, ist so groß, wie eine hiesige Katze, etwas spitziger von Kopf, von kurzen Beinen und grau von Haaren. Wenn ich dieses Thier in Rücksicht auf die Schlangen mit unserm Jagdhunde mit den Haasen vergleiche, so treffe ich es am besten. Sobald es eine Schlange erblickt, geht es sogleich auf sie los und bemüht sich, sie hinten im Nacken zu ergreifen. Die Schlange wehrt sich und beißt dasselbe: dieses fühlt den Biß, läuft von der Schlange fort, frißt in aller Eile ein Kraut, das wie

Die Baumfledermaus (Flormouse) oder der fliegende Fuchs [1]) hat gleich der Fledermaus in seinem Aeußern etwas von einem Vogel und von einem vierfüßigen Thiere: seinen Namen hat er von der großen Aehnlichkeit, die sein Kopf und Körper mit dem Fuchse hat. Sein Körper ist ungefähr so groß wie eine gewöhnliche Katze. Die Flügel messen, wenn sie ausgebreitet sind, von der einen Spitze bis zur Andern etwann 6 Fuß: die Länge des Thieres beträgt von der Nase bis zum Schwanze, wovon es aber kaum den Namen hat, ungefähr 2 Fuß.

Die Baumfledermaus (Flormouse) lebt in Wäldern und setzt sich auf die höchsten Bäume. Wenn dieses Thier schläft oder ruht, so hängt es sich mit den Beinen an die Zweige und in dieser Stellung hat es das Ansehen, als wenn es tod wäre. Die Nacht ist die Zeit, wo diese Fledermäuse thätig sind; dann fliegen sie mit einem schrecklichen Geräusch herum und fressen alles Obst weg, das sie habhaft werden können. Um ihren Verheerungen Einhalt zu thun, hat man große Netze über die Bäume gezogen und eine Art von Klapper aufgestellt, die aus Breterstücken besteht,

wider das Gift dient, kommt wieder zurück, und setzt der Schlange so lange zu, bis es sie übermeistert und todgebissen hat. — Dergleichen erzählt man auch von dem Sperlinge Maragna in Südamerika, wenn er mit der Otter kämpft. Rumpf legt dem Mungo oder der Manguste die Eigenschaft bey, welche unser Verf. dem Ichneumon zugesteht, er nennt ihn Viverra serpenticida seu Moncus.

D. Uebers.

1) Eigentlich der fliegende Hund Vespertilio caninus Blumenbach oder Vesp. Vampyrus Lin.

D. Uebers.

sieht, welche so eingerichtet sind, daß sie zusammenschlagen und sie durch ihr Geräusch verscheuchen.

Die fliegenden Füchse sieht man auch bey Tage; sie fliegen oft herum und spüren nach, wo sich Obst findet; ihren Angriff auf dasselbe aber verschieben sie bis auf die Nacht und sie halten sich gemeiniglich, bis es dunkel wird, in dicken Wäldern auf. Sie sind auf dieser Insel sehr zahlreich und ich habe sie oft in solchen Schaaren beysammen gesehen, wie man bey uns in Europa Krähen um ihren Aufenthaltsort zu sehen gewohnt ist. Ich hatte die Absicht, ein Thier von dieser Art nach Europa einzuschiffen und ich hatte deshalb Eines getödet, als es in der Nachbarschaft von Nigombo über meinem Haupte schwebte, allein sein Gestank war so unerträglich, daß man dasselbe unmöglich auch nur die kürzeste Zeit aufbewahren konnte.

Die Ratten sind hier sehr zahlreich und eine sehr große Plage.

Außer den in Europa gewöhnlichen Ratten giebt es noch verschiedene Arten: die Merkwürdigsten sind die blinde Ratte, die Bisamratte und die Rohrratte. Die blinde Ratte [1]) lebt auf den Feldern und wühlt, wie der Maulwurf, besonders an den Ufern der Flüsse in der Erde. Gleich dem Maulwurfe warnt sie auch der Instinkt, die Oberfläche der Erde zu vermeiden. Dies geschieht durch eine Membrane, die sich über die Augen zieht, sobald sie den

1) Mustyphlus Pallas.

D. Uebers.

den Lichtstrahlen ausgesetzt ist: von dieser Eigenheit hat sie auch ihren Namen erhalten.

Die Rohrratte (bandycoot) ist so groß, wie eine mittelmäßige Katze: ihr Körper ist sehr dick und rund und der Kopf hat viele Aehnlichkeit mit einem Schweinskopfe: sie grunzt auch wie das Schwein. Wenn man ihr zu nahe kommt oder sie angreift, so wird sie sehr wild und fällt wüthend auf ihren Feind los.

Die Bisamratte [1]) oder die wohlriechende Spitzmaus ist sehr klein, mit einer langen Schnautze, die sich weit über den untern Kinnbacken hinaus erstreckt. Wenn man an sie hinankommt, so macht sie, wie das Eichhörnchen, ein quiekendes Geschrey, allein es ist weit schärfer und lauter. Wegen des unerträglichen Bisamgeruches, der diese Thiere begleitet und den sie allenthalben, wo sie hinkommen, zurücklassen, sind sie sehr unangenehme Gäste; es giebt kaum ein Haus, besonders zu Colombo, das sie nicht in allen Winkeln tüchtig durchräuchert hätten. Viele Sachen werden durch den Bisamgeruch ganz unbrauchbar, den sie ihnen schon dadurch mittheilen, daß sie bloß über sie hinweglaufen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß ihr Ausfluß von einer solchen durchdringenden Beschaffenheit ist, daß wenn sie nur über eine auch noch so gut zugestöpselte und versiegelte Weinflasche laufen, der Wein so stark von dem Bisam angesteckt wird, daß man

1) Sorex Moschatus Lin. Dieser weißt man sonst ihren Aufenthalt in Rußland und in den benachbarten Siberien an. Ohne Zweifel meint der Verf. hier Pallas, Mus Pilorides.

D. Uebers.

man ihn nicht trinken kann; auf diese Art kann auch ein ganzes Faß unbrauchbar gemacht werden.

Als ich zu Ende des Jahres 1796 auf Ceylon ankam, waren die Häuser schrecklich mit Ratten geplagt. Dies rührte größtentheils von der Unreinlichkeit und Nachlässigkeit der Holländer her: denn ob diese schon aus Eitelkeit ihre Gesellschaftszimmer hinlänglich sauber und reinlich hielten, so waren doch die übrigen Theile ihrer Häuser, besonders ihre Go-downs oder Hinterhäuser, wo ihre Bedienten und Sklaven wohnen, so schmuzig und voll alten unnützen Geräthes, daß alle Arten von Ungeziefer darin haußeten; auch waren die Hunde und Katzen des Landes bey der Vernichtung dieser Thiere nicht eben sehr behülflich. Allein seit dem Aufenthalte der englischen Offiziere auf dieser Insel sind ihre Dachshunde beständig beschäftigt gewesen, die Häuser von den Ratten zu säubern, deren Anzahl sich schon merklich vermindert hat. Man wendet jetzt auch mehr Aufmerksamkeit auf die Reinlichkeit der Wohnungen für die Bedienten, die sich natürlicher Weise nach dem Beyspiele ihrer Herren richten und folglich in dem Dienste der Engländer weit reinlicher als in dem der Holländer sind.

Der Talgoi ist eine Art von Ameisenfresser [1]) und vernichtet die Ameisen auf die nämliche Weise wie die übrigen Arten. Er legt nämlich seine klebrige Zunge vor ihre Nester und zieht sie in den Mund zurück, so bald er sieht, daß sie mit Ameisen bedeckt ist.

Die

1) Myrmecophaga.

D. Uebers.

Die Vögel auf Ceylon machen eine sehr zahlreiche Klasse aus. Es sind alle Arten von unserm Hausgeflügel, Truthüner ausgenommen, auf der Insel einheimisch: und es giebt wenige Vögel in unsern Wäldern oder Sümpfen, die man hier nicht auch in Menge fände. Enten, Gänse, Phasanen, große und kleine Papageyen (parrots and parroquets) trift man sowohl zahm als wild, in großer Anzahl an.

Der Lowrie oder Lorya [1]) ist eine Art von Papagey und unterscheidet sich durch seine Größe.

Schnepfen trift man in der heißen Jahreszeit in großer Menge an: dies ist ihre beste Jagdzeit.

Die bunte Schnepfe ist ein sehr schöner und auffallender Vogel. In Ansehung seiner Größe unterscheidet er sich wenig von unserer gewöhnlichen Schnepfe; bloß der Schnabel ist etwas kürzer; der Körper und die Flügel sind roth, gelb und schwarz gesprenkelt: dies giebt ihm ein sehr schönes Ansehen.

Der Florican ist eine Art von dem Kranichgeschlechte; er hat ungefähr die Größe und das Gewicht eines großen Kapauns und wird für ein vortrefliches Gericht gehalten. Er lebt in den Wäldern, die sich an den Ufern der Teiche oder Seen befinden. Der Hals und der Körper sind länglich, aber doch nicht so dünn, daß die leztere Eigenschaft mit ihrer Länge im Verhältnisse stände, wie

1) Diesen Namen führt auch eine Art von Affen auf Ceylon.
D. Uebers.

wie dies bey dem Kraniche [1]) oder dem grauen Reiher [2]) der Fall ist. — An den Ufern der Flüsse und Seen wimmelt es von Störchen, Kranichen, grauen Reihern und Wasservögeln aller Art.

Man findet Baumhacker mit goldfarbigen Schleifen auf dem Kopfe.

Tauben, sowohl wilde als zahme, machen einen Haupttheil der Vögel auf Ceylon aus. Die merkwürdigste Art ist die Zimmttaube: diesen Namen hat sie daher, weil sie sich vorzüglich gern in Zimmtwäldern aufhält. Sie sieht schön grün aus und ist so groß wie unsere gemeine Taube. Diese Art schwärmt zu allen Jahreszeiten auf Ceylon herum. Die Europäer schießen sie oft und sie sind ein Leckerbissen für die Tafel. Es ist merkwürdig, daß sich diese Tauben niemals auf die Erde niederlassen, sondern immer auf hohen Bäumen, besonders auf dem Bananasbaume sitzen.

Es giebt auf Ceylon noch eine andere Art von Tauben, die eine grauliche Farbe hat und die beynahe so groß als die eben beschriebene Art ist. Allenthalben wimmelt es in den Wäldern von kleinern Tauben von verschiedenen Arten und von mancherley Farben.

Man

1) Ardea grus. Lin.

D. Uebers.

2) Ardea cinerea. Lin.

D. Uebers.

Man hat mir zwar gesagt, daß der Pelikan auf dieser Insel einheimisch sey, allein ich habe ihn niemals gesehen. Es giebt hier auch etliche Rebhüner von der kleinen rothbeinigten Art;[1]) man findet sie auf den Küsten zwischen Nigombo und Manaar. Man hat viele Versuche gemacht, die Zucht hier weiter auszubreiten; besonders gab sich der General Macdowal Mühe, dergleichen von Tutocorin und von andern Orten her auf der gegenüberliegenden Küste zu erhalten; alsdann ließ man sie in den Zimmtgärten fliegen, damit sie brüten sollten.

Unter einer Menge kleinerer Vögel zeichnet sich besonders der Honigvogel aus.[2]) Seinen Namen hat er von dem ihm eigenen Instinkte, vermöge welchen er den in den Bäumen verborgenen Honig entdeckt. Gleich als wenn dieser Vogel zum Dienste der Menschen bestimmt wäre, flattert er unaufhörlich herum und macht ein großes Geschrey, bis er irgend jemand herbeygezogen und denselben dem Weg zu folgen veranlaßt hat, den er ihm zeigt. Er flattert alsdann vor ihm voraus, bis er ihn zu dem Baume gebracht hat, wo die Bienen ihren Schatz verborgen haben. Der Mensch nimmt hierauf den Honig weg, läßt aber etwas Weniges davon für den Vogel zurück, der still und gelassen wartet, bis er seine Belohnung genießen darf. So bald er seinen Theil aufgezehrt hat, erneuert er sein Ge-

1) Tetrao rufus Lin.

D. Uebers.

2) Dies ist ohnstreitig der Honigkukuk: (cuculus indicator Lin.) Dieser Vogel hält sich vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf.

D. Uebers.

Geschrey wieder und sucht einen andern Baum auf: ihm folgt der Mensch nach, der an ihm einen von Natur für ihn bestimmten Führer findet.

Die Krähen sind hier, so wie in allen übrigen Theilen von Indien außerordentlich dreust und lästig: es kostet viele Mühe, sie aus den Häusern abzuhalten, die wegen der Hitze offen gebauet und solchen ungebetenen Gästen sehr ausgesetzt sind. Schon oben habe ich Einige von den Plagen angeführt, die ich während meines Aufenthaltes von Colombo von ihnen auszustehen hatte. Sie sind so kühn, daß sie gleich den Harpyen der Alten häufig Brot und Fleisch vom Tische wegschnappen, wenn auch Gäste um denselben herumsitzen sollten. In der Gestalt gleichen sie genau unserer gewöhnlichen Krähe; was aber ihre Größe anbelangt, so sind sie gemeiniglich kleiner. In jeder Stadt, in jedem Fort und in jedem Dorfe auf der Insel wimmelt es davon: gleich als wenn sie die Gesellschaft der Menschen ganz besonders liebten, sieht man sie beständig auf den Häusern herumspringen. Sehr selten trift man sie in Wäldern oder auf öden Plätzen an. Ob nun gleich diese Vögel außerordentlich lästig sind und beständig darauf passen, wo sie etwas, was sie erreichen können, wegschnappen können, so sind sie doch nichts weniger als eine unnütze Plage, womit etwann die Bewohner dieses Theiles der Erde heimgesucht wären. Die Krähen sind vielmehr für die Indier große Wohlthaten und ersetzen durch den Vortheil den sie gewähren, reichlich ihre lästigen Bübereyen.

Da sie insgesammt sehr begierig das Aas verzehren und sogleich alle Arten von Unrath, Wegwurf und todten Gewürmen wegfressen, sobald dergleichen zum Vorscheine kommen, so schaffen sie alle die Gegenstände fort, die,

wenn man sie liegen ließe, in diesem heißen Himmelsstriche den schädlichsten Gestank verbreiten und wahrscheinlich Faulfieber hervorbringen würden. In dieser Hinsicht werden die Krähen von den Eingebornen gar sehr geschätzt; sie lassen ihre lästigen Streiche und ihre Unverschämtheit ungeahndet und geben nicht zu, daß jemand eine Krähe schieße oder auf eine andere Art tödte.

Die Habichte und Geyer richten unter den gefiederten Thieren des Waldes sehr große Verheerungen an; allein wo sie sich in Trupps beysammen lagern, sind sie, gleich den Krähen sehr nützlich, indem sie alle schädliche Sachen wegschaffen.

Die indische Mandelkrähe (roller) zeichnet sich durch ihr schönes Gefieder aus: ihr Schwanz ist mit zwey Federn von besonderm Ansehen und einer merkwürdigen Länge geschmückt.

Die gelbhaubige Drossel, die man hier in Bauern hält, zeichnet sich durch ihre Geschicklichkeit im Nachahmen aus; sie kann jeden Gesang, den sie hört, sogleich wiederhohlen.

Unter den kleinern Vögeln ist besonders der Schneidervogel [1]) wegen der Geschicklichkeit merkwürdig, mit der er sein Nest erbauet. Dieser Vogel sieht gelb aus, ist nicht über 3 Zoll lang und verhältnißmäßig dünn. Damit sein kleines Nest nicht etwann heruntergeschüttelt wird, sucht er es auf eine solche Art an die Baumblätter fest zu machen,

1) Motacilla sartoria.

D. Uebers.

machen, daß beyde zugleich hängen bleiben oder herabfallen müssen. Das Nest besteht aus Blättern, die er von der Erde auflieſt und vermittelst seines schlanken Schnabels und einiger feiner Fasern, die er statt der Nadel und des Zwirnes braucht, näht er sie mit großer Geschicklichkeit an diejenigen Blätter an, die noch auf dem Baume sind. Daher hat er auch seinen Namen Schneidervogel bekommen. Durch das Ausfüttern, welches durch Flaumen geschieht, wird das Gewicht des Nestes nur wenig vermehrt, und wird kaum an dem Zweige, der es trägt, gespürt.

Auf Ceylon findet man zwey Arten von Fliegenschnäppern. [1]) Sie zeichnen sich durch die ungeheuere Länge ihres Schwanzes aus, wodurch sie das Ansehen von Pfeilen erhalten, wenn sie durch die Luft schießen. In dem Schwanze der einen Art befinden sich zwey Federn, die die Uebrigen wenigstens 9 Zoll an Länge übertreffen.

Die Schwalben, die man hier sieht, sind von den nämlichen Arten, wie die Unsrigen. Sie verlassen niemals die Insel.

Auf Ceylon sind zwey Arten von Pfauen einheimisch. Die Eine, die man als Hausthier hält, ist von der nämlichen Art, wie die in Europa bekannte; die Andere aber, die ohne Einschränkung in den innländischen Wäldern herumstreift, ist weit größer und ein wirklich prächtiger Vogel. Man findet diesen über ganz Indien verbreitet, das sein Vaterland ist; und durch sein glän-

1) Muscicapa.

D. Uebers.

zendes Gefieder vermehrt er gar sehr die Schönheit der Wälder.

Der Binsenvogel (Jungle - Fowl) gleicht an Grösse unserm gemeinen Federvieh, allein er hat ein weit schöneres Gefieder und unterscheidet sich durch seine doppelten Sporne.

Die kriechenden Thiere und Insekten sind auf Ceylon außerordentlich zahlreich und verschiedene Arten darunter sind noch sehr wenig bekannt. Besonders wimmelt es von Schlangen, die für die Einwohner eine große Plage sind.

Die Covra Capello oder die Hutschlange findet man hier von 6 bis 15 Fuß Länge. Ihr Biß ist tödlich. Die Eingebornen kennen das Kraut, das ihnen der Ichneumon als ein Mittel gezeigt hat, wenn es bey Zeiten gebraucht wird. Wenn diese Schlange wüthend oder zum Angriffe bereit ist, so hebt sie den Kopf und den Leib 3 bis 4 Fuß auf eine spiralförmige Art in die Höhe, während sie zugleich den übrigen Theil des Körpers zusammenrollt, um ihren Sprung zu beschleunigen und zu verstärken. In diesem Augenblicke dehnt sie am Kopfe ein Fell in der Gestalt eines Hutes aus, wovon sie den Namen bekommen hat. Dieser Hut ist eine Membrane (Fell), die längs der Stirne und den Seiten des Halses hinliegt und beynahe unmerklich ist, so lange das Thier nicht wüthend wird und seinen Feind anzugreifen im Begriffe ist. Wenn der Hut aufrecht steht, so bekommt ihr Kopf ein ganz anderes Ansehen und man bemerkt einen sonderbaren weißen Streifen, der längs der Stirn in Gestalt einer Bril-

le *) oder manchmal auch eines Hufeisens hinläuft. Die Ausdehnung dieser Membrane scheint die Vorsehung dieserhalb beabsichtigt zu haben, damit allen denjenigen, die dies Thier erreichen kann, ein Wink gegeben wird, daß es Anstalt zu ihrem Angriffe trifft: ohne dieses Zeichen wäre diese Schlange in der That ein sehr gefährliches Geschöpf, indem nachmals seine Bewegungen zu schnell vor sich gehen, als daß man ihnen ausweichen könnte. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß man dem tödlichen Bisse dieser Schlange bloß dadurch entgieng, daß der Gegenstand ihrer Rache bey Zeiten ihre Zurüstungen gewahr wurde.

Ein merkwürdiger Charakterzug dieser gefährlichen Schlange ist ihre große Liebe zur Musik. Selbst wenn sie erst gefangen sind, scheinen sie doch mit Vergnügen den Tönen zuzuhören und sogar besondere Wendungen zu machen. Die indischen Gaukler wissen diese natürliche Anlage sehr zu vervollkommnen: wenn sie diese Thiere gezähmt haben, lehren sie ihnen sogar nach ihrer Octavflöte Takt halten.

Die Covra manilla, die fürchterlichste unter allen Schlangen, ist ungefähr 2 Fuß lang und hat vom Kopfe bis zum Schwanze beynahe einerley Dicke. Ihre Farbe ist ein röthliches Schwarz. Der Biß ist beynahe augenblicklich tödlich und man hat kein Beyspiel, daß jemand, den sie gebissen, gerettet worden wäre. Indessen ist durch die Güte der Vorsehung diese Art nicht zahlreich und bey-

Aa 3 nahe

*) Deshalb heißt sie auch die Brillenschlange (coluber naja.)

D. Uebers.

nahe gänzlich auf einige Theile in dem Innern eingeschränkt. Sie ist in der That so selten, daß ich nie jemals jemand gesprochen habe, der sie wirklich untersucht oder nur ganz gewiß gesehen hätte. Die Nachricht, die ich hier von ihr mitgetheilt habe, ist aus den gangbarsten Nachrichten über sie geschöpft.

Die Peitschenschlange [1]) und die Grasschlange sind beyde giftig. Sie sehen grünlich aus und sind gesprenkelt.

Die Wasserschlange, die Waldschlange und etliche andere Arten, die man gewöhnlich in alten Ruinen antrift, sind ganz unschädliche Geschöpfe. Sie unterscheiden sich von den giftigen Arten dadurch, daß sie sich nicht in die Höhe richten, um Anstalten zum Angriffe zu treffen, sondern ihren Kopf dicht an der Erde halten und die ganze Zeit über zischen.

Die Felsenschlange ist ein ungeheuer großes Thier, das bis 30 Fuß lang ist. [2]) Ich habe selbst Eine gesehen, die 22 Fuß lang und ungefähr so dick wie ein Mannsschenkel war. Man hat mir erzählt, daß man auf der Insel noch weit größere anträfe. Ich habe, aber nur flüchtig, noch eine Andere gesehen, die vor mir vorbey durch die Gebüsche in die Nachbarschaft von Colombo schlich: an Größe schien sie jene, die ich zuerst gesehen und eben erwähnt

1) Coluber mycterizans.

D. Uebers.

2) Dies ist ohnstreitig boa constrictor.

D. Uebers.

wähnt habe, zu übertreffen. Die Felsenschlange bewohnt hauptsächlich die felsigen Ufer der Flüsse. Sie sieht graulich aus und hat breite weiße Streifen. Ob schon diese Thiere wegen ihrer ungeheuern Größe fürchterlich sind, so sind sie doch gänzlich ohne Gift. Sie richten indessen Verheerungen unter Einigen von den kleinern Thieren an und fressen junge Böcke, Ziegen, Schweine, Federvieh u. s. w. indem sie zuerst den Schwanz um ihre Beute wickeln, um ihr die Knochen zu zerbrechen und sie tod zu drücken.

Ehe ich auf dieser Insel anlangte, hörte ich viele Erzählungen von einer ungeheuern Schlange, die so groß seyn, daß sie Tiger und Büffel verzehre und so viele Kühnheit haben solle, daß sie selbst den Elephanten angreife. [1]) Ich erkundigte mich sorgfältig an Ort und Stelle nach diesem schrecklichen Thiere, allein kein Eingeborner hatte jemals etwas von diesem Ungeheuer gehört. Wahrscheinlich sind diese Mährchen durch die übertriebenen Nachrichten von der Felsenschlange entstanden.

Alligators [2]) von einer ungeheuern Größe halten sich in allen Flüssen auf Ceylon auf und machen sie allenthalben sehr gefährlich. Viele Menschen werden unaufhörlich ein Opfer derselben. Als im Jahre 1799 der Obriste Champagne in Abwesenheit des Herrn North die Stelle des Statthalters vertrat, schickte ihm Einer

1) Dies erzählt man von der Königsschlange (boa constrictor).

D. Uebers.

2) Lacerta alligator. Lin.

D. Uebers.

der vornehmsten Cingalesen einen Alligator zur Ansicht. Er war volle 20 Fuß lang und am Körper so dick wie ein Pferd. Man hatte ihn etwann 30 Meilen von Colombo getödtet und zum Fortschaffen seines großen Körpers waren zwey Karren nöthig, die man hintereinander gespannt hatte, und die von 8 Stieren gezogen wurden; demungeachtet aber hieng noch ein Theil von dem Schwanze herab und wurde auf der Erde fortgeschleppt. Als man ihn öfnete, fand man in seinem Bauche den Kopf und den Arm eines Schwarzen, die er noch nicht völlig verdauet hatte. Die Haut war von einem knotigen Horngewebe, wie bey einem jungen Rhinoceros; es konnte keine Flintenkugel hindurchdringen. Als im Februar des nämlichen Jahres die Bedeckung des Gouverneur, auf ihrem Wege, dem candyschen Gesandten entgegen zu gehen, zu Sittivacca anlangte, wollten sich Einige von dem Soldaten nach ihren Strapazen auf dem Marsche durch ein Bad in dem Flusse erquicken, der durch diesen schönen und romantischen Flecken läuft, allein sie erstaunten nicht wenig, als sie den Platz schon von einer Menge Alligators eingenommen fanden. Da ich gerade dabey war und eine Vogelflinte in der Hand hatte, so gab ich auf zwey derselben Feuer und tödete sie. Sie waren beyde noch jung und ungefähr 8 Fuß lang.

Der Iguana oder Leguan [*]) hat im Aeußern sehr viel Aehnliches mit dem Alligator. Er ist ein sehr häßliches Thier, das aber niemand etwas zu Leide thut und in Höhlen auf der Erde lebt. Die Eingebornen halten ihn für ein

*) Lacerta iguana.

D. Uebers.

ein köstliches Gericht und man macht vortreflichen Curry oder herrliche Suppen daraus.

Auf der ganzen Insel trift man allenthalben eine ungeheuere Schaar von Kröten, Eidechsen, Blutigeln, Kamäleonen und eine Menge anderer Thiere dieser Art an; allein eine besondere Beschreibung derselben würde meinen Lesern keine Unterhaltung gewähren.

Eine Art Blutigel hat jedoch einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß ich sie unerwähnt lassen sollte. Außer den Blutigeln, die die Apotheker zur Vertreibung von Geschwulsten und zur Abzapfung des verderbten Blutes brauchen, giebt es noch eine andere Art, die sich in den Wäldern und sumpfigten Orten auf Ceylon in ungeheuern Schaaren findet. Besonders ist dies der Fall zur Regenzeit, wo sie jedem, der hindurchreist, außerordentlich zur Last fallen. Die Blutigel von dieser Art sind sehr klein und nicht viel größer als eine Steckenadel; sie haben eine dunkelroth gesprenkelte Farbe. Sie kriechen nicht wie ein Wurm, oder wie die Blutigel, die wir in Europa zu sehen gewohnt sind, sondern sie springen beständig, indem sie zuerst den Kopf irgendwo anstemmen und dann ihren Schwanz mit einem schnellen Rucke nachbringen, während sie zugleich den Kopf wiederum fortschleudern, um weiter zu kommen. Auf diese Art bewegen sie sich so außerordentlich geschwind, daß sie, ehe man sie noch gewahr wird, dem Reisenden schon auf den Kleidern sitzen, wo sie sogleich durch eine Oefnung einen Weg zur Haut zu finden suchen. Sobald sie diese erreichen, fangen sie Blut zu saugen an und da sie dies sogar durch die leichte Kleidung, die man in diesem Klima trägt, bewerkstelligen können, so ist es beynahe unmöglich, zur

Regenzeit durch die Wälder und sumpfigten Gegenden zu reisen, ohne mit Blut überdeckt zu werden.

Auf unserer Reise nach Candy, wo wir durch die schmalen Pfade in den Wäldern marschirten, wurden wir schrecklich von diesem Ungezieser geplagt: denn wenn irgend jemand von uns sich niedersetzte oder nur einen Augenblick still stand, so konnte man versichert seyn, daß er sogleich von einer Menge derselben angegriffen werden würde und ehe wir sie los werden konnten, waren schon unsere Handschuhe und Stiefeln voll Blut. Dies war mit keiner geringen Gefahr verknüpft: denn wenn ein Soldat vor Trunkenheit oder Müdigkeit auf die Erde gefallen und eingeschlafen wäre, so würde er sich zu Tode geblutet haben. Des Morgens, wenn ich aufstand, fand ich oft, daß mein Bettzeug und meine Haut auf eine beunruhigende Art mit Blut bedeckt waren. Die Holländer verlohren verschiedenemal auf ihren Märschen ins Innere Mehrere von ihren Leuten und als wir aufbrachen, sagten sie uns, daß wir unsere Reise vor dieser Plage kaum würden machen können. Allein ob wir schon fürchterlich geplagt wurden, so entkamen wir doch Alle ohne irgend einen ernsthaften Zufall. Sowohl Thiere als Menschen, sind den Anfällen dieser Blutigel ausgesetzt. Besonders ist dies mit Pferden der Fall und da diese, wenn sie solche Geschöpfe fühlen, fürchterlich ausschlagen und sich bäumen, um sie los zu werden, so ist es sehr unsicher, durch die Wälder im Innern der Insel zu reuten.

Man findet hier auch eine Art von fliegender Eidechse, [1]) die mit Membranen versehen ist, die sich längs den Sei-

1) Draco volans.

D. Uebers.

Seiten in Gestalt von Flügeln hin erstrecken, vermittelst welcher sie von einem Baume zum Andern fliehen kann. Sie ist nicht über 9 Zoll lang und völlig unschädlich, ob sie schon das einzige bekannte Thier ist, das Aehnlichkeit mit dem fabelhaften Drachen hat.

Die Insekten sind auf Ceylon außerordentlich zahlreich. Man findet daselbst verschiedene Arten von Spinnen von ungewöhnlicher Größe, die giftig sind. Fliegen, Käfer, Tagvögel, Muskitos, Schaben nebst fast allen in Europa bekannten Insekten trift man hier von sonderbaren Gestalten und mit einem schönen Farbenwechsel geschmückt an. Erdflöhe und Läuse plagen die Hunde so sehr, daß sie fast toll werden.

Ameisen, die man hier von jeder Art findet, waren nebst den Blutigeln eine andere Plage, die wir auf unserer Reise durch die Wälder von Candy auszustehen hatten: unsere Kleidungsstücke und Geräthschaften litten außerordentlich von diesem Ungeziefer. Die große rothe Ameise, die auf Bäumen lebt und ihre Nester zwischen die Zweige bauet, beißt sehr heftig und wenn man zwischen den Bäumen hingeht, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man ihren Wohnungen nicht zu nahe kommt oder man wird gar bald die Folgen seiner Unachtsamkeit fühlen. Es giebt auch noch eine Menge schwarzer und rother Ameisen, die aber kleiner sind und die in verfaulten Stämmen und Sümpfen von Bäumen wohnen. Man sieht sie beständig in Bewegung, indem sie an den Bäumen hinauf- und herablaufen. Sie sind völlig unschädlich und ob sie schon gelegentlich, wie die Ameisen bey uns, beißen, so hat doch ihr Biß sehr wenig zu bedeuten.

Es giebt hier eine sehr kleine Art von Ameisen, die man in den Wohnhäusern antrift, wo sie sehr vielen Nutzen stiftet, indem sie die größern Ameisen, die weiße Ameise, und die Schaben tödtet. Sie fressen alles, was ihren Verheerungen preiß gegeben wird, eilfertig auf. Wenn jemand am Tische zufälliger Weise einen Bissen Brod, oder Fleisch, oder irgend eine Art von Speise herabfallen läßt, so sieht man sogleich eine ungeheure Schaar von diesen Thieren in Bewegung, die sich darüber herwerfen, um es wegzuschaffen. Man kann es durch kein Mittel dahin bringen, daß man sie vom Tische abhält, und daß sie sich nicht in ganzen Schwärmen auf das Brod, den Zucker und solche Dinge setzen, die ihrem Gaumen besonders behagen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man eine Theetasse sieht, die, wenn man sie voll gegossen hat, gänzlich mit diesen Geschöpfen bedeckt ist, die gleich einem Schaume tod auf dem Thee herumschwimmen.

Die schädlichste Art von diesem Ungeziefer aber ist die weiße Ameise, [1]) die gleich große Verheerungen auf den Feldern und in den Wohnhäusern anrichtet. Ihr Nest erbauen diese Ameisen von einem sehr feinen Lehme, den sie in großen Wällen aufwerfen und sorgfältig dazu zubereiten. Sie wissen einen so vortreflichen Kitt daraus zu machen, daß, sobald er durch die Sonnenstrahlen getrocknet ist, er so hart wird, daß man selbst mit einer spitzigen Axt viele Mühe anwenden muß, wenn man die Haufen wieder einreißen will. Diese Ameisenhügel sind oft

1) Termes fatalis.

D. Uebers.

oft 6 bis 8 Fuß hoch [1]) und haben sowohl oben als rund an den Seiten herum große Oefnungen, die zu Eingängen und Verbindungscanälen dienen. Oft sind dieselben auch ein Aufenthaltsort weit gefährlicher Thiere z. B. der Scorpionen und der Covra Capelloschlange; die Eingebornen hüten sich daher sorgfältig, daß sie sich nie bey solchen Ameisenhügeln niederlegen oder einschlafen.

Die weißen Ameisen können in einer Nacht alle Schuhe, Stiefeln, Kofferboden, die ihnen in den Weg kommen oder die man auf der Erde liegen oder stehen läßt, zerstören und auffressen. Hieran ist aber allemal die Sorglosigkeit der schwarzen Bedienten Schuld. Im Lager legt man die Zeltgeräthschaften auf umgestürzte Bouteillen, die man mit dem Halse in die Erde steckt und an denen die Ameisen wegen der Glätte des Glases nicht hinaufkriechen können. In den Wohnhäusern stellt man eben deshalb Koffer, Stühle, Bettstellen in blecherne Gefäße mit Wasser. Ich habe häufig gesehen, daß die großen Balken eines Hauses von diesen Ameisen beynahe aufgefressen waren und auf die Köpfe der Bewohner herabzustürzen droheten.

Dieser verheerende Instinkt ist jedoch nicht ohne den größten Nutzen und der Schöpfer hat ihnen denselben zu sehr wohlthätigen Absichten eingepflanzt, die man allenthalben in jedem Theile seines Weltplanes deutlich erblickt. In den ungeheuern Wäldern, die sie bewohnen und die noch

1) Golberry traf in Afrika noch weit höhere an, die z. B. bis 16 Fuß hoch waren.

D. Uebers.

noch nie eine menschliche Hand bearbeitet hat, würde die beständige Anhäufung des abgestorbenen Holzes zu Zeiten gar sehr das Wachsthum hindern, wenn nicht gänzlich ersticken, wenn diese Thiere nicht beständig mit seiner Verzehrung beschäftigt wären.

Mit ihrer Zerstörungssucht ist noch eine andere natürliche Neigung verbunden, die jener großen Theils das Gleichgewicht hält und den verheerenden Wirkungen derselben Einhalt thut. Trieben die weißen Ameisen bey den Kräften, mit denen sie von Natur zum Zerstören ausgerüstet sind, ihre Arbeiten gleich andern Ameisen insgeheim und blieben sie von denjenigen, denen daran gelegen ist, ihre Fortschritte zu hemmen, unbemerkt, so würde man kaum im Stande seyn, etwas auf den Feldern oder in den Häusern, besonders auf Ceylon, wo sie zahlreicher sind und wo sie größere Verwüstungen anrichten als vielleicht an irgend einem andern Orte, gegen ihre Zerstörungssucht zu sichern. Wenn sie sich von einer Wohnung zur Andern begeben wollen oder wenn sie sich auf einem Stücke Holz oder einem andern Gegenstande, den sie zu zerstören oder worin sie eine Wohnung anzulegen Willens sind, festgesetzt haben, so führen sie zuerst eine Röhre oder einen hohlen Weg für sich auf, wo sie arbeiten oder hin- und herlaufen können, ohne daß man sie gewahr wird. Diese Röhre, die ungefähr so groß wie ein Gänsekiel ist, verfertigen sie mit vieler Geschwindigkeit und Geschicklichkeit aus feinem Sande; sie sieht feucht aus, wenn sie erst vor kurzem fertig worden ist. So bald dieselbe nun eine gehörige Festigkeit erlangt hat, fangen sie unter ihrer Decke gierig und mit großer Schnelligkeit zu verheeren an. Dieser Instinkt ist so mächtig, daß sie nicht einmal von der Erde auf den Gipfel eines Hauses an den Mauern oder Pfosten hinauflaufen, ohne vorher ihren bedeckten Weg ange-

legt zu haben. Allein dieser Kunstgriff, durch den sie der Entdeckung zu entgehen hoffen, verräth sie jederzeit und macht ihre Feinde auf sie aufmerksam. Werden diese Röhren heruntergerissen und zerstört, so hat man den Verheerungen der Ameisen vor diesmal vorgebeugt: denn sie fahren niemals weiter in ihren Verwüstungen fort, ohne vorhero ihren Bau erneuert zu haben.

Der schwarze Scorpion auf Ceylon ist ein sehr gefährliches Thier und sein Stich ist oft tödlich. Diese Art ist etwann 4 Zoll lang und in der Mitte des Körpers einen bis zwey Zoll breit. Wenn sie läuft oder beunruhigt wird, so trägt sie den Schwanz gewöhnlich auf dem Rücken. Diese Scorpionen verwunden mit ihren Scheeren oder Zangen und fahren augenblicklich mit dem Stachel, der sich in ihrem Schwanze befindet, in die Stelle hinein, die sie verwundet haben. Ihr Stachel läßt ein Gift fahren, das Aehnlichkeit mit der Milch hat, aber nicht ganz so weiß aussieht. Werden sie von ihren geschwornen Feinden, den Ameisen, angegriffen und können sie sich nicht vor ihnen retten, so stechen sie sich selbst tod.

Der Hundertfuß, der seinen Namen von den vielen Beinen hat, die allenthalben an seinem Körper hervorragen, sticht auf die nämliche Art, wie der Scorpion; erst verwundet er und dann schießt er den Stachel an seinem Schwanze in die Wunde.

Man findet hier eine sehr große Spinne, deren Beine nicht weniger als 4 Fuß lang sind und deren Körper mit dichten schwarzen Haaren bedeckt ist. [1]) Das Gespinnst,

1) Vielleicht aranea spithamea, die sich in Ostindien findet und sehr lange Beine hat. D. Uebers.

spinnst, das sie verfertigt, ist so stark, daß sich sogar kleine Vögel, die ihre gewöhnliche Nahrung sind, darin verwickeln und daran hängen bleiben.

Es findet sich hier auch ein Insekt, das einem ungeheuer großen Käfer ähnlich sieht. Wir nennen es den Zimmermann, weil es große Löcher von einer regelmäßigen Form und zwar mehrere Fuß tief ins Holz hineinbohrt: wenn diese Höhlen fertig sind, so schlägt es seine Wohnung darin auf.

In den Seen und Flüssen von Ceylon, so wie auch in dem anstoßenden Meere findet man Fische von allen Arten in großem Ueberflusse. Diejenigen, die man in süßem Wasser antrift, zeichnen sich weit mehr durch ihre ungeheuere Menge als durch ihre Güte aus. Die Barbe ist indessen sehr gut und vielleicht der Beste unter den Fischen des süßen Wassers. So viel ich habe bemerken können, giebt es keine Art, die Ceylon allein eigenthümlich wäre; sondern alle sind den wärmern Breiten gemein, ob sie sich schon von den Europäischen unterscheiden. Ein Umstand hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß man nämlich in jedem Teiche oder in jeder schlammigen Lache, die zufällig mit Regenwasser angefüllt wird oder erst ganz neuerlich angelegt worden ist, und die mit keinem andern Wasser in der geringsten Verbindung steht, beständig Schwärme von Fischen antrift. Die einzige Erklärung, die sich von dieser Erscheinung geben läßt, besteht darin, daß man annimmt, der Leich sey durch irgend einen unbekannten Proceß mit dem Regen in der Luft fortgeführt und hierauf mit demselben auf die Erde in einem Zustande herabgefallen, daß er sogleich lebendig worden sey.

Man

Man fängt an allen Küsten um die ganze Insel her-um viele vortrefliche Fische und diese machen einen Haupt-gegenstand sowohl des Handels als der Nahrung der Ein-gebornen aus.

Funfzehntes Kapitel.

Gewächse auf Ceylon.

Ceylon ist besonders reich an Pflanzen. Man findet daselbst beynahe alle die Obstarten, die Indien und den Ländern innerhalb der Wendekreiße besonders eigen sind, in großer Menge und von vorzüglicher Güte. Eine bis zwey Arten ausgenommen, nämlich die Mangos von Massegon und die Mandarinapfelsine von China, die man in den letzten Jahren zu Bombay angebauet hat, behauptet diese Insel einen unleugbaren Vorzug vor allen unsern Besitzungen auf dem festen Lande von Indien. Der Himmelsstrich ist ganz vorzüglich zur Beförderung des Wachsthumes geeignet und es giebt wenige Theile, wo nicht eine oder die andere Obstart üppig gedeiht. Die meisten Obstarten, die auf der Insel einheimisch sind, wachsen ohne weitere Wartung oder ohne weitere Bemühung, sie anzupflanzen, in den Wäldern von freyem Stücken. Die einzige Mühe, die der Landmann dabey hat, besteht bloß darin, daß er sie abpflückt und zu Markte schaft, wo sie freylich sehr wohlfeil sind.

Unter den Früchten, die von freyem Stücken in den Wäldern von Ceylon wachsen, trift man die Meisten von denjenigen an, welche auf unsern europäischen Tafeln den köstlichsten Nachtisch ausmachen. Dergleichen sind Ananas, Pomeranzen, Granatäpfel, Citronen, Limonien, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen, Melonen-Pfeben (cucurbita melopepo), Feigen, Mandeln, Maulbeeren, Heidelbeeren u. s. w. Alle diese Früchte aber sind zu bekannt, als daß eine besondere Beschreibung derselben nöthig wäre.

Die Mango [1]) hat eine längliche cylinderartige Form und gleicht an Gestalt und Größe einem Ey. Ihr Geschmack und Geruch sind vorzüglich und man hält sie in Indien für Eine der köstlichsten Früchte. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß keine Mango, die man von einem und demselben Baume pflückt, der Andern an Geschmack oder Geruch gleich ist. Das Fleisch, das außerordentlich saftig und von einem zaserigen Gewebe ist, ist wie eine Pfirsche mit einer Haut überzogen, die aber größer und dicker ist und sich leicht abschälen läßt. Der Kern ist sehr groß und von der nämlichen Gestalt wie die Frucht. An Geruch gleicht die Mango der Melone, ob sie gleich bisweilen auch terpentinartig riecht. Wenn die Frucht reif ist, so ist sie eine sehr gesunde Speise und wenn man sie vor der gehörigen Reife abpflückt, so liefert sie die besten Brühen und das beste Eingemachte, das in dieser Gegend der Erde bekannt ist. Der Mangobaum wird sehr groß und breitet seine großen und schönen Aeste, wie unsere Eichen aus; allein sein Holz wird zu keinem nützlichen Zwecke gebraucht.

1) Mangifera indica.

D. Uebers.

Die Mangostin [1]) ist eine sehr hoch geschätzte Frucht, aber auch Eine der Seltensten auf Ceylon, indem man sie bloß in einem bis zwei Gärten holländischer Herren antrifft. In Ansehen ihrer Gestalt gleicht sie dem Granatapfel, ihr Fleisch aber hat weit mehr Aehnliches mit der Mango und besteht aus saftreichen Fasern. Man hält sie für ein vortrefliches Heilmittel in Ruhren.

Die Schaddock oder Pompelmuße [2]) wird oft so groß wie ein Menschenkopf. An Gestalt gleicht sie der Pomeranze, und ist mit einer Haut von dem nämlichen Gewebe bedeckt, ob dieselbe schon weit weicher und dicker ist. Auch das Fleisch gleicht dem der Pomeranze, nur sind die saftigen Fasern verhältnißmäßig größer. Es giebt zwey Arten von Schaddocks; die Eine hat eine weiße, die Andere aber eine gelbe Farbe. Auch unterscheiden sie sich im Geschmack von einander.

Der Tamboe [3]) oder Rosenapfel ist fast so groß als Einer von unsern gewöhnlichen Aepfeln, und hat auch beynahe die nämliche Gestalt, nur ist er mehr oval. Er ist von einer schönen rothen und weißen Farbe. Das Fleisch ist von einem zartern Gewebe als bey unsern Aepfeln und hat den Geschmack und Geruch einer Rose, woher sie auch den Namen hat. Es ist eine sehr gesunde, kühlende, angenehme, obschon geschmacklose Frucht. Sie

1) Die Frucht der garcinia mangostana Lin.
Der Uebers.

2) Citrus decumana Lin.
Der Uebers.

3) Dies ist ohnstreitig die Iambu (Eugenia Lin.).
D. Uebers.

Sie enthält einen großen, weichen Kern, der beynahe halb so groß als die Frucht ist.

Der Cuschu-Apfel [1]) ist nicht so groß als die vorhergehende Art: er ist weich und voll von einem sehr herben adstringirenden Safte, der die Lippen zusammenzieht, wenn man ihn darauf bringt. Die Nuß, die an Gestalt einer welschen Bohne nicht unähnlich ist, befindet sich an dem Ende des Apfels und wenn man sie röstet, so schmeckt sie wie unsere Kastanien, ob sie schon öhlichter ist.

Die Katapa hat etwas Aehnliches mit unserer Welschennuß; nach meinem Geschmacke aber schmeckt sie besser.

Die Paupa oder Papaya [2]) ist so groß wie eine Melone und ihr Fleisch hat auch beynahe denselben Geschmack und Geruch; es ist aber so weich, daß man es mit einem Löffel, wie Pudding, zertheilen kann. Ob es gleich keine Frucht von einem köstlichen Geschmacke ist, so wird sie doch stark gegessen, weil sie sehr gesund und kühlend ist. Im Innern des Fleisches befindet sich ein hohler Raum, der eine Menge Kerner von der Farbe und Größe des schwarzen Pfeffers enthält; sie schmecken gerade wie Wasserkresse, an deren Stelle ich sie auch oft gegessen habe.

1) Andere nennen diese Frucht Kaschu- oder Acajoufrucht, anacardium Acaju Lin.

Der Uebers.

2) Carica papaya Lin.

Der Uebers.

Der Custard-Apfel (Rahmapfel) [1]) hat seinen Namen daher, daß sein Fleisch an Geschmack einige Aehnlichkeit mit dem Rahmpudding hat. Das Fleisch ist in einer gesprenkelten Schaale wie ein Tannenkegel enthalten und hat eine Menge schwarzer Kerner, die mit dem Innern vermischt sind und die beynahe die nämliche Consistenz wie jene bey der vorigen Frucht haben.

Die Tamarindenfrucht [2]) wächst in langen, grünen Schoten, wie unsere Welschenbohnen; sie ist aber von einem zaserigen und schwammigen Gewebe. Sie enthält eine Menge Kerner und schmeckt sehr sauer: wegen der letztern Eigenschaft macht man häufig Gebrauch davon [3]). Der Tamarindenbaum macht die Luft in seinem Schatten so ungesund, daß den Truppen durchgängig befohlen ist, nie ihre Pferde daselbst stehen zu lassen. Dieser edle Baum breitet seine Aeste so weit umher, daß man unter seinem Schatten, in welchem man gegen die Sonnenhitze gesichert ist, religiöse und andere Versammlungen gehalten hat. Die Frucht ist außerordentlich erquickend und in Fiebern und Durchläufen sehr wirksam.

Der Pisang [4]) ist ein kleiner Baum mit einem weichen Holze. Seine Blätter sind sehr breit, lang und grün.

1) Annona reticulata. Lin.

Der Uebers.

2) Tamarindus indica. Lin.

Der Uebers.

3) Man braucht sie als ein nützliches Mittel zur Reinigung des Leibes und wider die Fäulniß.

Der Uebers.

4) Musa Lin.

Der Uebers.

grün. So bald dieser Baum Früchte getragen hat, stirbt der Stamm ab, und aus der Wurzel wächst durch denselben ein neuer Baum heraus. Die Frucht hängt am Gipfel in Büscheln, die an Gestalt unsern Schweinspuddings gleichen [1]); sie ist zehn bis zwölf Zoll lang und es befinden sich zehn bis zwanzig in einem Büschel beysammen. Sie hat eine limonienfarbige Schaale, die sich leicht abschälen läßt: wenn sie reif ist, so sieht das Inwendige weiß oder gelblich aus. Sie hat einen lieblichen Geschmack und man kann so viel als man will davon essen, ohne daß der Magen dabey leidet. Wenn sie geröstet ist, so schmeckt sie köstlich; sie sieht alsdann wie Klößer aus und gleicht an Geschmack den Pfannkuchen. Die Größe dieser Frucht ist verschieden, so wie auch ihre Farbe, die manchmal schön karmoisinroth aussieht.

Auf Ceylon wachsen zwey Arten von dem Brodfruchtbaume [2]). Die eine Art, nämlich die Jacka oder Jakbrodfrucht [3]) wächst auf einem sehr großen Baume, der seine Aeste weit herum, wie unser Kastanienbaum verbreitet. Diese Frucht ist von einer außerordentlichen Größe, indem sie so dick wie ein Mannsleib wird [4]). Sie bricht nicht wie andere Früchte an den

1) Sonst vergleicht man sie mit den Gurken oder mit dem halben Monde.

Der Uebers.

2) Artocarpus.

Der Uebers.

3) Artocarpus integri folia torsi.

Der Uebers.

4) In Tunkin hat man sie von der Größe, daß sie hundert teutsche Pfund wiegen.

Der Uebers.

Zweigen hervor, sondern wächst aus dem Stamme des Baumes selbst oder unmittelbar aus der Wurzel heraus: der Letztern giebt man den Vorzug. Man kann sich nichts Sonderbareres vorstellen, als den Stamm dieses Baumes, wenn er über und über mit diesen ungeheuern Auswüchsen bedeckt ist, die an kurzen Stielen hängen, welche zwar außerordentlich fest und stark sind, doch häufig ihre schwere Last nicht tragen können. Damit aber die Frucht nicht abfällt, muß man sie öfters in Körbe von Rohr oder Cocosbaumblättern thun, die man an dem Baume fest macht, wo sie so lange hängen bleiben, bis die Frucht zum Abpflücken reif ist.

Die äußere Schaale der Frucht ist außerordentlich dick und hart, sie sieht grün aus und ist voller Stacheln. Das Inwendige der Schaale ist mit einer weichen, weißen und zähen Substanz überzogen, die, wenn man sie anrührt, an den Fingern wie Vogelleim hängen bleibt. Wenn sie zerschnitten wird, so tröpfelt eine milchartige klebrige Art von Gummi heraus. Der eßbare Theil des Fleisches ist klein, wenn man ihn mit der Größe der Frucht vergleicht, so lange sie mit der äußern Schaale bedeckt ist. Sie ist in verschiedene Abtheilungen getheilt, wovon jede einen oder zwey Kerne enthält, die so groß wie eine Kastanie, aber länger sind. Wenn diese Kerne geröstet oder gekocht werden, so haben sie in Ansehung ihres Geschmacks sehr viel Aehnliches mit den Batatten. Das Fleisch ist für den Gaumen eines Europäers eben nicht sehr angenehm, indem es einen starken Geruch hat, der dem Terpentingeruche nicht unähnlich ist. Die einzige Art, wie wir dasselbe für uns eßbar machen konnten, bestand darin, daß wir es erst in ein Glas mit Wasser und Salz einweichten. Die Eingebornen essen es mit großem Appetite, und wenn sie eine Reise machen, so neh-

nehmen sie gemeiniglich einen Sack voll gerösteter Kerner mit.

Eine andere Art, die man gewöhnlich den Brodfruchtbaum nennt [1]), ist in Ansehung ihrer Frucht ganz dem Jacka ähnlich, nur daß sie viel kleiner ist. Die Blätter dieses Baumes sind groß und von einer dunkel grünen Farbe. Die Frucht wird auf eine Menge verschiedener Arten zubereitet und man macht nicht weniger als funfzehn verschiedene Gerichte daraus. Wenn sie zerschnitten und geröstet ist, so wird sie anstatt des Brodes gegessen: die Eingebornen machen oft durchs Schaben Mehl daraus, von dem sie alsdann Kuchen backen. Diese Früchte sind ein unschätzbares Vorbeugungsmittel gegen Hungersnoth, dessen die Ceylonesen weder ihre eigene Trägheit, noch das Schrecken ihrer Feinde noch die Tyranney ihrer Statthalter berauben kann. Durch einen regelmäßigen Anbau ließe sich indessen ihr Nutzen noch weit mehr erhöhen und ihre Güte verbessern.

Der Cocosbaum ist nicht allein für die Ceylonesen sondern auch für alle Eingebornen Indiens von einem so großen Nutzen, daß ich glaube, daß man eine ausführlichere Nachricht von demselben und von seinem Nutzen nicht für etwas Ueberflüssiges halten werde, ob er schon der Insel, die ich beschreibe, nicht allein eigen ist.

Der Cocosbaum [2]) wächst zu einer großen Höhe, er ist schlank und gerade; der Stamm ist völlig kahl und bloß

1) Artocarpus incisa.
Der Uebers.

2) Die Cocospalme, cocos nucifera.
Der Uebers.

bloß der Gipfel ist mit einem Büschel langer grüner Blätter bekränzt. Diese Blätter können dem Ansehen nach mit einer Gänsespule verglichen werden: durch die Mitte geht eine dicke Faser hindurch und an ihren Seiten wachsen lange grüne Streifen, auf die Art wie Farrenkraut heraus. Unter den Blättern kommen die Nüsse zum Vorscheine, die in Trauben wachsen; jeder Baum trägt zwey bis drey Dutzend solcher Trauben. Die Nuß hat eine Rinde oder äußere Schaale von einer grünen Farbe, die sehr dick ist, und aus zaserigen Fäden besteht. Diese sind so lang, daß man Seile, die man Coyaseile nennt, und allerhand Tauwerk daraus verfertigen kann: man macht sogar Kabeltau von der größten Länge daraus, die allgemein geschätzt werden, weil sie sich im salzigen Wasser mehr als die aus Hanf verfertigten in der Höhe erhalten. Jedoch sind diese Fasern zu hart, als daß sie ohne eine vorläufige Zubereitung verarbeitet werden könnten. Wenn man daher die Rinde losgemacht hat, so legt man sie ins Wasser, damit sie aufschwillt und hierauf wird sie geschlagen, ehe man sie zu Tauwerken verarbeiten kann.

Wenn man diese äußere Rinde wegnimmt, so findet man die Schaale, wenn die Nuß erst neuerlich abgepflückt worden ist, leicht mit einem weißen Fleische bedeckt, das an derselben hängt. Nach einiger Zeit aber trocknet dies Fleisch zusammen und bekommt eine bräunliche Farbe. Wenn man die äußere Decke abgezogen hat, so ist die Nuß, die, als man sie vom Baume pflückte, so groß wie eine mittelmäßige Schaale (bowl) war, so groß wie eine zwölf bis achtzehnpfündige Kanonenkugel.

Wenn man die Nuß an dem dünnern Ende öffnet, so findet man etwann ein Nösel von einem sehr kühlen, erqui-

quickenden und milchigen Safte, der ein köstlicher Trank ist. An der innern Seite der Schaale hängt eine Decke, die ungefähr einen halben Zoll dick, von einer sehr weißen Substanz ist, und an Geschmack einer ausgehülsten Mandel gleicht. Man ißt sie häufig in ihrem natürlichen Zustande, noch mehr aber in Curries, Mulicatauny und Pfeffermünzenwasser. Man schabt zuerst die inwendige Seite mit dem schon oben beschriebenen Instrumente ab, welches dem Rädchen an einem Sporne gleicht; hierauf thut man Wasser dazu und macht einen milchartigen Brey daraus.

Das Oehl, das man aus der Cocosnuß gewinnt, wird von den Eingebornen sehr hoch geschätzt und es ist in der That zu jedem nützlichen Zwecke brauchbar. Man bereitet es aus den ältesten Nüssen, die erst aufgemacht und dann in der Sonne getrocknet werden, ohne daß man weiter Eine von ihren inwendigen Decken abzieht. Sind sie hinlänglich trocken worden, dann thut man sie auf dazu bestimmte Mühlen und preßt das Oehl aus denselben heraus.

Allein nicht bloß die Nuß liefert dem Menschen Nahrung und Leckereien, sondern man gewinnt auch durch Einschnitte aus dem Gipfel des Baumes, wo die Blätter heraus wachsen, einen Saft, der Toddy heißt. Man macht in der Nacht mit einem Messer einen Ritz in diesen Theil des Baumes und hängt einen Chatty oder irdenen Krug an den Zweigen auf, so daß man den Saft auffängt, der so gleich heraus zu fließen anfängt und so bis zum nächsten Morgen fortfährt, wo man alsdann den Krug wieder herunter nimmt. Trinkt man diesen Saft, ehe ihn die Hitze der aufsteigenden Sonne in Gährung gebracht hat, so ist er ein sehr gesunder und kühlender

lender Trank, der eine gelinde Abführung bewirkt. Hat man ihn aber gähren lassen, so wird er betäubend und in diesem Zustande ist er den europäischen Soldaten recht gut bekannt: diese trinken ihn in großer Menge, wenn sie sich keinen daraus verfertigten Arrak verschaffen können. Arrak macht man auf Ceylon bloß aus Toddy und man braucht ganze Cocosbaumwäldchen zur Gewinnung dieses Getränkes. Durch dieses Verfahren erhält man eine Hefe oder einen Gäscht, der demjenigen ähnlich ist, den man aus unserm Malzbiere bekommt, das man zur Zubereitung des Whisky nimmt. Aus dem Toddy verfertigt man auch Weinessig; zugleich liefert er auch eine Art groben schwarzen Zuckers, der unter dem Namen Jaggery bekannt ist.

Die Natur scheint ihre Freude daran zu haben, daß sie den Cocosbaum zu so vielen nützlichen Zwecken als möglich brauchbar machte. Am Fuße des Baumes, so wie auch zwischen den Aesten am Gipfel wächst eine Decke oder ein Gewebe von einer sehr dünnen und porösen Substanz, die man zu einem sehr groben Zeuge verarbeitet, den man Grinjakken oder Gunny-Zeug nennt. Man braucht es zu Reißsäcken und auch zu Ueberzügen für die Zimmtballen. Aus dem Grinjakken macht man auch eine grobe Art Papier.

Der Nutzen des Cocosbaumes ist hier noch nicht zu Ende. Wenn man ihn umhauet, so liefert der Stamm Tragpfosten und die Aeste geben Sparrwerk für die Bungaloes oder Hütten der Eingebornen. Die Blätter braucht man zum Decken derselben und zum Abhalten der Sonnenhitze und der stürmischen Witterung. Das Holz dieses schätzbaren Baumes dient noch zu manchen andern Zwecken. Außer dem mannichfaltigen Hausgebrauche

bedient

bedient man sich desselben auch stark zum Bau der kleinern Fahrzeuge und die Mosula = Boote zu Madras sind daraus gebauet. In einigen Theilen von Indien nimmt man dies Holz auch zum Baue von größern Schiffen. Man hat mir versichert, daß der König der maldivischen Inseln seine Gesandten an den holländischen Statthalter in einem kleinen Schiffe hergeschickt habe, das ganz aus dem Cocosbaume erbauet und damit ausgerüstet war, während diejenigen, die man zu seiner Ausrüstung brauchte, von den Nüssen lebten.

Mit Erstaunen sieht man, wie geschickt die Eingebornen auf diese hohen, geraden und schlanken Bäume hinaufklettern. [1]) Sie haben viele Mittel, durch die sie ihr Hinansteigen erleichtern. Manchmal binden sie Stücke von dem langen Blatte, die wie Garnseile zusammengeflochten sind, um den Stamm des Baumes, und indem sie einen Zwischenraum von ungefähr 2 Fuß zwischen jedem Stücke lassen, machen sie auf diese Weise eine Art von Leiter für sich. Häufig aber schlingen sie ihre Beine um den Baum und binden alsdann beyde mit einem Stricke, den sie um die Knöchel winden, zusammen; zugleich halten sie sich mit den Händen um den Baum an und steigen auf diese Art hinauf, indem sie sich abwechselnd auf die Knöchel und auf die Arme stützen. Haben sie den Gipfel eines Baumes erreicht, so nehmen sie zu ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit ihre Zuflucht, damit sie nicht jedesmal ihre Arbeit von neuem anfangen müssen. Sie suchen vermittelst der nahen Aeste und einiger Seile, die sie deshalb

an

1) Auch die Neger in Afrika steigen sehr schnell auf die hohen Palmbäume. Das nämliche thun die Aegypter.

D. Uebers.

an verschiedenen Stellen festgemacht haben, von einem Baume zum Andern zu kommen. Ich habe gesehen, wie sie auf diese Art den Toddy von einem ganzen Cocosbaumwäldchen einsammelten, ohne nur ein einzigesmal herabzusteigen; ihre außerordentliche Schnelligkeit bey solchen Gelegenheiten kam allem dem gleich, was ich jemals unsere geschicktesten Matrosen zwischen dem Takelwerke eines Schiffes verrichten gesehen habe, und was kaum jemals die Affen, die einheimischen Bewohner dieser Wälder, thun.

Da die Bäume, von denen man den Toddy gewinnt, so viel von ihrem Safte verliehren, so liefern sie eine Frucht von einer sehr geringen Güte: auch gehen dieselben weit schneller ein.

Wenn man die zahllosen Vortheile betrachtet, die dieser Baum den Eingebornen Indiens gewährt, so darf man sich nicht wundern, daß er bey ihnen in der größten Achtung steht und daß sie ihn für einen sehr wichtigen Theil ihres Reichthumes halten. Wenn ein Kind geboren wird, so ist es gewöhnlich, daß sie zum Andenken dieses glücklichen Ereignisses einen Cocosbaum pflanzen; und die Ringe, die der Baum bey seinem Wachsen um den Stamm macht, dienen ihnen zur Bezeichnung der wiederkommenden Geburtstage.

Ein anderer Baum, der eine eben so allgemein benutzte Frucht trägt, ob sie schon keineswegs der Frucht des Cocosbaumes an Nützlichkeit gleich kommt, ist der

Betel-

Betelbaum.[1]) Ich habe schon oben erwähnt, wie allgemein der Areka = oder Betelnuß von den Eingebornen Indiens gekauet wird. Das Blatt, dem man gewöhnlich den Namen des Betelblattes giebt, wächst jedoch nicht an diesem Baume; allein da man es beständig mit der Betelnuß kauet, so hat es diesen Namen erhalten. Ob sich gleich der Baum eben so sehr durch seine Höhe und Geradheit als durch seine Schlankheit auszeichnet, so ist er doch nicht dicker als eine Mannswade. Die Nüsse wachsen oben auf dem Gipfel wie die Cocosnüsse in Büscheln; allein sie sind nicht dicker als eine Muskatennuß und haben auch eine solche Schaale. Wenn sie die Ceylonesen abgepflückt haben, legen sie dieselben in die Sonne, damit sie trocken werden; alsdann spalten sie die äußere Schaale, um sie von der Nuß abzusondern. Die Blätter des Betelbaumes sind 4 bis 6 Fuß lang und haben sehr viel Aehnliches mit den Cocosblättern, ob sie gleich ein zarteres Gewebe haben. Aus dem Baume wächst an der Wurzel der Blätter eine Substanz heraus, welche dieselben wie eine dicke Decke bedeckt.

Diese außerordentliche Substanz gleicht einem zähen Blatte oder vielmehr einer Haut: die Eingebornen wickeln ihre Lebensmittel darein und sie hat ein so starkes Gewebe, daß sie Wasser oder Arrak, wie eine Blase, hält: ein Zweck, zu welchem man sie allgemein braucht.

Die

1) Der Baum, den der Verf. hier beschreibt, ist eine Palmbaumart, die Pinang, oder Arekabaum (areca catechu) heißt. Der Betelbaum ist eine Pflanze.

D. Uebers.

Die Nüsse machen wegen ihres allgemeinen Gebrauches unter den Eingebornen einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Das Holz des Baumes braucht man zum Sparrwerk für die Häuser und es giebt vortrefliche Latten. Man braucht es auch zu Pfählen, um die Felder einzuzäunen.

Die Pflanze, die das Betelblatt liefert, [1]) gleicht dem Weinstocke; sie schlingt sich um andere Bäume oder um Stangen herum, die man in dieser Absicht eingeschlagen hat. Das Blatt ist an Gestalt und Farbe dem Epheublatte nicht unähnlich, aber es ist größer und auch dicker. Wie ich schon oben erwähnt habe, so kauen es die Eingebornen beständig mit der Betelnuß und damit sie diese Mischung noch schärfer machen, thun sie Kalk, Tabak und die schärfsten Gewürze dazu.

Ceylon, das so lange wegen seiner Gewürze berühmt gewesen ist, bringt verschiedene Arten von Pfeffer hervor. Der Chilly oder rothe Pfeffer wächst an einem Strauche. Die Frucht befindet sich in kleinen länglichen Schooten, die anfänglich grün aussehen, aber roth werden, wenn man sie abgepflückt und getrocknet hat. Von ihnen kommt der Cayenpfeffer. Da die Truppen auf einem Marsche diesen Pfeffer sehr wohlthuend fanden, so schnitten sie Einige von diesen Chillies in ihrem grünen Zustande ab und verbesserten das Wasser damit, ehe sie es tranken.

Der

1) Dies ist der Betelpfeffer (piper betel).

D. Uebers.

Der schwarze Pfeffer,[1]) ob er schon Ceylon nicht besonders eigen ist und daselbst nicht in so großer Menge als auf den Moluckischen Inseln gefunden wird, macht doch immer einen nützlichen Theil seines Ertrages aus. Die Pflanze windet sich, wie der Weinstock, um Stützen herum und der Pfeffer hängt in Trauben gleich Weinbeeren herab. Diese Trauben sehen anfänglich grün aus, verändern sich aber nach und nach in ein dunkles Braun und wenn man sie abgepflückt und getrocknet hat, werden sie schwarz. Die Hülse macht man mit einer dazu verfertigten Maschine mit einem drähternen zusammengeflochtenen Boden ab.

Der weiße Pfeffer ist ursprünglich derselbe wie der schwarze Pfeffer; er erhält seine Farbe durch eine Zurichtung von Chinam, die man darauf legt, ehe er noch trocken wird, und die den schwarzen Ueberzug wegnimmt, mit dem er bedeckt ist.

Cardemomen[2]) wachsen in dem südöstlichen Theile der Insel, besonders in der Nachbarschaft von Matura. Der Saamen gleicht an Geschmacke unserm Feldkümmel und man braucht ihn zum Würzen von mancherley Speisen.

Der Caffee, der auf Ceylon wächst, ist von sehr vorzüglicher Güte und gleicht an Geschmack dem Mockacaf-

1) Piper nigrum Lin.

D. Uebers.

2) Amomum cardamomum.

D. Uebers.

caffee. Man hat den Caffeebaum in Pflanzungen mit dem größten Erfolge angepflanzt und er gewährt einen sehr schönen Anblick.

Die Palme oder der Palmbaum gleicht dem Cocosbaume, allein er steht diesem an Nützlichkeit weit nach. Seine Blätter sind dicker und kleiner als die Cocosblätter und lassen sich gleich einem Fächer zusammenlegen. In dieser Gestalt brauchen sie die Eingebornen, um darauf zu schreiben. Den Stamm des Baumes bedeckt eine zähe weißliche Haut, wie die, die man an dem Betel findet und die Eingebornen brauchen sie auch, um ihr Getränke hinein zu thun. Die Nuß enthält eine Art von Milch und wenn man in den Stamm des Baumes einen Einschnitt macht, so erhält man einen sehr lieblichen Trank, der weder so stark noch so betäubend als der Toddy ist.

Der Zuckerbaum ist eine Palmart, [1]) die man in verschiedenen Theilen der Insel findet. Es ist ein sehr hoher Baum und hat um seinen Stamm eine Anzahl Ringe, die sich mit seiner Größe vermehren. Er trägt eine Blüte, die mit einer Menge verschiedener Farben prangt. Wenn man die Blüte abschneidet und einen Einschnitt an die Stelle macht, wo sie herausgewachsen war, so tröpfelt ein Saft heraus, der durch ein leichtes Verfahren von Kochen und Durchseihen einen eben so guten Zucker liefert als derjenige ist, den man aus dem Zuckerrohre gewinnt: an Güte übertrift er den Jaggery weit. Man braucht

1) Es giebt mehrere Palmarten, aus welchen man Zucker gewinnen kann z. B. die Sagupalme, die Cocospalme u. s. w.

D. Uebers.

braucht sich nicht bey den Handelsvortheilen, die man aus einem gehörigen Anbaue dieser Pflanze ziehen könnte, aufzuhalten: Versuche werden ohnstreitig in kurzem lehren, ob dieser Baum nicht zu einem Stellvertreter des Zuckerrohrs gemacht werden kann.

Ceylon aber scheint nicht bloß bestimmt zu seyn, zum allgemeinen Gebrauche für die westliche Welt Zucker zu liefern, sondern man hat auch entdeckt, daß die Theepflanze in den Wäldern einheimisch ist. Ich besitze einen Brief von einem Offizier vom 80sten Regimente, worin derselbe behauptet, daß er in den Wäldern von Ceylon die ächte Theepflanze gefunden hätte, die eben so gut als irgend Eine in China und daß er der Regierung die Mittel anzugeben im Stande sey, wie sie auf eine zweckmäßige Art angebauet werden könne. Die ungeheuern Vortheile, die man aus dem Anbau der Theepflanze in unsern eigenen Besitzungen ziehen könnte, sollten wenigstens einen schnellen und kräftigen Versuch über diesen Gegenstand veranlassen.

Die schönste Art von Palmen auf Ceylon ist der Talipotbaum. Dieser Baum ist in andern Theilen Indiens sehr selten und er scheint ein besonderes Geschenk der Vorsehung für diese Insel zu seyn. Er wächst sehr hoch und gerade; sein Holz ist hart und gelb geädert und wird zu Zimmerarbeiten gebraucht. Der Talipot trägt eine große gelbe Blume, die, wenn sie zum Aufblühen reif ist, mit einem lauten Getöß aufspringt und einen unangenehmen und ungesunden Geruch verbreitet. Daher schlagen die Eingebornen ihre Hütten nicht in seiner Nähe auf. Die Frucht ist rundgeformt und ungefähr so groß, wie eine Kanonenkugel: sie enthält zwey Nüsse von der nämlichen Gestalt. Allein nicht wegen seiner Frucht, sondern vor-

vorzüglich wegen seiner Blätter steht der Talipot in so großem Ansehen. Diese hängen von dem Gipfel herab und gewähren einen sehr schönen und großen Anblick. Das Blatt ist völlig Zirkelförmig, mit den schönsten Streifen bekränzt und läßt sich wie ein Fächer zusammenfalten, welchem es in der Figur beynahe gleicht. An Größe und Dicke übertrift es jederzeit vollkommen alle andere Blätter. Seine Breite beträgt im Durchmesser 3 bis 4 Fuß und seine Länge und Dicke steht mit derselben in Verhältniß; es ist so breit, daß zehn Mann gegen jede Art von Ungewitter darunter gesichert sind. Man verarbeitet es zu Sonnenschirmen von jeder Größe und es dient den Eingebornen sowohl zum Schutz gegen die unerträglichen Sonnenstrahlen als gegen die Regen, die zu gewissen Jahreszeiten ihre Insel überschwemmen. Da sein Gewebe so undurchdringlich ist, daß es sowohl der Sonne als dem Mansuhn Trotz bietet, so gewährt es sogar ein sichereres Schutzdach als ihre Hütten. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß man während der heftigen Regen die Eingebornen das eine Ende eines Talipotblattes auf einen 2 bis 3 Fuß langen Stabe stützen und alsdann darunter kriechen sieht, um Schutz zu suchen. Schon oben habe ich die Art beschrieben, auf welche die Eingebornen von diesem Blatte zum Schreiben Gebrauch machen.

Der Bananenbaum oder wie er öfters heißt, der indianische Feigenbaum [1]) ist auf Ceylon einheimisch. Er trägt weder Frucht noch Blüte, er wächst aber zu einer ungeheuern Größe und hat in seiner Gestalt einige auffallende Eigenheiten. Er steigt anfänglich zu einer

1) Ficus indica.

D. Uebers.

ner großen Höhe in der Luft empor und dann läßt er seine Aeste herunterwärts fallen. Man sieht hierauf an den untersten Enden der Zweige eine sehr große Menge Wurzeln hervorschießen, wo sie so lange gleich Eiszapfen hängen bleiben, bis sie endlich in der Erde festwurzeln. Aus diesen Wurzeln springen neue Schößlinge in die Höhe, die wiederum zu Bäumen aufschießen und alsdann ihre Aeste wieder in die Erde treiben. Auf diese Art entsteht ein ganzes bedecktes Wäldchen aus einem anfänglichen Stamme; und die Bogen, die von den Zweigen und den zahlreichen in einander gelaufenen Schößlingen entstehen, erlangen wirklich mit der Zeit das Ansehen von Grotten und Höhlen. Der Umfang eines solchen Wäldchens, der aus einem Stamme entsprungen ist, erstreckt sich häufig mehrere hundert Fuß weit.

Man darf sich daher nicht wundern, daß der herrliche Schutz, den dieser edle Baum gewährt, ihn bey den Bewohnern des heißen Erdstriches zu einem Gegenstande einer besondern Verehrung gemacht hat. Ohne den Beystand seines undurchdringlichen Schattens würde es wirklich beynahe unmöglich gewesen seyn, die zahlreichen Ceremonien, die ihnen ihre abergläubische Religion auferlegt, zu begehen. Hier sieht man die Brahminen und die Anhänger ihrer Religion unaufhörlich ihre feyerlichen Gebräuche verrichten. Die Pagoden stehen gewöhnlich in der Nachbarschaft seines freundlichen Schattens, so wie auch die Choultries, die man zur Aufnahe des müden Wanderers angelegt hat. Bey den Indiern ist es gewöhnlich, daß sie ihren Aufenthalt unter diesem Baume nehmen und ruhig in seinem Schatten ausgestreckt liegen, während alles, was den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, von der unausstehlichen Hitze verbrannt wird.

Der Baumwollenbaum[1]) von Ceylon erreicht eine mittelmäßige Höhe: er wächst schlank und gerade, seine Zweige schießen in der Nähe des Gipfels hervor. Die Baumwolle wächst in Schoten von einer länglichen Gestalt ungefähr so groß als eine kleine Birne. Wenn sie reif sind, dann springen sie auf und die Baumwolle ragt aus denselben hervor. In diesem Zustande sammelt man sie. In der Schote finden sich eine Menge Kerner, die wie schwarzer Pfeffer aussehen und unter die Baumwolle gemischt sind, von der sie vermittelst kleiner Stäbe in Gestalt eines Kreuzes abgesondert werden, welche die Weiber sehr schnell mit ihren Händen herumdrehen, während welcher Operation die Kerner herausfallen. Die Baumwolle, die man von diesem Baume gewinnt, ist mit einer öhlichten Substanz beschmuzt und kommt keinesweges derjenigen an Güte gleich, die in andern Theilen von Indien auf dem Strauche wächst. Indessen macht man doch einen starken Gebrauch zu Matratzen und Kopfkissen davon; auch verfertigt man grobe Zeuge daraus, die zum alltäglichen Gebrauche dienen. Das Holz braucht man stark zu Einhägungen.

Der Tickbaum, den man auch die ceylonesische Eiche nennen könnte, ist von großem Werthe und dient zu den nützlichsten Zwecken. Wegen des festen Gewebes seines Holzes, das ungemein hart ist, kann er sowohl die außerordentliche Sonnenhitze aushalten, ohne zu zerspringen, als auch den Anfällen der Ameisen und anderer Insekten widerstehen, von denen es in den heißen Erdstrichen wimmelt. Daher braucht man das Tickholz stark zu

Ti-

1) Gossypium arboreum Lin.

D. Uebers.

Tischen, Stühlen, und andern Hausgeräthen, so wie auch zum Bau von Geschirren u. s. w., welche den Sonnenstrahlen viel ausgesetzt sind. Zu Bombay braucht man es häufig zum Bau von Schiffen und man hat gefunden, daß solche Schiffe eben so dauerhaft und zu jedem Dienste geschickt sind als wie diejenigen, die von Eichenholz erbauet sind.

Das Nandoholz braucht man auch zu mancherley Geräthschaften, allein es wird sowohl zu diesen als zu andern Zwecken bey weitem nicht so sehr als das Tickholz geschätzt.

Das Satinholz wird von den Holländern sehr stark zu ihren Tischen, Stühlen und Betten gebraucht und wenn es gehörig bearbeitet wird, so hat es ein sehr schönes Ansehen.

Doch ist das schönste Holz, das die Insel liefert, das Calamanderholz. Die Farbe ist beynahe schwarz mit weißen und bräunlichen Streifen, die, wenn sie recht polirt werden, ungemein schön aussehen. Die Eingebornen brauchen es stark zu Hausgeräthschaften und Schreibepulten; ob schon aber eine beträchtliche Anzahl von dergleichen Artikeln verfertigt wird, so macht doch ihr schönes und vortrefliches Ansehen die Nachfrage darnach immer größer und sie stehen folglich sehr hoch im Preiße.

Der Manjapumeram ist dadurch merkwürdig, daß er in der Nacht ein frisches und blühendes Ansehen hat; sobald hingegen die Sonne über dem Horizonte erscheint, fangen seine Aeste zu sinken an und erheben ihr Haupt nicht eher wieder, als bis sie untergegangen ist. An Ansehen gleicht er dem Oehlbaume und nach den indi-

schen Dichtern ist er der Baum, in den Daphne verwandelt worden ist, als sie die Umarmungen der Sonne von sich stieß.

Die Morinda [1]) wächst an allen feuchten Orten Indiens. Das Holz taugt zu nichts, die Wurzel aber braucht man zum Rothfärben.

Die Sindricmal ist eine Pflanze, durch welche die Eingebornen den Mangel von Uhren ersetzen, indem sie die Eigenschaft besitzt, daß sie von 4 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens beständig offen bleibt, die übrigen 12 Stunden hingegen geschlossen ist. Man sagt, es sey bey den Candyern gewöhnlich, sie in ihre Gärten zu pflanzen, wo sie bey trüben Wetter, wenn man die Höhe der Sonne nicht zu sehen vermag, so wie auch, wenn man die Annäherung des Morgens auf keine andere Art entdecken kann,

1) Die Morinda heißt es in einer Abhandlung über diese Pflanze im IV. Vol. der Asiatic Researches S. 37. gedeiht am besten in einem schwarzen fetten Boden, der keine Steine enthält und der mäßig feucht ist, nicht zu hoch liegt, aber hoch genug, daß das Regenwasser nicht stehen bleibt. Jedoch muß man das Wasser in der Nähe haben, um sie in den trocknen Monaten damit zu versehen. Man säet sie in Bengalen um die Mitte oder das Ende des Juny, wenn die Regenzeit vorbey ist. Linnè nennt sie Morinda arborea pedunculis solitariis. Rumph giebt ihr die Benennung Bancudus latifolia. Auf den Feldern läßt man in einer Entfernung von 4, 6, 6 Ellen Bäume zu Saamen stehen, welche in 6 Jahren einen fruchtbaren Saamen liefern. Hat der Baum dies Alter erreicht, so beträgt er etwann 6 Zoll im Durchmesser und ist (die Aeste mit eingeschlossen) 12 Fuß hoch. Er ist viele Jahre lang fruchtbar.

D. Uebers.

kann, einigermaßen den Mangel an bessern Uhren ersetzt.

Die sauern Limonien tragen eine kleine Frucht, die den Citronen ähnlich ist.

Der Manghasbaum trägt eine weit kleinere Frucht als die Mango; auf der einen Seite zeichnet sie sich durch eine Hohlung aus, die zu der Sage Anlaß gegeben hat, daß dies der unselige Apfel *) sey, den Eva gekostet und daß das Kennzeichen des Bisses zur Warnung auf alle künftige Zeiten fortgedauert habe. Der Abscheu, den diese Sage wider diese Frucht erregt hat, hat den durchgängigen Glauben veranlaßt, daß sie giftig sey; allein sie ist es nicht mehr als jede andere Frucht und wird bloß schädlich, wenn man sie im Uebermaße genießt.

Das ächte Ebenholz, das sich so sehr durch seine Schwere und die Politur, die es annimmt, auszeichnet, findet man auf dieser Insel in großer Menge.

Das Gummi Camboja, das den Mahlern ein so reiches Gelb liefert, erhält man hier von einem großen Baume, der eine rundgerippte Frucht von einer gelben Farbe trägt. Das Camboja gewinnt man aus dem Holze des Baumes in der Gestalt eines Saftes, der aber bald gerinnt und fest wird. Man braucht es sowohl in der Arzeneykunde als in der Mahlerey und es wirkt sehr kräftig auf die Eingeweide sowohl auf= als unterwärts.

*) Man nennt diesen Baum auch den Adamsäpfelbaum. D. Uebers.

Gummilak findet man in großem Ueberflusse auf einer Pflanze, die in Menge in verschiedenen Sandgruben auf der ganzen Insel wächst. Es wird in Weingeist aufgelöst und dann zum Lackiren gebraucht.

Man hat das Zuckerrohr auf der Insel eingeführt und in der Nachbarschaft von Caltura findet man Zuckerpflanzungen. Man gewinnt einigen Rhum davon, und die Eingebornen kauen gern den fleischigen Theil.

Die merkwürdigste Pflanze aber, die Ceylon hervorbringt, ist das Nepenthes, das unter den Cinqalesen unter dem Namen Bandura bekannt ist. Wegen ihrer Gestalt nennt man sie auch die Penispflanze. Die Blätter sind schmal und an ihren Enden läuft ein langer Steugel heraus, der sich in einer langen cylinderförmigen Röhre endigt, die am äußersten Ende mit einer Klappe verschlossen ist. So lange diese Röhre wächst und in voller Kraft ist, sieht sie wie eine aufgeblasene Blase aus und enthält ungefähr ein Weinglas voll reinen hellen Wassers. Man bemerkt keine Oefnung, die zu diesem Wasser führe; die Art aber, wie man diese Erscheinung erklären kann, besteht darin, daß man annimmt, das Wasser komme von dem Thaue her, der durch die Klappe eindringe. Kurz nach dem Abpflücken zerplatzt der Kopf von dem inwendig befindlichen Wasser und die Haut welkt bald zusammen; so lange derselbe aber das Wasser zu halten im Stande ist, bleibt er rund, ausgedehnt und in voller Kraft. Der Saame ist klein und schwarz und sieht dem Tulpensaamen nicht unähnlich.

Ob schon die Blumen auf Ceylon weder zahlreich sind noch von den Eingebornen besonders gewartet werden, so haben sie doch einen sehr starken und ausgesuchten

ten Geruch. Schon oben habe ich eine Art von Jasmin angeführt, die die Ceylonesischen Damens sowohl wegen ihres Wohlgeruches, als auch wegen des herrlichen Ansehens ihrer schönen weißen Blüthen tragen. Für einen Europäer ist dieser Geruch zu stark, unter den Eingebornen aber wird er sehr geschäzt.

Die Champaca trägt Blumen von einer sehr schönen Safranfarbe, mit denen die inländischen Frauenzimmer ihre Haare schmücken und auf diese Art einen herrlichen Contrast mit ihrem glänzenden Gagat bewirken. Sie sind auch gewohnt, diese Blumen auf ihre Betten und ihr Hausgeräthe zu streuen.

Da die Hauptnahrung der Eingebornen im Reiße [1]) besteht, so kann man sich leicht vorstellen, daß ihre vorzüglichste Arbeit im Anbaue desselben besteht. Man säet ihn hauptsächlich in den flachen Gegenden nach dem südwestlichen Theile der Insel zu. Im Innern säet man davon verhältnißmäßig wenig; dies rührt von den Wäldern und von der gebirgigen und steilen Beschaffenheit des Landes her; man kann daher daselbst den Reiß nicht gehörig unter Wasser setzen. Die Art, wie man ihn bauet, ist folgende: man macht rund um die Felder, die man zum Reißbaue bestimmt hat, kleine Dämme, die etwann drey Fuß hoch sind und die den Abfluß des Wassers verhindern sollen, das man auf die dazu geebneten Felder laufen läßt und das dieselben bald völlig überschwemmt. So bald die Felder wieder trocken zu werden beginnen, führt man Büffel darauf und läßt sie auf denselben herumtreten oder man ackert sie mit einer Art von leichtem

Pfluge

1) Oryza sativa. D. Uebers.

Pfluge um, den ich schon oben beschrieben habe. Das auf diese Art zubereitete Feld sieht wie eine große Strecke von Schlamm aus und in diesem Zustande säet man den Reiß darauf, den man zuvor in Wasser eingeweicht und mit gebranntem Muschelkalk vermischt hat. Den Boden macht man hierauf eben und damit er nicht in Klumpen zusammen bäckt, nimmt man eine Art von Egge oder Rechen und verhindert es damit. Diese Egge besteht bloß aus einem Stücke Bret, das man an einer Stange fest gemacht hat und das man mit der Schärfe darüber hinzieht.

Da der Reiß nicht gedeiht, wenn der Boden nicht völlig durchweicht wird, so ist es durchaus nothwendig, daß man gleich zu Anfange der Regenzeit die Felder eindämmt und zurichtet. Man säet ihn gewöhnlich im July und August und erndtet ihn im Februar; ob man schon öfters, wenn man die Mansuhus gehörig benutzt, jährlich zwey Erndten erhalten kann. Da wegen der Art, wie die Ceylonesen ihre Felder behandeln, es nothwendig ist, daß sie die ganzen Felder auf einmal rein machen, so richten sie alles sehr sorgfältig so ein, daß ihre ganze Reißerndte zu einer Zeit reif ist. Diesen Zweck zu erreichen, besitzen sie eine besondere Geschicklichkeit: und ob sie gleich verschiedene Arten ausgesäet haben, die also natürlicher Weise zu verschiedenen Zeiten reif werden, so wissen sie es doch durch die Säeart und die Quantität von Wasser, die sie auf das Feld lassen, dahin zu bringen, daß die ganze Erndte gleiche Fortschritte im Reifen macht.

Wenn der Reiß recht schön in die Höhe gewachsen ist, dann öfnet man die verschiedenen Dämme und zieht zugleich Rinnen, damit das Wasser abläuft. Hat er

seine Reife erlangt, so schneidet man ihn nicht nach europäischer Art, sondern man zieht ihn mit der Wurzel aus und läßt ihn alsdann trocken werden. Der Reiß wird durch Ochsen ausgetroschen, die auf demselben herum treten, um die Kerner von dem Stroh abzusondern: alsdann klopft man ihn, um die Hülsen los zu machen.

Wo die Reißfelder an einem Abhange liegen, da wird sehr große Kunst und Mühe angewandt, damit das Wasser darauf stehen bleibt. Man legt deshalb schmale Streifen, Einen über den Andern an, und macht um jeden eine besondere Eindämmung, so daß man eine Treppenfläche zu sehen glaubt. Die höher liegenden Theile bewässert man zuerst und dann leitet man das ablaufende Wasser nach und nach zu den Untern herunter. Wo man das Wasser nicht leicht über sie ausbreiten oder wo man es nachmals nicht leicht wieder ableiten kann, da braucht man gewöhnlich Schüppen dazu. Die Dämme bestehen als Schlammmauern, die drey Fuß hoch und mit großer Nettigkeit angelegt sind. Sie dienen den Leuten, die mit dem Reißbaue zu thun haben und die sonst bis an die Knie im Wasser und Schlamme waden müßten, zu Fußsteigen.

Die Ueberschwemmung der Reißfelder lockt einen furchtbaren Feind, den Alligator, herbey, der sich öfters unvermerkt mit einzuschleichen weiß und sich zwischen den Dämmen verbirgt. Die Eingebornen sind deshalb öfters in sehr großer Unruhe und sehen sehr sorgfältig nach, ehe sie sich zwischen den Schlamm und das Wasser wagen.

Außer dieser vorzüglichen Art von Reiß giebt es noch verschiedene geringere Sorten, so wie auch andere Getraidearten, die die Eingebornen häufig säen, weil sie weniger

niger Wasser erfordern. Was man gemeiniglich Paddy nennt, ist eine sehr geringe Art. Corocan ist ein kleines Korn, wie unser Senf, den man im Mörsel zerstößt und Kuchen daraus bäckt. Tanna ist eine sehr ergiebige Getraideart und erfordert kaum irgend eine Mühe. Man läßt sie erst am Feuer dörren und dann stößt man sie im Mörser, um sie abzuhülsen. Wenn man sie kocht, so schwillt sie noch mehr als der Reiß auf und ob sie schon mehr trocken und ohne Geschmack ist, so hält man sie doch für eine ziemlich gesunde Speise.

Sechzehntes Kapitel.

Der Zimmt, die Stapelwaare von Ceylon.

Ich will meine Nachrichten von den Pflanzenerzeugnissen Ceylons mit dem köstlichsten und wichtigsten Produkte unter allen, dem Zimmte [*]) beschließen. Mein langer Aufenthalt zu Colombo sezte mich in Stand, das ganze Verfahren beym Einsammeln des Zimmtes und bey seiner Zubereitung zur Ausfuhr mit eigenen Augen zu beobachten; und die Wichtigkeit des Gegenstandes bewog mich, alle Mühe anzuwenden, um mir eine vollständige Kenntniß von seinem Wachsthum und von der Verbesserung, deren dieser Handelszweig fähig ist, zu verschaffen. Man hat in der That diesen Gegenstand vorhero schon oft untersucht und besonders ist der D. Thunberg wegen seiner Bekanntschaft mit der Botanik und wegen seiner Beschäftigung mit der Untersuchung des Zimmtes viele

*) Der Zimmtbaum ist laurus cinnamomum.

D. Uebers.

viele Nachrichten darüber dem Publiko mitzutheilen im Stande gewesen. Um nun meine Nachrichten über diesen Gegenstand so vollständig als möglich zu machen, trage ich kein Bedenken, gelegentlich seine Angaben zu benutzen.

Die vornehmsten Wälder oder Gärten, wie wir sie nennen, wo man sich den Zimmt verschaft, liegen in der Nachbarschaft von Colombo. Sie erstrecken sich bis eine halbe Meile vom Fort und füllen den ganzen umliegenden Gesichtskreis aus. Der große Garten in der Nähe der Stadt ist so ausgedehnt, daß er eine Strecke Landes von zehn bis funfzehn Meilen in der Länge einnimmt und sich in diesem Bezirke von Nordosten nach Süden erstreckt. Die Natur hat hier sowohl die Schönheit als den Reichthum der Insel zusammen gedrängt. Man kann sich für das Auge nichts Herrlicheres vorstellen, als die Aussicht, die um Colombo herum ist. Ueber die niedrigen Zimmtbäume hin, die die Ebenen bedecken, hat man die Aussicht auf die immer grünen Wälder, aus denen hohe Baumgruppen hervorragen und die allenthalben von weit ausgedehnten Reihen Cocosnuß- und anderer großer Bäume begrenzt sind. Das Ganze bekommt noch durch kleine Seen und grüne Marschgegenden, die rings umher mit Reißfeldern und Viehweiden eingefaßt sind, eine große Abwechselung. An einem Orte scheinen die in einander verflochtenen Zimmtbäume die Oberfläche der Ebene gänzlich zu bedecken; an einem Andern beweisen die Oefnungen der durchschneidenden Fußsteige gerade so viel, daß man durch das dichte Unterholz hindurch gedrungen ist. Eine breite Straße, die am westlichen Thore des Forts anfängt, und nach dem Orte auf der Südseite wieder zurück läuft, windet sich auf einem Umwege von sieben Meilen zwischen den Wäldern hindurch. Hier machen die Offiziere und die Herren, die zur Besatzung

von

von Colombo gehören, ihren Morgenritt und genießen Einen der schönsten Anblicke in der Natur.

Der beste Boden für das Wachsthum des Zimmts ist ein lockerer weißer Sand. Von dieser Art ist das Erdreich in den Zimmtgärten um Colombo, so wie auch an vielen andern Orten um Nigombo und Caltura, wo man dieses Gewürz von der nämlichen vorzüglichen Güte antrift. Was man zu Matura und Point de Galle gewinnt, unterscheidet sich sehr wenig von diesem, besonders ist dies in den Gegenden an der See der Fall, die dem Wachsthume des Zimmts sehr günstig gelegen sind. Der Betrag des Zimmts, den man in andern Theilen der Insel findet, ist so unbedeutend, daß er kaum erwähnt zu werden verdient. Seit den lezten Jahren erhält man nur wenig aus dem Innern und was man noch von daher bekommt, ist nicht allein vom Ansehen gröber und dicker, sondern auch von einem scharfen und beißenden Geschmack. Das Innere ist von Natur nicht so gut zum Anbau dieses Gewächses geeignet und die Erpressungen und der Geitz der Holländer hatte endlich, wie schon oben erwähnt worden ist, den König von Candy zu einer solchen Verzweiflung gebracht, daß er sich entschloß, sich gegen ihre künftigen Angriffe dadurch zu sichern, daß er in seinem Reiche nichts übrig ließ, was ihre Habsucht reitzen könnte. Er hatte daher seit dem lezten Vertrage, den er mit ihnen eingehen mußte, alle Mittel angewandt, den Anbau und die Fortpflanzung des Zimmtbaumes zu hindern.

Da dieses Gewürz den Reichthum von Ceylon ausmacht, so giebt man sich viele Mühe, seine Güte kennen zu lernen und die auserlesensten Arten fortzupflanzen. Die vorzüglichste Sorte und die inden Gärten um Co-

 lom-

lombo wächst, bekommt man von der laurus Cinnamomum. Dies ist ein kleiner Baum, vier bis zehn Fuß hoch; der Stamm ist dünn und wie bey mehrern unserer Gesträuche schießen auf allen Seiten eine Menge Aeste und Zweige aus demselben heraus. Das Holz ist weich, leicht und porös, seinem Aeußern nach hat es viele Aehnlichkeit mit unserer Korbweide, und wenn man ihm seine Schaale abgenommen hat, so taugt es vorzüglich zur Feuerung, wozu man es auch gemeiniglich braucht. Indessen schneidet man doch bisweilen auch Planken daraus und verarbeitet es zu Caddies und andern Geräthen; sein Wohlgeruch aber schützt es nicht gegen die Angriffe der Würmer. Aus der Wurzel des Baumes läuft eine ungeheuere Menge Wurzeln und Fasern aus, die wieder in dünnen Zweigen aufschießen und ringsherum einen Busch bilden.

Das Blatt gleicht an Gestalt großen Theils dem Lorbeerblatte; es sieht aber nicht so dunkelgrün aus. Es hat drey Fasern, die der Länge hinlaufen, aber keine kreuzweiß- oder queerübergehenden, wie dies bey den meisten andern Blättern der Fall ist. Beym ersten Hervorbrechen sieht das Blatt scharlachroth aus; es verändert sich aber nach einiger Zeit allmählig in Grün. Wenn man es kauet, so hat es den scharfen Geschmack und Geruch der Würzuelken.

Die Blüthe ist weiß und wenn sie völlig aufgeblüht ist, so scheint sie die Wälder ganz zu bedecken. Wahrscheinlich rührt es von der großen Entfernung her, in der man einen Gegenstand mit dieser Farbe erblickt, daß mehrere Seereisende versichert haben, man rieche den Zimmt weit in der See von der Insel weg. Allein diese Behauptung ist wirklich eine bloße Erdichtung, da, wenn ich

durch

durch die Wälder gieng, ich nicht den geringsten Geruch des Baumes verspürte, außer wenn ich einige Blätter oder Aeste abbrach. Die Blüte hat so gar weniger Geruch, als die Blätter oder ein Stück von einem Reiße.

Der Zimmtbaum trägt eine Art von Frucht, die einer Eichel gleicht, aber nicht so groß ist. Sie wird gegen das leztere Ende des Herbstes reif und die Eingebornen sammeln sie in der Absicht ein, um Oehl daraus zu machen. Die Art, wie sie dabey verfahren, ist folgende: sie zerquetschen die Frucht, kochen und schöpfen das Oehl ab: sie bedienen sich desselben bey feyerlichen Gelegenheiten zur Salbung iher Haare und ihres Körpers, so wie auch zum Lampenbrennen. Vermischt man es mit Cocosöhl, so giebt es ein außerordentlich gutes Licht. Die Könige von Candy brauchen es zu diesem Zwecke und ihre Unterthanen mußten ihnen ehemals eine gewiße Quantität als eine jährliche Abgabe liefern. Wenn Abgesandte an diese Fürsten geschickt werden, so brennt man während der Audienz allemal solches Oehl.

Wenn der Baum alt und hinfällig wird und die Meisten von den Aesten, die zum Abschälen taugen, abgerindet sind, so zündet man ihn gewöhnlich an und läßt ihn bis auf den Boden nieder brennen: die Wurzeln sieht man alsdann wieder in langen geraden Schößlingen ausschlagen, die viel besser gestaltet sind als die Vorigen. Von diesen schneidet man die so hoch geschäzten Zimmtholzspazierstöcke ab, die, so lange sie frisch sind, ein lebhaftes Grün haben und der Stechpalme gleichen; nach einiger Zeit aber wird die Rinde runzelig und sie bekommen alsdann viel von dem Ansehen der Haselnußstöcke. Indessen behalten sie doch noch immer den Zimmtgeschmack und Geruch. Die Rinde dieser Schößlinge ist äußerst

schätzbar, und man hat gefunden, daß die Gewohnheit, sie, wenn sie noch jung sind, zu Stöcken abzuschneiden, so nachtheilig ist, daß man dies gänzlich verboten hat, seitdem die Insel in unsern Besitz gekommen ist.

Es giebt mehrere verschiedene Arten von Zimmtbäumen auf der Insel; wenigstens sind es Bäume, die ihnen am Ansehen gleichen. Indessen werden bloß vier Sorten abgeschält und alles dies sind Arten von dem Gewächs, das ich bisher unter dem Namen laurus cinnamomum beschrieben habe.

Der Zimmt ist bey den Eingebornen unter dem Namen Curundu bekannt und man unterscheidet die verschiedenen Arten durch die verschiedenen Beywörter, die man zu diesem Worte hinzufügt. Der Rasse curundu oder Honigzimmt unterscheidet sich durch seine großen, breiten, dicken Blätter und man hält ihn für den, der den herrlichsten Geschmack hat. Der nai curundu oder der Schlangenzimmt hat auch große Blätter, und steht dem Erstern an Güte nicht viel nach. Der capuru curundu oder Campherzimmt ist eine geringere Art: seine Wurzel liefert durch Destillation Campher, oder wenn man einen Einschnitt in dieselbe macht, so tröpfelt ein gummigter Stof, der Campher enthält, von selbst aus der Wunde heraus. Der cabatte curundu ist eine zusammenziehende Art und hat einen herben Geschmack; ihre Blätter sind etwas kleiner als bey den vorigen Arten. Diese vier sind die einzigen Arten von dem Zimmtbaume, die guten Zimmt liefern oder solche, von denen man die Rinde von den Bedienten der Regierung abnehmen läßt. Es giebt noch einige andere Spielarten, die man nicht unterscheiden kann. Der Saevel curundu hat eine Rinde von einem weichen und faserigen Gewebe, die weder

so

so compakt noch fest als die schon angeführten Arten ist, die sich aber nicht beugen läßt, ohne daß sie bricht; wenn man sie kauet, so läßt sie einen zähen Schleim im Munde zurück. Der dawul curundu oder flache Zimmt erhält seinen Namen von der Rinde, die, wenn sie getrocknet ist, sich nicht zusammen rollt, sondern flach bleibt. Der nica curundu unterscheidet sich durch seine langen, schmalen Blätter. Dies sind die einzigen Arten, die man etwa wegen ihres Ansehens mit dem ächten Zimmt zu verwechseln Gefahr laufen könnte.

Ehe die Holländer diese Insel in Besitz bekamen, wuchs der Zimmt ganz wild; ja so wohl die Eingebornen als die Europäer waren der Meynung, daß man ihn in diesem Zustande allein vollkommen finde und daß wenn man ihn pflanze, er unfehlbar ausarte. Die Fortpflanzung des Baumes in seinem wilden Zustande schreibt man den Vögeln zu, die die Beeren verschlucken; da aber ihr Magen die Kerner nicht zermalmen kann, so gehen sie wieder von ihnen fort und werden auf diese Art aller Orten ausgebreitet, wo Vögel hinfliegen [1]). Während des lezten Jahrhunderts hat jedoch die Erfahrung gelehrt, daß der

1) Noch zu Wolfs Zeiten glaubte man dies. Diese edle Pflanze, sagte er S. 85. 1. Th., scheint sich lieber von selbst als durch Cultur fortzupflanzen. Die Krähen, welche gern die rothe sehr scharf schmeckende Frucht des Zimmtbaumes fressen, sind hier die besten Gärtner: denn sie schlucken den Kern mit ein, und streuen ihn so unverdauet durch ihre Excremente allenthalben aus, wo er denn durch diese zugleich gedüngt in kurzem Wurzel schlägt und ausschlägt. Daher darf niemand bey schwerer Strafe eine Krähe schießen oder sonst tödten.

D. Uebers.

der angebauete Zimmt in jeder Hinsicht dem Wilden gleich komme. Der holländische Gouverneur Falk [1]) machte den ersten Versuch, Zimmtbäume durch Kunst zu Paß bey Colombo in seinen Gärten fortzupflanzen und bald entstand daselbst eine Pflanzung von mehrern tausend Bäumen, die Zimmt von der ersten Güte lieferten. Hierauf bediente er sich derselben Mittel, die Zimmtgärten um Colombo herum aus zu breiten und ihnen eine regelmäßigere Gestalt zu geben. Diese nützlichen Bemühungen haben sein Andenken höchst schätzbar gemacht und man erinnert sich seiner auf dieser Insel immer noch als eines Mannes, der das allgemeine Beste seinem eigenen Vortheile vorzog: ein Mann von einem solchen Charakter taugt allein zum Vorgesezten einer Colonie. Seine Nachfolger folgten jedoch seinem Beyspiele nicht nach: Zimmtschälen und Einsammeln schien ihre einzige Sorge zu seyn und sie kümmerten sich wenig weder um die Vermehrung noch um die Fortdauer des Vorrathes und verwandten auch wenig darauf. Wir trafen daher die Wälder in einem vernachlässigten und erschöpften Zustande an; doch aber waren wir so glücklich, bey der Einnahme von Colombo daselbst eine ungeheure Menge Zimmt aufbewahrt zu finden, den die Holländer nicht Gelegenheit nach Europa zu schicken gehabt hatten. Der Gouverneur North wendet jetzt auf die Zimmtgärten die größte Aufmerksamkeit. Seit seiner Ankunft sind sie um vieles verbessert und mit einem breiten Damme eingefaßt worden. Er hat auch einen neuen Weg durch sie machen lassen, der eine andere Richtung hat, als der zirkelförmige, den ich schon oben beschrieben habe: übrigens ist er eben so vortreflich und angenehm.

An-

1) Dies wurde er den 9. Aug. 1765.

D. Uebers.

Außerdem daß die Pflanzungen einen Zimmt liefern, der an Güte demjenigen gleich kommt, den man wild antrift, sind sie unendlich bequemer, indem die Bäume regelmäßig in Reihen gepflanzt sind, anstatt daß sonst die Leute, die man zum Abschälen brauchte, durch die verwachsenen und pfadlosen Wälder hindurch kriechen mußten, wenn sie den Zimmt aufsuchen wollten.

Es giebt zwey verschiedene Jahreszeiten, in denen der Zimmt abgeschält wird. Die größere Menge gewinnt man während der sogenannten großen Erndte, die vom April bis zum August währt. Die kleine Erndte dauert nur wenig über einen Monat, nämlich vom November bis zum Januar. Das Abrinden ist jedoch keines Weges auf diese besondern Jahreszeiten eingeschränkt; ich habe bemerkt, daß in jedem Monate des Jahres Rinde eingebracht wird.

Jeder einzelne Bezirk, wo der Zimmt wächst, muß jährlich eine gewisse Quantität Zimmt liefern, die mit der Anzahl seiner Dörfer und deren Einwohner im Verhältniß steht. Jeder Eingalese bekommt für diese Mühe ein Stück Land eingeräumt, das er abgabenfrey besitzt. Er ist auch von andern Regierungsdiensten frey und genießt noch andere Vorrechte, die mit der Quantität, die er einliefert, im Verhältniß stehen.

Diejenigen, die man zum Abrinden der Bäume braucht, nennen die Holländer Schialias, die Engländer aber Choliahs [1]). Es sind Beamte von einer höhern Classe über sie gesetzt, deren Geschäft darin besteht,

1) Diese sollen die niedrigste Kaste ausmachen.

D. Uebers.

daß sie die Aufsicht über die Arbeitsleute führen, die Wälder in Obacht nehmen und darauf sehen, daß weder Vieh noch Personen, die nichts da zu thun haben, hineinkommen. Außer diesen giebt es noch eine Art Beamte von einer höhern Caste, die Zimmtmudeliers heißen, deren Geschäft darin besteht, daß sie alle kleinen Vergehungen untersuchen und bestrafen, und die Aufsicht über die verschiedenen Bezirke und Dörfer führen, wo die Cholia hs wohnen. Ueber das Ganze ist ein Oberbeamter gesetzt, der gewöhnlich unter dem portugiesischen Namen Cannaillè Capitain bekannt ist, das soviel als Zimmtcapitain bedeutet. Die Eingebornen nennen ihn Curundu Mahabadda oder Zimmtoberster. Der oberste Mudelier erhält alle Berichte die Wälder und die Zimmtangelegenheiten überhaupt betreffend von den niedern Beamten und läßt sie an den Capitain gelungen, der dem Gouverneur allein verantwortlich ist.

Unter der Regierung der Holländer genossen die Choliahs sehr ausgebreitete Vorrechte und waren bloß ihren eigenen Mudeliers verantwortlich. Sie hielten sich daher für berechtigt, den Befehlen der englischen Offiziere Widerstand zu leisten. In dem Bezirke von Caltura, wo der Lieutenant Macdonald befehligte, weigerten sie sich durchaus, seine Befehle anzuerkennen und als eine Partei derselben eines Tages fast unter den Fenstern des Befehlshabers über den Calturafluß fuhr, so zeigten sie ihre Nichtachtung dadurch: daß sie die Eingebornen, die sie übersetzten, mißhandelten und Einige davon der Länge lang aus dem Boote mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr in den Fluß warfen. Der Lieutenant Macdonald untersuchte die Sache und befahl darauf, die Verbrecher zu binden und zu geisseln, welches in solchen Fällen

len die gewöhnliche Strafe ist. Zugleich meldete er dem Gouverneur North, was er gethan hatte und stellte ihm vor, daß eine solche Verachtung der Subordination durchaus bestraft zu werden verdiene. Die Choliahs hingegen beschwerten sich beym Gouverneur über diesen Eingriff in ihre Vorrechte und bestanden darauf, daß sie allein ihren eigenen Oberhäuptern verantwortlich wären. Der Gouverneur war jedoch fest überzeugt, daß die Gestattung einer solchen Ausrede bloß den Weg zu größern Ausschweifungen bahnen würde und daß er unmöglich eine unabhängige Gerichtsbarkeit im Herzen seines Gouvernements bestehen lassen könnte. Er billigte daher das, was Herr Macdonald gethan hatte und nach dieser Entscheidung müssen sich die Choliahs der nämlichen Gerichtsbarkeit unterworfen ansehen, unter welcher die übrigen Eingebornen stehen.

Die Art, wie man den Zimmt zur Ausfuhr zubereitet, ist folgende: das Erste, was die Choliahs thun müssen, besteht darin, daß sie einen Baum von der vorzüglichsten Güte aufsuchen. Dies können sie vermöge ihrer Scharfsichtigkeit und Uebung leicht an den Blättern und andern Kennzeichen erkennen. Diejenigen Zweige, die 3 Jahre alt sind und die dazu passend zu seyn scheinen, schneidet man alsdann mit einem großen krummen Gartenmesser ab. Von diesen Zweigen wird die äußere dünne Haut der Rinde mit einem Messer von besonderer Form abgeschabt: auf der einen Seite ist dies Messer concav und auf der Andern convex. Mit der Spitze dieses Messers wird die Rinde der Länge hin aufgeschlitzt und dann nimmt man die convexe Seite und löst sie nach und nach von dem Zweige ab, bis man sie ganz wegnehmen kann.

In diesem Zustande erscheint die Rinde in der Gestalt von Röhren, die an der einen Seite offen sind, und wovon die Kleinern in die Größern gesteckt und so zum Trocknen ausgebreitet werden. Die Sonnenhitze trocknet schnell die Feuchtigkeit auf und ist Ursache, daß sich die Röhren noch enger zusammenziehen, bis sie zuletzt die Form erhalten, welche wir in Europa an ihnen sehen. Wann die Rinde hinlänglich ausgedörrt ist, dann macht man sie in Bündel, wovon jedes etwann 30 Pfund wiegt und bindet sie mit gespaltenen Bambuszweigen zusammen. Diese Bündel schaffen die Choliahs in die Zimmtgo-downs oder Niederlagen der Compagnie. So wie sie eingebracht werden, bezeichnet und wiegt man jedes Bündel und thut es zu dem Haufen des besondern Bezirkes oder Dorfes, zu welchem diejenigen, die es brachten, gehören. Jeder Haufen bleibt abgesondert liegen, bis die Quantität, die man aus dem Bezirk erwartet, eingebracht ist. Die verschiedenen Geschäfte, die das Abschneiden und Abrinden des Zimmt erfodert, werden unter verschiedene Classen von Choliahs vertheilt, wovon jede bloß damit beschäftigt ist, die ihr angewiesene Arbeit zu verrichten: durch diese Vertheilung der Arbeit wird ihnen das Geschäft sehr erleichtert und für ihre Dienstherren weit einträglicher.

Der nächste Schritt, den man zu thun hat, wenn der Zimmt in die Niederlagen der Compagnie gebracht ist, besteht darin, daß man seine Güte untersucht. Dies Geschäft kommt den Wundärzten der Compagnie zu und es ist eine sehr unangenehme Arbeit. Es besteht darin, daß man etliche Stäbchen aus jedem Bündel nimmt, und Eines nach dem Andern kauet, da der Geschmack der einzige Probierstein der Güte ist. Durch die öftere Wiederholung dieses Geschäftes frißt der Zimmt die Haut der Zunge und des Innern des Mundes ab und verursacht einen solchen unerträglichen Schmerz, daß es die

Wund=

Wundärzte unmöglich über 2 bis 3 Tage hintereinander aushalten können. Demohngeachtet müssen sie wieder an ihre Arbeit, wenn die Reihe wieder an sie kommt, weil sie für die Güte des Zimmts verantwortlich sind: um den Schmerz zu mildern, essen sie gewöhnlich dann und wann ein Stück Butterbrod.

Der beste Zimmt ist etwas biegsam und darf nicht viel dicker als starkes Schreibepapier seyn. Er hat eine hellgelbliche Farbe und einen süßen Geschmack, doch nicht so stark, daß er Uebelseyn verursacht; er hat auch keinen Nachgeschmack. Die geringere Art unterscheidet sich dadurch, daß sie dicker ist, eine dunklere und bräunliche Farbe hat, scharf und und beißend schmeckt, wenn man sie kauet und einen unangenehmen bittern Nachgeschmack hat.

Wenn man auf diese Art die Güte des Zimmts untersucht hat, dann bindet man ihn in große Bündel, wovon jedes etwann 4 Fuß lang ist und die alle ein gleiches Gewicht haben. Das Gewicht jedes Bündels beträgt beym Einpacken 85 Pfund, ob es gleich bloß mit 80 bezeichnet und auch nur für so viel gerechnet wird: 5 Pfund rechnet man auf das Eintrocknen während der Reise. Die Bündel werden fest zusammengebunden und in grobes Tuch gepackt, das aus starkem Hanf oder von dem Cocosnußbaum gemacht ist; hierauf schaft man sie an Bord der Schiffe, die ausdrücklich deshalb auf Ceylon anlegen. Beym Legen der Ballen streuet man schwarzen Pfeffer zwischen dieselben, damit alle Zwischenräume ausgefüllt werden: hierdurch wird der Zimmt nicht allein erhalten, sondern auch beyde Gewürzarten werden verbessert, weil der Pfeffer von einer hitzigen und trocknen Beschaffenheit ist und also die Feuchtigkeit des Zimmtes an sich zieht. Da die Insel Ceylon keine hinlängliche Quantität Pfeffer zu diesem Zwecke hervorbringt, so bringen die Schiffe, die den Zimmt nach Europa abholen, aus andern Theilen

In-

Indiens, besonders von der Küste Malabar eine hinreichende Menge davon mit.

Nachdem der Theil des Zimmts, der zur Ausfuhr nach Europa tauglich ist, dahin abgesandt ist, kann selbst der Abraum von diesem kostbaren Gewürze noch genutzt werden. Die Ueberreste und kleine Stücke, die beym Einpacken der Ballen zerbröckeln, werden gesammelt und in große Butten gethan, etwann 100 Pfund in jede und es wird gerade so viel Wasser darüber gegossen als zu ihrer völligen Bedeckung erforderlich ist. Diese Masse läßt man 6 bis 7 Tage weichen und man gießt sie alsdann langsam in einen kupfernen Destillirkolben ab, unter welchem man ein gelindes Feuer macht. Das Wasser, das überläuft, und das aqua cinnamomi (Zimmtwasser) heißt, wird in gläsernen Gefäßen von einer besondern Einrichtung aufgefangen: es sieht fast wie Milch aus und das Oehl schwimmt oben auf dem Gefäße. Das Verfahren dabey geht langsam und vorsichtig, indem eine Butte gewöhnlich innerhalb 24 Stunden abdestillirt wird. Zwey Commissarien, die zur Zeit der Holländer Mitglieder des Gerichtshofes waren, sind als Aufseher über dies ganze Verfahren angestellt; Einer davon muß beständig dabey gegenwärtig seyn, damit der Apotheker, der das Destilliren leitet, nichts von dem Oehle unterschlägt.

Ist das Oehl einige Zeit in dem Recipienten gewesen, so wird es sorgfältig unter den Augen der Commissarien abgeschöpft und in große Bonteillen gethan. Diese werden mit dem Regierungssiegel versiegelt und dem Gouverneur gebracht, der sie in eine Kiste thut, die auf die nämliche Art gesichert wird. Der Grund von allen diesen Vorsichtsmaßregeln ist die große Seltenheit und der große Werth dieses Oehles. Man verfertigt dergleichen bloß in

dem

dem Laboratorium der Compagnie zu Colombo; und die Quantität ist weit geringer als man von einem gleichen Gewicht irgend eines andern Gewürzes gewinnen kann. Die Eifersucht der Holländer ist Ursache, daß man niemals genau die Quantität erfahren hat, die man von 100 Pfund gewonnen hat. Der gewöhnliche Preis an Ort und Stelle war drey Viertheile eines holländischen Dukatens; in den letzten Jahren aber konnte man nur wenig und zwar beynahe um keinen Preis erhalten. Ich sah eine Nöselflasche, die unter andern Sachen des lezten holländischen Gouverneurs van Angelbeck mit zum Verkaufe ausgeboten wurde, allein der darauf gesetzte Preis, der gegen 10 Pfund Sterlinge (60 Thlr.) betrug, schreckte jedermann vom Kaufe ab. Zimmtöhl hält man für ein vortrefliches Mittel in Magenkrämpfen. Dasjenige, das man aus den feinern Zimmtarten gewinnt, ist von einer schönen Goldfarbe, da hingegen das, was man von der gröbern Rinde bekommt, dunkler und bräunlich aussieht.

Das Verfahren, wie man das Zimmtöhl gewinnt und das ich so eben beschrieben habe, ist dasjenige, welches bey den Holländern gewöhnlich war. Seitdem die Insel in unserm Besitze ist, hat man die Verfertigung dieses Oehles ganz aufgegeben und diese Fabrik kann in der That nie wieder mit großem Vortheile oder einem beträchtlichen Umfange in Stand gesetzt werden. Die geringe Quantität von Oehl, die der feinere Zimmt liefert, ist zwar einträglich, allein sie bringt doch nicht so viel ein, als der Zimmt selbst, wenn man ihn nach Europa ausführt und das Oehl von den gröbern Arten ist von einer sehr geringen Güte.

Nach dieser Beschreibung des Zimmtes und des Verfahrens, das man dabey beobachtet, um ihn zum Verkaufe zu bringen, ist eine Untersuchung vielleicht nicht unwichtig, wie dieser schätzbare Handelszweig verbessert oder erweitert werden kann. Das Wachsthum und Gedeihen des Zimmts scheint von der Natur auf die Insel Ceylon eingeschränkt zu seyn: denn auf Malabar, Batavia, Isle de France und in der That an jedem andern Orte, wo man ihn hinverpflanzt hat, ist er durchgängig ausgeartet. Selbst auf Ceylon findet man ihn bloß auf der Südwestlichen Küste in seiner Vollkommenheit. In den nördlichen Theilen und um den Hafen Trincomale her gedeiht er nicht; daher muß man ihn jederzeit auf derjenigen Küste suchen, die der Mangel an Häfen zur Ausfuhr sehr unbequem macht. Die Jahreszeit, wo man den Zimmt zubereitet, trift jedoch mit der Zeit zusammen, wo die Schiffe zu Colombo anlegen; zum Glück wird hierdurch jeder große Nachtheil verhindert, der aus diesem Umstande entstehen könnte.

Die Hauptverbesserung, die der Zimmthandel erhalten kann, besteht in der Einführung einer verbesserten Methode, wie das Gewächs anzupflanzen ist. In den letztern Jahren ist die künstliche Anpflanzung desselben vortreflich gediehen und die Pflanzungen befinden sich unter der thätigen Leitung des Gouverneur North schon in einem blühenden Zustande. Aus einem verbesserten Anpflanzungssysteme kann man zwey Hauptvortheile ziehen. Wenn man sorgfältig den Zimmtsaamen und Pflanzen von der ersten Güte auswählt, so kann man es dahin bringen, daß der ganze Boden, den jetzt ohne Vortheil gröbere Arten einnehmen, feinere Arten trägt. Ist das Pflanzungssystem einmal völlig eingeführt, dann kann man die Zimmtgärten in drey bis vier große Abtheilungen eintheilen, wo-

von man jährlich Eine niederhauet. Hierdurch erhält man eine auf einander folgende Erndte; die Menge, die man einzusammeln hat, kann genau bestimmt werden und es würde eine große wüste Strecke Land gewonnen. Auch in der Methode, wie man den Zimmt abrindet und einsammelt, können Verbesserungen angebracht werden: das gegenwärtige Verfahren ist sehr ungeschickt und die Arbeit derjenigen, die man dabey braucht, sehr uneinträglich, wenn man ihre Anzahl betrachtet.

Ich habe diese wenigen Winke nur mit Schüchternheit hingeworfen und überlasse sie der Prüfung einsichtsvollerer Männer. Mein Zweck ist erreicht, wenn ich so glücklich bin, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Gegenstand des allgemeinen Besten zu lenken, und wenn ich bewiesen habe, daß er einer Verbesserung fähig ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Mineralien auf Ceylon.

Die Mineralien auf Ceylon sind sehr zahlreich und die Insel ist schon lange wegen ihrer kostbaren Steine besonders berühmt gewesen, wovon man nicht weniger als ungefähr zwanzig Sorten antrift. Ich erhielt Gelegenheit, mir von allen diesen Proben zu verschaffen, die ich mit nach Europa sowohl in rohem als polirtem Zustande gebracht habe.

Die Rubinen, die Topaße und die Diamanden von Ceylon oder Matura sind keinesweges so kostbar als wie die von Golconda oder Brasilien. Die Saphire, Amethyste, Aquamarine und Turmaline hingegen stehen den Steinen keines andern Landes nach.

Der Diamand von Ceylon ist selten vollkommen durchsichtig, sondern hat gemeiniglich das Ansehen von einer Milchfarbe. Durch das Brennen wird er etwas reiner. Er wird zu Ringen und Knöpfen verarbeitet, worin, wie schon oben erwähnt, die Ceylonesen sehr

vie-

vielen Aufwandt machen. Da man ihn in grosser Menge findet, so steht er hier keinesweges in hohem Preiße.

Den Rubin schätzt man nach seiner Klarheit, der Tiefe seines Rothes und seiner Freyheit von Fehlern. Diese Steine trift man auf Ceylon selten von einer beträchtlichen Größe an; und sehr häufig sind sie nicht größer als ein Gerstenkorn.

Die Amethyste sind bloß Stücken von Bergkrystall, die einen Anstrich von einer violettenen Farbe haben. Selten sind sie größer als eine welsche Nuß; meistentheils findet man sie sehr klein. Ihr Werth hängt von ihrer Größe und von der Tiefe ihrer Farbe ab. Derselbe wird öfters noch dadurch vermindert, daß sie nur theilweise gefärbt sind und Flecken oder Streifen von verschiedenen Schattirungen haben. Man verarbeitet sie nach Verhältniß ihrer Größe zu allerhand Knöpfen.

Steine, die unter dem Namen Turmaline bekannt sind, ob sie gleich ganz und gar keine elektrischen Eigenschaften haben, trift man hier von mancherley Farben an. Der rothe Turmalin erscheint bloß durchsichtig, wenn man ihn gegen das Licht hält; er zeigt dann eine blaßrothe Farbe. Der blaue Turmalin ist bloß ein leicht schattirter Quarzstein. Der grüne Turmalin oder Grysopras ist von einer schönen durchsichtigen Graßfarbe und sehr geschätzt. Der gelbe oder Topas-Turmalin gleicht insgemein dem Bernstein, ob man ihn gleich bisweilen von einer dunklern Farbe findet. Selten ist er größer als eine Erbse; er sieht aber sehr schön aus, wenn er in Ringe gefaßt ist.

Den Topas findet man vorzüglich in gelblichen Splittern und seine Farbenschattirungen sind sehr mannichfaltig.

Der blaue Saphir und der grüne Saphir werden in Knöpfe und Ringe verarbeitet. Man trift dergleichen von den blässesten bis zu den dunkelsten Farben an: der blaue Saphir ist häufig in seiner Farbe ungleich.

Weiße Crystalle findet man in Menge. Auch trift man gelbe und braune Crystalle an, die sich bloß in der Farbe unterscheiden: man braucht diese Steine alle zu Knöpfen und andern Verzierungen.

Der schwarze Crystal ist eine Art von Schörl. Er zeigt eine glänzende, aber undurchsichtige Oberfläche. Er ist zu gemein, als daß er vom Werthe seyn könnte.

Das Katzenauge ist eine Art von Opal und hat seinen Namen von einem weißen funkelnden Strahle in seiner Mitte, die Einem allemal ins Auge fällt, wo man dasselbe auch hinwenden mag. Dieser Stein wird von den Eingebornen Indiens sehr geschätzt und ein Vollkommener von der Größe einer Nuß kostet 60 Thaler und drüber. Die Seltenheit und Sonderbarkeit des Katzenauges ist die Ursache seines hohen Preißes. Die Indier tragen dasselbe stark in Ringen.

Carneole und andere dergleichen Steine findet man in großer Menge auf Ceylon.

Kostbare Steine waren vormals ein Einkünfteartikel, den Pächter einsammelten, welche ihn von der Regierung in einem besondern Bezirke gepachtet hatten. Jedoch hat

man

man diesen Plan schon seit einigen Jahren aufgegeben, da die Steine, die man in dem Reiche des Königes von Candy findet, kostbarer waren, als diejenigen, die man in den niedrig gelegenen Theilen der Insel antrift: die Holländer hielten es daher für die leichteste Methode, sich dergleichen Steine zu verschaffen, wenn sie von ihm eine gewisse Quantität als einen Tribut verlangten. Seit einiger Zeit war also dieser Fürst genöthigt in die Foderungen seiner gebieterischen Nachbarn einzuwilligen und ihnen jährlich eine gewisse Quantität Steine zu schicken. Neuerlich aber hatte er dies Joch abgeschüttelt und um die Habsucht der Europäer so wenig als möglich zu reitzen, hatte er befohlen, daß in seinem Reiche keine Steine mehr gesammelt werden sollten. Er gestattet seinen Unterthanen unter keiner Bedingung, kostbare Steine an die Europäer zu vertauschen oder irgend einen Stein über einen gewissen bestimmten Werth aus seinem Lande zu schaffen: Uebertreter seines Verbotes trift die Todesstrafe. Es ist sogar für einen Candyer gefährlich, einen Stein über einen gewissen Werth zu besitzen, da sie nach einem königlichen Befehle alle dem Könige gehören. Ich habe schon oben die Bedrückungen erwähnt, denen die armen Eingebornen durch diesen Befehl ausgesetzt sind; sie verschenken lieber heimlich die kostbaren Steine oder werfen sie weg, als daß sie Gefahr laufen sollten, sie nach Candy zu schaffen und daselbst an dem Thore des Pallastes halb verhungert so lange zu warten, bis seine Majestät sie in Empfang zu nehmen geruht.

Die kostbaren Steine sucht man gemeiniglich zwischen den Hügeln und Felsen und an den Flußufern hin, wo sie häufig aufgelesen werden. Besonders findet man sie an dem Flusse, der durch Sittivacca läuft und die Besitzungen des Königs von den Unserigen scheidet. Die hef-

tigen Regen, die häufig in den höher gelegenen Gegenden der Insel fallen, waschen diese Steine mit von den Hügeln herab und wenn die Flüsse zu fallen, und hell und niedrig zu werden beginnen, dann findet man sie im Sande der Betten, die alsdann trocken gelassen werden. Ich habe die schwarzen Bursche, die wir gewöhnlich Steinkaufleute nennen, in dem Bette eines Flusses und zwar oft mit vielem Glücke deshalb nachsuchen sehen.

Diese schwarzen Kaufleute schwärmen in großer Menge um Colombo herum. Sie sind eine Mischung von verschiedenen Casten und Nationen Indiens; Wenige davon sind Cingalesen oder Eingeborne von der Insel. Man sieht sie beständig in Menge mit ihren Steinen hausiren gehen und die Thüren der europäischen Offiziere und anderer Herren belagern, an denen sie allemal ihre besten Käufer finden. Sie bieten die Steine in allen verschiedenen Zuständen, sowohl polirt als unpolirt feil; am gewöhnlichsten aber haben sie dieselben in Ringe von mancherley Gestalten, in Brustnadeln, Kreutze und andere dergleichen Verzierungen gefaßt. Zu gewissen Jahreszeiten müssen die Europäer gegen diese zudringlichen Bursche sehr auf ihrer Huth seyn, weil sie beynahe Alle vollkommene Landstreicher sind und in der doppelten Absicht in die Häuser einfallen, sowohl ihre Waaren abzusetzen, als auch alles, was locker ist und ihnen in den Weg kommt, mit zu nehmen.

Oft sind diese Bursche wegen Käufer in Verlegenheit und dann kann man von ihnen einen sehr kostbaren Stein für eine Kleinigkeit erhalten. Man muß aber sehr vorsichtig seyn, wenn man mit ihnen handelt, da sie geschickt im Betrügen sind und dem Käufer Glasstücken oder geringere Steine aufheften, die sie mit solcher Geschicklichkeit zu

schnei-

schneiden und den kostbarsten Steinen ähnlich zu machen wissen, daß jemand schon ein großer Kenner seyn muß, wenn er die Einen von den Andern unterscheiden will.

Diese schwarzen Kaufleute setzen sich oft, wenn sie Steine suchen, vielen Mühseligkeiten und Gefahren aus. Es ist nichts ungewöhnliches, daß sie unter mancherley Vorwändten in das Reich Candy reisen und die Steine heimlich mit Lebensgefahr den Eingebornen abkaufen.

Was die Perlen anbelangt, die einen so beträchtlichen Zweig der Einkünfte und einen so wichtigen Handelsartikel auf Ceylon ausmachen, so habe ich schon oben bey der Beschreibung des Theiles der Küste, wo man sie findet, eine so vollständige Nachricht davon mitgetheilt, daß ich nichts weiter hinzuzusetzen brauche. Da sie weißer als diejenigen in dem Golph von Ormus und an den arabischen Küsten aussehen, so werden sie von den Eingebornen nicht so hoch geschätzt: diese lieben mehr solche, die gelblich oder goldfarbig aussehen.

Bley, Zinn und Eisenerze findet man in dem Innern des Landes, allein sie werden niemals bearbeitet oder sonst zu etwas gebraucht.

Es gab verschiedene Quecksilbergruben, die die Holländer bearbeiteten. Im Jahre 1797 fand der Obriste Robertson Eine zu Cotta, etwann 6 Meilen von Colombo. Die Quantität, die wir daraus erhielten, betrug nicht über 6 Pfund; sie war aber für die Besatzung ein sehr nützlicher und gelegener Ersatz, indem damals alles, was wir hatten, ausgegangen und der Mercurius das Hauptmittel war, zu welchem man in allen Leberkrankheiten seine Zuflucht nahm.

Ob man schon immer noch einiges Quecksilber aus dieser Grube gewinnt, so sind doch wegen des Mangels an erfahrnen und geschickten Arbeitern die Mühe und die Kosten, die sie erfodert, so groß, daß man es für gerathen gehalten hat, ihre Bearbeitung, noch ehe ich die Insel verließ, gänzlich aufzugeben. Ich habe aber seitdem erfahren, daß man dies Unternehmen an der nämlichen Stelle und zwar mit mehr Glück wieder vorgenommen hat.

In Ansehung des Quecksilbers erhielten wir einen merkwürdigen Beweiß von der Geheimhaltung, mit welcher die Holländer alle ihre Geschäfte auf dieser Insel betrieben: denn ehe wir die Grube zu Cotta entdeckten, wußten wir gar nichts davon, daß dies Mineral auf der Insel angetroffen würde, noch hatte uns jemals Einer von den holländischen Einwohnern über diesen Umstand einen Wink gegeben, ob sie gleich zu verschiedenen Zeiten große Quantitäten daraus gewonnen hatten. Sie beobachteten in der That in allen andern Hinsichten die nämliche Politik und theilten uns niemals eine Nachricht mit, die sie vor uns verbergen konnten.

Ich will hier die Nachricht von einigen Quellen einschalten, die besondere Eigenschaften besitzen und die sich zu Cannia, etwann 6 Meilen von dem Fort von Trincomale auf dem Wege nach Candy befinden. Das Wasser hat der Dr. Christie nebst einigen andern Garnisonsärzten untersucht. Das Resultat dieser Untersuchung, wovon ich eine Abschrift erhalten habe, ist folgendes:

Der heißen Quellen zu Cannia sind sechs an der Zahl und sie besitzen verschiedene Grade von Hitze. Indessen

sen stehen sie offenbar Alle miteinander in Verbindung: denn das Wasser befindet sich in allen in einer gleichen Entfernung von der Oberfläche des Erdreichs und wenn man einen Körper in die Eine wirft, so steigt das Wasser in der Andern.

Da das Wasser aus allen sechs Quellen die nämlichen Erscheinungen zeigt, so läßt sich wenig zweifeln, daß sie nicht alle aus einer und derselben Quelle entspringen.

Bey der aufmerksamsten Untersuchung der Hitze der verschiedenen Quellen, fand man, daß sie genau nach ihrer verschiedenen Teufe von 98 bis 106½ Graden des Farenheitischen Thermometers abwichen.

Luftblasen sieht man von dem Boden aller dieser Quellen in die Höhe steigen und man schloß daher, daß das Wasser säuerlich und mit Kohlensauerngaß geschwängert seyn möchte.

Man fand jedoch, daß das Wasser in einem Glase nicht mehr als gewöhnliches Wasser perlte noch daß es eine feine rothe vegetabilische Farbe veränderte. Und als man eine große Futteralflasche mit dem Wasser füllte und eine leere feuchte Blase an ihre Oefnung hielt, so fand man nach langem Schütteln und Rütteln, daß sich keine Luft entwickelte.

Es sollte daher scheinen, daß das Wasser mit keiner Luft geschwängert sey, sondern daß die Blasen bloße gemeine Luft seyn, die sich aus dem Wasser durch die Hitze entwickeln. Wenn man indessen die Luft mit einem gehö-

rigen Apparat sammelte, so würde man ihre Eigenschaften leicht erfahren können.

In seiner Farbe, in seinem Geruche und Geschmacke hat das Wasser nichts Besonderes. Es ist weder rauh noch hart: denn Seife lößt es schnell und vollkommen auf.

Es enthält keine schwefeligten Bestandtheile: denn wenn man Stück polirten Silbers darein thut, so sezt sich weder Rost noch eine dunkle Farbe an.

Es enthält weder Säure noch Alkali in einem aufgelößten Zustande; denn wenn man es mit einer feinen vegetabilischen Farbe vermischt, so wird man keine Veränderung in eine grüne oder rothe Farbe gewahr.

Das Wasser enthält weder einen selenitischen, noch erdigen, noch alkalischen Theil mit Vitriolsäure verbunden: denn als man eine Auflösung von Quecksilber in Schwefelsäure hinzu that, sezte sich kein Bodensatz an. Es enthält auch keinen erdigen Theil in Verbindung mit Salzsäure weder Kupfer noch Zink: denn als man mineralische und flüchtige Alkalis mit dem Wasser vermischte, bemerkte man keinen Niederschlag.

Bey der Mischung von einem Absud von Galläpfeln erhielt das Wasser eine schwärzliche Farbe: woraus man sieht, daß es leicht mit Eisen geschwängert ist.

Bey der Mischung von einer Auflösung von Silber in Salpetersäure, entstand einiger Niederschlag von Hornsilber, oder salzigt saurem Silber. Dies dient zum Beweise, daß es einen sehr kleinen Theil Seesalz enthält; allein

allein nicht mehr, als das gewöhnliche Wasser zu Trincomale, auf welches die Auflösung von Silber die nämliche Wirkung thut; nur fand der Unterschied dabey statt, daß der Niederschlag bey dem Wasser der heißen Quellen, wahrscheinlich von der Schwängerung mit Eisen, schwärzlich war.

Diese Versuche wurden bey den heißen Quellen mit Wasser aus denen der höchsten und niedrigsten Temperatur den 4. Jul. 1798. angestellt, als die Wärme der Atmosphäre auf 91 Graden stand. Sie wurden mit dem Wasser wiederholt, als man es nach Trincomale brachte und man erhielt allemal dasselbe Resultat.

Daher scheint es, daß die heißen Quellen etliche wenige mineralische Eigenschaften oder andere Kräfte außer ihrer Wärme besitzen, die von einer Temperatur ist, welche zum warmen Baden nicht undienlich ist.

Man empfiehlt das warme Wassertrinken in vielen Krankheiten und sowohl hierzu als zum Baden verdient eine warme Quelle allemal den Vorzug vor dem künstlich erwärmten Wasser, weil es beständig einen bestimmten Grad von Wärme hat.

Achtzehntes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen — gegenwärtiger Zustand der Insel — Verbesserungen — Einkünfte — bürgerliche und militärische Anstalten — Vortheile.

Nunmehro habe ich meinen Lesern alles Merkwürdige mitgetheilt, das ich während meines Aufenthaltes auf Ceylon habe beobachten können: und wenn meine Untersuchungen über einige Gegenstände Einigen allzu beschränkt vorkommen sollten, so werden sie sich, wie ich hoffe, zugleich erinnern, daß ich alle meine übrigen Geschäfte meinen militärischen Pflichten als untergeordnet ansehen mußte. Ich schließe meine Beschreibung mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Zustand und den Werth dieser neuen Besitzung für das brittisch Reich.

Der Anbau von Ceylon war, wie schon oben bemerkt worden ist, unter der Regierung der Holländer außerordentlich vernachlässigt. Einige Jahre vor unserer Be=

Besitznahme desselben mag zwar die unglückliche Lage des Mutterlandes, die jede Zusendung von Unterstützung unmöglich machte oder wo man keine Aufmerksamkeit auf die Leitung der entfernten Colonien wenden konnte, wegen dieser Vernachlässigung zu einiger Entschuldigung dienen; allein selbst vor diesem Zeitraume, wo sich die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem blühendesten Zustande befand, machte man nur geringe Fortschritte im Anbaue der Insel und dies dient zum Beweiße, daß das System, das man in Ansehung derselben befolgte, von Grund aus schlecht war. Das Einsammeln und der Anbau des Zimmts, der Stapelwaare der Insel, schien alle ihre Aufmerksamkeit erschöpft zu haben, denn alle andere Vortheile wurden übersehen. Die Unklugheit eines solchen Systemes wird man leicht aus einigen wenigen Bemerkungen einsehen lernen.

Der Boden von Ceylon, besonders in den Theilen an den Seeküsten, ist vorzüglich zum Anbau nicht allein aller solchen Artikel, die dem tropischen Himmelsstrich eigen sind, sondern auch vieler Andern geschickt, die eigentlich in Europa einheimisch sind. Selbst der Sand- und bröckelige Lehmboden, den man hin und wieder in verschiedenen Theilen der Insel antrift, ist sehr ergiebig und kommt dem weichsten Erdreiche an Fruchtbarkeit gleich. Dies rührt von der gleichförmigen und milden Temperatur von Ceylon und den häufigen Regen her, die die Felder im Ueberflusse mit Feuchtigkeit versorgen; auf dem festen Lande Indiens hingegen wird oft die Vegetation durch die außerordentliche Trockenheit und die heißen ausdörrenden Winde zerstört, denen es zu verschiedenen Jahreszeiten ausgesezt ist.

Man

Man benutzte jedoch diese herrliche Temperatur und diesen fruchtbaren Boden so wenig, daß man auf Ceylon niemals so viel Reiß und Weitzen erbauete, als es zu seinem Verbrauche nöthig hatte, ob schon diese und andere Getraidearten bey gehöriger Aufmerksamkeit daselbst mit eben so großem Vortheile als in Bengalen und zu Surate erbauet werden könnten. Die Sorglosigkeit der Eingebornen in Ansehung des Ackerbaues rührte zum Theil von dem Ueberflusse an Erzeugnissen, die von freyem Stücken wachsen und womit sie die Natur reichlich versorgt hat, und von den geringen Bedürfnissen an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln in diesem warmen Himmelsstriche her, indem die Cocosbäume und die Jackbäume zu Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse beynahe hinreichend sind. Die Holländer hätten jedoch durch eine klug geleitete Politik und durch gehörige Aufmunterungen die daher entstehende natürliche Trägheit derselben großen Theils überwinden und ihnen die Annehmlichkeiten und Genüsse kennen und würdigen lernen können, welche Fleiß und Ueberfluß gewähren.

Allein dergleichen Maßregeln wurden von den holländischen Gouverneurs entweder gänzlich übersehen oder auf eine strafbare Art vernachlässigt. Ich bin jetzt so glücklich, hinzufügen zu können, daß es allen Anschein hat, daß sie jetzt von unsern Landsleuten mit dem besten Erfolge schnell ausgeführt werden. In den lezten zwey bis drey Jahren hat zu Folge der Aufmunterungen von Seiten der Regierung in den südlichen und südwestlichen Theilen der Insel der Ackerbau gar sehr zugenommen und der Reiß- und Paddybau hat sich sehr vervollkommt. Die Vortheile, die man aus der Fortdauer dieser klugen Maßregeln ziehen kann, lassen sich gar nicht berechnen. Das Geld, das man jährlich aus der Insel schickt, um Ge-

Getraide einzukaufen, bliebe auf derselben zurück, sobald sie so viel Getraide erbauete, als sie zu ihrem eigenem Verbrauche nöthig hat und man würde auf diese Art ihren Reichthum schnell vermehren und folglich ihre Verbesserung erhöhen können. Die Aufmunterung des Gewerbfleißes unter den Eingebornen würde Vortheile gewähren, das man schwerlich noch jezt berechnen kann. Könnte man sie nur erst dahin bringen, daß sie ihre Felder anbaueten und Geschmack an den Annehmlichkeiten gewönnen, die Fleiß und Eigenthum gewähren, so würden sie bald Lust zu Manufakturen und zum Handel bekommen.

Eine andere unmittelbare Folge von den Fortschritten im Anbaue der Insel wäre die Verbesserung des Climas, indem man das Land von den dicken Wäldern reinigte und die Sümpfe austrocknete, welche zur Entstehung und Unterhaltung jener schädlichen Dünste beytragen, welche den Europäern oft so nachtheilig gewesen sind und die Eingebornen des festen Landes von der Niederlassung auf der Insel abgeschreckt haben.

Wenn man den Anbau vermehrte, so würde man dadurch zugleich andere Hindernisse für die Ansiedler aus dem Wege räumen. Der hohe Preiß der Lebensmittel auf der Insel, wenn man ihn mit demjenigen auf dem festen Lande vergleicht, von woher sie eingeführt werden, trägt viel dazu bey, daß sie das Leztere nicht mit der Erstern vertauschen wollen. Denn so viele Vortheile Ceylon auch in Ansehung des Handels gewähren mag, so muß doch die Theuerung der Lebensmittel Manufakturen, die noch in der Kindheit sind, gar sehr niederdrücken und in einem hohen Grade ihrer Anlegung hinderlich seyn. Wenn man aber durch die Fortschritte im Anbaue eine

hinläng-

hinlängliche Quantität Lebensmittel erbauete und daher ihren Preiß verminderte, so würden die mancherley Vortheile allerhand Manufakturisten leichtar anlocken, sich daselbst niederzulassen. Und wenn auf diese Art Ceylon nicht allein selbst Lebensmittel genug erbauete, sondern auch Kleidungsstücke und andere Lebensbedürfnisse lieferte, ohne daß es deshalb weiter zu andern Ländern seine Zuflucht zu nehmen brauchte, so würde es vom festen Lande Indiens bald unabhängig werden und sich selbst, ohne weitere auswärtige Unterstützung, erhalten können.

Im Verlaufe dieses Werkes habe ich schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Boden und der Himmelsstrich von Ceylon dem Anbaue einiger sehr schätzbarer Handelsprudukte günstig ist. Schon hat man Thee, Caffee, Tabak und Zuckerrohr mit großem Vortheile angepflanzt. Dieser Umstand war den Holländern nicht unbekannt: aber aus einer beyspiellosen, thörichten Politik verhinderten sie jeden Versuch, diese Gewächse auf dieser Insel anzubauen, weil sie befürchteten, dies möchte den Preiß derselben auf den übrigen holländischen ostindischen Besitzungen, wo sie schon angebauet wurden, vermindern. Ich brauche mich nicht bey den Vortheilen aufzuhalten, die sowol unser Handel als unsere Einkünfte davon haben werden, so bald man einen entgegengesezten Weg einschlägt. Es ist hier nicht unnütz zu bemerken, daß die Theepflanze in den nördlichen Theilen, die zum Anbaue jedes andern Produktes sehr ungünstig sind, im größten Ueberflusse gefunden wird.

Ich brauche hier nicht das zu wiederholen, was ich schon oben in Ansehung der Verbesserungen gesagt habe, die sich nothwendig daraus ergeben müssen, wenn man Straßen anlegt und auf diese Art einen Verkehr zwischen

den

den verschiedenen Theilen der Insel eröfnet. Indessen ist es doch bloß Gerechtigkeit, wenn ich bemerke, daß sich damals, als ich die Insel verließ, der Gouverneur eifrig mit allem demjenigen beschäftigte, was zur Beförderung ihres Besten diente. Er war damals eben im Begriffe, eine Reise um die Insel zu machen, um ihren Zustand mit eigenen Augen zu untersuchen. Auf dieser Reise sollten ihn mehrere Personen begleiten, die die mannichfaltigen Naturerzeugnisse mit Einsicht und Genauigkeit zu untersuchen im Stande waren.

Das Einkommen von Ceylon ist folglich für unsere Regierung ein interessanter und wichtiger Gegenstand; allein aus dem, was ich über dessen gegenwärtigen Zustand und über die Verbesserungen geäußert habe, deren es fähig ist, kann man leicht abnehmen, daß man aus seinem gegenwärtigen Zustande noch nichts gewisses über seinen künftigen Ertrag sagen kann. Aus den Berichten der holländischen Handels- und Einkommenkammer für Ceylon erhellt, das es vor 20 bis 30 Jahren seine Ausgaben zu bestreiten im Stande und daß bisweilen der Ueberschuß so gar zu Gunsten der Insel war. Allein die Vermehrung der Militairmacht und der Ausgaben, die zu Folge der verheerenden Kriege zwischen den Europäern und den Eingebornen statt gefunden hatten, nebst der Verschlimmerung und der Vernachlässigung der öffentlichen Angelegenheiten, die nach und nach den Wohlstand der Colonie zu untergraben begannen, waren Ursache, daß die Ausgaben gar bald die Einkünfte weit überstiegen. Im Jahre 1777 und 1778. fand ein großes Deficit statt. Im Jahr 1795. belief sich das Einkommen auf nicht mehr als 611,704 Pfund (livres). Die Ausgaben hingegen betrugen 1,243,338 Pfund (livres); Ceylon kostete also Holland

land 631,043 Livres und 57,934 Pfund Sterlinge [1]). Dieses Deficit hätte man leicht durch den Zimmt, die Cardemomen, den Caffee und andere Artikel, die man von der Insel nach Europa schickte, so wie durch den Gewinn der Perlenfischerey und durch die Abgaben decken können, die verschiedene Artikel erlegen mußten, die man aus andern Theilen Indiens nach Ceylon einführte.

Wenn man den Anbau der Insel verbessert, Manufakturen errichtet und folglich mehr Reichthum herbeyzieht, so ist es kein Zweifel, daß die Einkünfte, die man auf der Insel erhebt, ihre Ausgaben bald übersteigen werden. Auch kann man von einem verbesserten Schätzungs- und Erhebungssystem große Vortheile erwarten; und wirklich haben seit der Ankunft des Gouverneur die Einkünfte schon etwas zugenommen.

Es ist jedoch zu bemerken, daß man eine solche Vermehrung der Einkünfte nicht ohne eine beträchtliche vorläufige Ausgabe von Seiten der Regierung erwarten darf. Man muß den Eingebornen in Ansehung des Anbaues mit einem guten Beyspiele vorgehen. Man muß den ausländischen Manufakturisten solche Vortheile gewäh-

1) Hiermit stimmt nicht ganz Sprengel (in s. gegenwärtigen Zustande der ostindischen Handelsgesellschaft in den vereinigten Niederlanden 1797) überein, der das Deficit noch höher anschlägt. Vor dem amerikanischen Kriege, sagt er S. 74, berechnete man ihre jährlichen Einkünfte auf 794,755 Gulden, ihre Ausgaben aber auf 1,345,762 Gulden. Sie haben sich aber seit dem so beträchtlich vermehrt, daß Ceylon 1786. der Gesellschaft 1,532,956 und im Jahr 1787, 1,677,310 Gulden kostete.

D. Uebers.

währen, daß sie ihr Vaterland mit dieser Insel zu vertauschen Lust bekommen. Durch eine zur rechten Zeit angewandte Freygebigkeit von Seiten der Regierung kann bald viel ausgerichtet werden und ist die Verbesserung einmal in Gang, so wird sie mit reißender Schnelligkeit von selbst zunehmen.

Die natürliche Stärke von Ceylon und die wenigen Punkte wo man sich demselben mit Sicherheit nähern kann, scheinen ihm einen großen Grad von Sicherheit zu versprechen; doch hat eine mehrmalige Erfahrung gelehrt, daß diese Sicherheitsmittel ohne eine beträchtliche militärische Macht nicht hinreichend sind, die Insel gegen einen mächtigen oder unternehmenden Feind völlig zu sichern. Die Macht, die die Holländer vormals auf der Insel unterhielten, bestand aus ungefähr 3000 Europäern und etwann aus 2000 Malayen, Topaßen und eingebornen Cingalesen. Diese lagen auf den verschiedenen starken Posten um die Insel herum auf eine solche Art vertheilt, daß man auf keinem Punkte schnell eine große Anzahl zusammenziehen konnte, Colombo ausgenommen, wo gewöhnlich der bey weitem größere Theil der militärischen Macht stand. Dieser Platz war auch durch das Schweizer Regiment von Meuron sehr befestigt worden; allein zum Unglück für die Holländer war gerade im mißlichsten Augenblicke der Gefahr seine Capitulationszeit abgelaufen und aus einer unbegreiflichen Unvorsichtigkeit der Holländer durfte es sich in die Dienste ihrer gefährlichsten Feinde begeben und zur Bezwingung seiner vormaligen Herren kräftig mitwirken, ob man schon dies schöne Truppencorps leicht hätte behalten können, wenn man demselben bessere Bedingungen angeboten hätte.

Diese militärische Macht der Holländer, die selten in Allem über 5000 Mann betrug, fand man hinlänglich, die Angriffe der einheimischen Fürsten zurück zu schlagen. Sie war auch vermöge der Beschaffenheit des Landes im Stande, alle Angriffe irgend einer europäischen Macht, die nicht eine weit größere Anzahl von Truppen hatte, als diejenige war, welche auf irgend einem besondern Punkte stand, völlig zu vereiteln. Allein aus dem großen Umfange der Insel erhellt auch, daß diese kleine Macht zu sehr zerstreuet seyn mußte, als daß sie im Stande gewesen wäre, einem zahlreichen Feinde irgend einen wirksamen Widerstand zu leisten. Wenn man die Tiefe des Wassers auf der Ostküste, so wie auch die Leichtigkeit bedenkt, welche der geräumige Hafen von Trincomale zum Landen gewährt, so konnte unmöglich eine hinlängliche Anzahl von Truppen zur Vertheidigung dieses Theiles von der Bedeckung der reichen Ländereyen auf der Südwestseite entbehrt werden, die ein Feind bedrohete, der eine Landung von der unmittelbar gegenüberliegenden Küste zu machen bereit stand. Der schwierige Verkehr erfodert ebenfalls eine größere militärische Macht, da es beynahe unmöglich ist, daß die Truppen zeitig genug von einer Seite der Insel auf die Andere kommen können, um einander wirksam beyzustehen.

Nicht aber bloß die Vertheidigung der Insel allein sollte uns bewegen, daselbst beständig eine große Macht zu unterhalten. Wegen ihrer Lage ist sie der beste Punkt, wo man diejenigen Truppen hinstellen kann, die unsere verschiedenen Besitzungen in Indien zu schützen und die inländischen Fürsten im Zaume zu halten bestimmt sind. Besonders können auf der Küste Coromandel, wo sich unsere Besitzungen neuerlich so gewaltig erweitert haben, von Ceylon aus Truppen in einem bis zwey Tagen an-

lan-

langen und auf diese Art es ganz unmöglich machen, daß unsere dasigen Besitzungen unvermuthet weggenommen werden, ehe noch eine gehörige Macht zusammengezogen werden kann, die dem Feinde Widerstand leiste. Während der Unruhen, die an den Grenzen von Tinivelly und Madura ausbrachen, wurde meine Aufmerksamkeit sehr stark durch die Begebenheiten, die damals daselbst vorfielen, auf diesen Gegenstand gelenkt. Wegen der kleinen Anzahl von Truppen, die damals auf Ceylon stand, fand man es unmöglich, von da aus mit denjenigen, die die Compagnie zur Dämpfung dieser Unruhen abschickte, mit zu wirken; und ehe noch eine hinlängliche Macht aus andern Theilen hierzu zusammengebracht werden konnte, waren schon verschiedene Offiziere und viele Gemeine getödet und verwundet. Hätte damals eine große Macht auf Ceylon gestanden, so hätten die Unruhen beynahe augenblicklich gestillt werden können.

Nach jeder unserer Besitzungen auf der Halbinsel Indiens kann man von Ceylon aus Truppen mit wenigen Kosten und in weit kürzerer Zeit schicken, als dies auf den Präsidentschaften Bombay und Madras geschehen kann. Seitdem wir im Besitz der Insel sind, haben wir verschiedenemal Abtheilungen mit großem Erfolge zu den Truppen stoßen lassen, die gegen die Poligars und die Nairen in dem Cotiote stritten.

Aus der Lage, worin ich die Insel verließ, kann man unmöglich bestimmen, wie groß etwann die Macht seyn soll, die die Regierung auf Ceylon unterhalten will, da dasselbe damals noch nicht durch den Friedensvertrag zu Amiens an Großbrittannien abgetreten war und auch die Umstände bis dahin noch nicht erlaubt hatten, einen regelmäßigen Plan in dieser Hinsicht zu entwerfen.

Die Macht, die nach den letzten Nachrichten auf Ceylon lag, besteht aus dem 19ten und 51sten Regimente, aus 3 Bataillons Innländern und aus ungefähr 200 Mann von der bengalischen Artillerie; hierzu sind aber die Malayen nicht gerechnet, die bey der Einnahme der Insel in unsere Dienste getreten sind. Das kluge Verfahren unserer Regierung, das sie durch die Errichtung von innländischen Truppen bewiesen hat, die an das Clima gewöhnt und mit dem Lande bekannt sind, verspricht die glücklichsten Folgen und scheint das beste Mittel zu seyn, das man zur Sicherung einer entfernten Colonie anwenden kann. Die Offiziere hat man sehr klug aus Europäern gewählt.

Ob schon diese Macht in Zeiten des tiefsten Friedens zur Erhaltung der Ruhe auf der Insel selbst vielleicht hinlänglich ist, so reicht sie doch keinesweges zur Vertheidigung einer solchen schätzbaren Colonie hin, noch weniger ist sie im Stande, zur Zeit von Unruhen unsern übrigen Besitzungen wirksamen Beystand zu leisten. Die geringste Macht, die dazu erfoderlich ist, muß wenigstens aus drey europäischen Regimentern, und aus 7 bis 8 Bataillons innländischer Truppen bloß allein für die Besatzungen zu Trincomale, Colombo und Point de Galle bestehen; hierunter ist noch nicht das Fort zu Jafnapatam, Manaar und die übrigen untergeordneten Posten auf der Insel herum begriffen, die auch ihrer Wichtigkeit angemessene Besatzungen erfodern. Es giebt verschiedene Posten, die man befestigen und auf einen bessern Fuß bringen sollte, als sie es noch jetzt sind; dies ist der Fall besonders mit Manaar, Calpentin, Nigombo, Caltura und Matura, die die Holländer beynahe gänzlich verfallen ließen und nachher bey dem ersten Angriffe, den ver-

ein Feind bey einem Einfalle that, ihre Vernachlässigung zu bereuen gar viele Ursache hatten.

Seit der Ankunft des Gouverneur North auf der Insel hat man schon viele wesentliche Verbesserungen sowohl in militärischen als bürgerlichen Angelegenheiten gemacht und es ist kein Zweifel, daß, wenn man auf diesem Wege fortgeht, sie bald ohne irgend eine weitere Belästigung für die brittische Regierung in einem solchen Vertheidigungsstande seyn werde, daß sie allen Angriffen eines Feindes Trotz bieten kann. Es fehlt nicht an Gründen, die unsere Regierung veranlassen müssen, die militärischen Anstalten auf Ceylon auf einen respektablen Fuß zu setzen, da wir die Beyspiele der Portugiesen und Holländer unmittelbar vor Augen haben und da es ausgemacht ist, daß die Vertreibung dieser Nationen und der darauf folgende Verfall ihrer Herrschaft in diesem Theile der Welt der Unzulänglichkeit ihrer militärischen Macht und der Vernachlässigung ihrer Kriegszucht zuzuschreiben.

Wenn man für die Sicherheit der Insel durch eine angemessene militärische Macht gesorgt hat, dann muß ihre Ruhe und ihr Wohlstand großen Theil von der Einrichtung der Civilregierung und der weisen Verwaltung der Gerechtigkeit abhangen. So lange Ceylon in den Händen der Holländer war, war sein Gouverneur in Bezug auf die Angelegenheiten der Insel uneingeschränkt, aber dem Gouverneur von Batavia untergeordnet, den man als den Generalgouverneur aller holländischen Besitzungen in Indien ansah. Dem Gouverneur von Ceylon stand ein Rath zur Seite, der aus den angesehensten Personen zu Colombo bestand. Die Mitglieder dieses Rathes wurden von dem Gouverneur ernannt und in ihren Aemtern von der Regierung in Holland bestätigt.

In Ansehung der Justizverwaltung war zu Colombo ein hoher Gerichtshof errichtet, an den die letzte Entscheidung in allen wichtigen Fällen gelangte. Zu Trincomale, Jafnapatam und Point de Galle waren Untergerichte mit angemessenen Gehalten. In allen geringern Forts und Posten auf der Insel befanden sich kleinere Gerichtshöfe, die Landraede hießen und die in weniger wichtigen Angelegenheiten die schnellere Verwaltung der Gerechtigkeit zu besorgen hatten. In denselben führte gewöhnlich der militärische Befehlshaber des Bezirks den Vorsitz. Von allen diesen Gerichtshöfen aber konnte man an den hohen Justizhof zu Colombo appelliren.

Die ganze holländische Civilregierung wurde außer den Militärpersonen, die die Stelle von Civilobrigkeiten vertraten und mit Einschluß aller derjenigen Personen, die irgend damit in Verbindung standen, auf 450 Personen gerechnet. Diese Anzahl mag für eine so große Insel, aus welcher so schätzbare Handelsartiktl ausgeführt wurden, klein scheinen, allein nach der Berechnung der Holländer hatte Ceylon bloß den Rang ihrer acht indischen Regierung.

Einige Zeit nach unserer Besitznahme von Ceylon war die Regierung nothwendig militärisch, bis die Ruhe völlig wieder hergestellt war. Seit der Ankunft des Gouverneurs aber hat die Civilregierung ihren Anfang genommen. Er hob das Amt eines militärischen Vorstehers und die Gerichtsbarkeit der Kriegsgerichte auf und führte dagegen eine Civilregierung ein, die fast die nämliche Gestalt wie unter der Herrschaft der Holländer hat. Er stellte den hohen Gerichtshof zu Colombo nebst einem bürgerlichen Magistrate wieder her, der die Oberaufsicht über

die

die Polizey des Forts führen sollte. Ein anderer sollte sie in der schwarzen Stadt handhaben.

Zugleich stellte er die verschiedenen Beamten an, die zum Dienste dieser Aemter nothwendig waren; ähnliche Einrichtungen wurden auch in den übrigen Theilen der Insel gemacht. In den kleinen Gerichtshöfen in den entfernten Theilen des Landes führt der befehlshabende Offizier des nächsten Postens immer noch den Vorsitz. Die Regierung von Ceylon war eine Zeitlang von der zu Madras abhängig, jetzt aber ist sie bloß der Regierung des Mutterlandes unterworfen und von der ostindischen Compagnie gänzlich unabhängig.

Zur bessern Verwaltung der militärischen Angelegenheiten hat man zu Colombo einen Militärgerichtshof errichtet. Er besteht aus sechs Mitgliedern, die man aus den commandirenden Offizieren der auf Ceylon stehenden verschiedenen Truppencorps wählt. Der Oberbefehlshaber der Truppen auf der Insel führt darin den Vorsitz und der Commandant von Colombo ist die Zeit hindurch Vicepräsident. Dieser Gerichtshof hat einen Sekretär, Schreiber u. s. w. mit angemessenen Gehalten.

Nunmehro ist meine Beschreibung von Ceylon geendigt. Nach den Bemerkungen, die ich gelegentlich mit eingestreuet habe, würde es zwecklos seyn, wenn ich die Vortheile noch einmal erwähnen wollte, die England von dieser Insel ziehen kann. Als ein reiches Feld zu Handelsunternehmungen, als eine allgemeine Niederlage für Vorräthe und Truppen und als der Mittelpunkt des Verkehrs mit unsern übrigen ostindischen Besitzungen kann man keinen andern Ort aufweisen, der ihm in diesem Theile der Erde hierin gleich käme. Die Maßregeln, die unsere

Regierung schon ergriffen hat, zeigen hinlänglich, daß diejenigen, die am Ruder sitzen, die Wichtigkeit dieser Eroberung recht gut einsehen. Befolgt man immer ein weises und gemäßigtes Verfahren, so darf man mit Recht hoffen, daß die Eingebornen schnell dahin gebracht werden können, daß sie in unsere Verbesserungsplane mit einwirken; und man kann mit Grunde annehmen, daß der Zeitpunkt nicht weit mehr entfernt ist, wo wir Ceylon als einen Ort ansehen können, der keiner von unsern ausländischen Besitzungen am Werthe nachsteht.

Das Tagebuch der Gesandtschaftsreise nach Candy mag dazu dienen, einiges Licht auf die Lage des Innern zu werfen und da ich ängstlich bemüht bin, meinen Lesern einen möglichst genauen Begriff von allem, was diese Insel betrift, zu geben, so habe ich zu Ende des Buches eine Beschreibung von den verschiedenen Wegen, die durch dieselbe gehen, beygefügt, so wie man sie bey einer ganz neuerlich vom Generalpostmeister von Ceylon angestellten Untersuchung gefunden hat.

Sech-

Anhang.

Tagebuch einer Gesandtschaftsreise an den Hof von Candy im Jahre 1800.

Da der Gouverneur North beschlossen hatte, eine Gesandtschaft an den König von Candy zu schicken, um sowohl mit diesem Monarchen ein freundschaftliches Verhältniß zu unterhalten als auch politische Gegenstände von Wichtigkeit zu betreiben, so wurde der General Macdowal, Oberbefehlshaber der Truppen auf der Insel, zur Ausrichtung dieses Auftrages bestimmt, da seine bekannte

Geschicklichkeit und seine einnehmenden Sitten ihn hierzu ganz besonders eigneten.

Da man die Absicht hatte, daß diese Gesandtschaft so glänzend als möglich seyn sollte, um auf die Candyer einen tiefen Eindruck zu machen, indem sie alles, was man von der Art jemals auf der Insel bisher gesehen hatte, übertreffen sollte, so schickte der Gouverneur von Colombo kurz vor ihrer Abreise seinen Privatsekretär, Herrn Boyd, an die Grenzen unsers Gebietes nach Sittivacca, wo er den Adigar und die andern Minister seiner candyschen Majestät sprechen sollte, um mit ihnen wegen der Reise des Gesandten durch das Land und seiner Aufnahme bey Hofe die nöthigen Verabredungen zu treffen. Da der General von einem großen Gefolge begleitet werden sollte, so war es nothwendig, die Besorgnisse zu stillen und den Argwohn der Candyer über diesen Gegenstand aus dem Wege zu räumen, da sie von jeher einen außerordentlichen Widerwillen gegen den Eintritt einer militärischen Macht in ihr Land gehabt hatten.

Nachdem man diesen Gegenstand berichtigt und die nothwendigen Maßregeln getroffen hatte, machte die Gesandtschaft zu ihrer Abreise Anstalt. Die Geschenke für den König von Candy hatten schon seit einiger Zeit bereit gestanden und die Abtheilung Soldaten von der Besatzung von Colombo, die den General begleiten sollte, war bestimmt worden. Sie bestand aus der Compagnie leichter Infanterie, aus 4 Bataillonscompagnien des 19ten Infanterieregiments seiner Majestät, aus 5 Compagnien von dem 2ten Bataillon des 6ten Regiments Küstensepoys, aus 5 Compagnien vom Malayen-Regimente und einer Abtheilung bengalischer Artillerie nebst

4 Sechs-

4 Sechspfündern und 2 Haubitzen und einem Theile der Madras = Schanzgräber und des Lascarcorps. [1])

Den 10. März. Da der 20. März d. J. 1800 zu unserer Abreise bestimmt war, so marschirte der General, sein Stab und sein Gefolge mit der obigen Bedeckung von Colombo bis nach Palambahar, das ungefähr 4 Meilen von jener Stadt entfernt ist und auf dem rechten Ufer des Mutwall = Flusses liegt. Hier schlugen wir auf einigen benachbarten Reißfeldern unser Lager auf.

Den 11. Wir blieben in unserm Lager und warteten auf die Geschenke, die sich noch immer zu Colombo befanden. Ein gewisser Maclaren, Gemeiner vom 19ten Regimente, ertrank im Flusse beym Baden. Des Nachts Regen, Donner und Blitz. Thermometer 79 Grad.

Den 12. Wir blieben noch immer auf der nämlichen Stelle, da die Geschenke noch nicht angelangt waren und da noch keine hinreichende Anzahl von Culies (Coolies) zum Transport = Dulies (Doolies) und Lebensmitteln für das Detachement vorhanden war. Einige von den Eingebornen, die den Leichnam des Mannes, den wir am vorhergehenden Tage verlohren hatten, suchen sollten, fanden ihn nahe bey der Stelle, wo er untergesunken war. Des Nachts leichter Regen und Donner.

Den 13. Wir marschirten ungefähr 8 Meilen weit bis nach Cudavilli, wohin der Weg längs dem Flusse auf

1) Die Lascars sind indische Seeleute.

D. Uebers.

auf eine sehr angenehme Art hinlief. Hier trafen wir einen sehr starken und engen Paß an; links lag das ungemein steile Flußufer; rechts hatten wir eine Reihe von Hügeln, die mit dickem Gebüsche bedeckt waren und in der Fronte erschien eine Art von Fort oder Brustwerk, das im Jahr 1797 die Cingalesen während ihres Aufstandes gegen unserer Regierung aufgeworfen hatten. Hätte diese Verschanzung ein Feind von irgend einiger militärischen Geschicklichkeit besetzt gehabt, so hätte sie nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten überwältigt werden können, da der Zugang zu derselben durch einen tiefen Holzweg gieng, der von beyden Seiten mit Gebüschen bewachsen war, wo man leicht Truppen auf eine solche Art hinstellen konnte, daß sie dem Feind tüchtig zusetzen konnten, ohne selbst irgend einer Gefahr ausgesetzt zu seyn. Mehrere Sepoys von uns waren hier zu verschiedenen Zeiten getödet und verwundet worden, ehe die aufrührerischen Cingalesen zur Ruhe gebracht wurden. Vor einer ziemlichen Anzahl von Jahren wurden ungefähr 400 holländische Truppen an dieser Stelle umzingelt und abgeschnitten. Unsre Bedeckung schlug ihr Lager etwann eine halbe Meile jenseits des Passes auf einer offenen Ebene auf, die beynahe vom Flusse eingeschlossen war, der sich hier in einer Menge Richtungen hindurch windet. Die Lage von Cudavilli ist außerordentlich romantisch.

Den 14. Diesen Tag machten wir halt. Von Colombo erhielten wir die Nachricht, daß das 51ste Regiment von Madras daselbst angelangt und gelandet war, um einen Theil der Besatzung auszumachen.

Den 15. Wir marschirten 12 Meilen weit bis nach Gurrawaddi, einem sehr artigen Orte, der in einer angenehmen und romantischen Gegend mit verschiedenen

hohen

hohen und steilen Hügeln in der Nachbarschaft liegt. Hier hatten die Holländer einen großen Choultry oder ein Haus zur Bequemlichkeit der Reisenden erbauet, das aber gegenwärtig der Ausbesserung sehr bedürftig war. Dicht am Flusse, der hier sehr breit und reißend ist, liegt ein cingalesisches Dorf und ein kleines zirkelförmiges Fort oder vielmehr eine Verschanzung. Während der Unruhen im Jahr 1797 hatte das 35. Bataillon der Madraisischen Sepoys diesen Posten mehrere Monate lange besetzt und büßte während dieser Zeit viele von seinen Leuten durch das Feuer der Aufrührer ein, die sich im benachbarten Dickigt verbargen. — Heute wurde ein gemeiner Soldat vom 19. Regiment, während er seine Ueberhosen am Rande des Flusses wusch, plötzlich von einem Alligator gepackt und mit hinabgezogen. Regen mit starkem Donnern und Blitzen in der Nacht.

Den 16. war Rasttag. Wir fiengen hier an den Unterschied des Climas zwischen jenem von Colombo zu spüren. Dicke Nebel und Thau des Nachts, auf die bey Tage eine außerordentlich heiße und schwühle Hitze folgte. Die Höhe des Thermometers war zu Mittage 92. — Regen, Donner und Blitz des Nachts.

Den 17. Ungefähr um 2 Uhr befahl der General zwey Compagnien Sepoys und den Schanzgräbern mit dem Geschütze etwann 6 Meilen weiter zu marschiren, da der Marsch am nächsten Tage lang seyn, und die Beschwerlichkeiten, die die Mannschaft dabey auszustehen haben würde, da sie der Sonnenhitze ausgesetzt sey, noch sehr vermehrt werden würden, wenn sie die Artillerie begleiten sollte, die wegen der schlechten Wege nur sehr langsam vorrücken konnte.

Den

Den 18. Die Bedeckung brach des Morgens sehr frühzeitig auf und marschirte vierzehn Meilen weit bis nach Sittivacca. Der Weg war außerordentlich gebirgig und beschwerlich, man mußte bald auf- bald abwärts steigen und sich zwischen den Thälern hindurch winden, die die Berge durchschneiden, da man wegen des auf allen Seiten befindlichen undurchdringlichen Dickichts nirgends anders als auf dem gebahnten Striche fortkommen konnte.

Sittivacca gewährt einen eben so schönen und romantischen Anblick, als irgend ein Ort auf Ceylon. Es ist besonders deshalb berühmt, weil es immer der Hauptort der sowohl freundschaftlichen als feindseligen Zusammenkünfte zwischen den Candyern und ihren europäischen Nachbarn gewesen ist. Hier haben die Eingebornen den Portugiesen und Holländern viele blutige Gefechte geliefert; hier sind ihre Verträge oder vielmehr Waffenstillstände wiederholentlich unterzeichnet worden und dies war gewöhnlich der Ort, den man zu den Unterhandlungen der Europäer mit den innländischen Gesandten wählte. Dies ist die letzte Station, die uns in dieser Gegend gehört; sie wird von den Besitzungen des Königs bloß durch einen breiten Arm des Mulivaddy Flusses geschieden, der sich hier in verschiedenen Richtungen herum windet und mit dem sich etwas weiter unterhalb dieses Ortes ein Arm des Malivagonga vereinigt.

Auf dem Gipfel eines kleinen Berges, unter welchem wir unmittelbar unser Lager aufschlugen, stand eine große Reihe Gebäude, die durch eine Verschanzung vertheidigt war. Sie wurden ehemals von Holländern bewohnt, liegen aber jetzt fast gänzlich in Ruinen. Die Aussicht, die man von dieser Anhöhe auf das Land hat, ist

ist wahrhaft groß und bezaubernd. Die Berge sind mit dicken Wäldern bewachsen, und wechseln mit ungeheuern, senkrechten Felsenschichten ab, die ihre erstaunlichen Spitzen über die höchsten Baumgruppen emporheben. Durch das Dickicht hindurch, welche die Thäler bedecken, kann man mit den Augen die Krümmungen der Flüsse und der grünen Strecken des lichten Landes verfolgen, die dem schlängelnden Laufe derselben nachgehen.

Bey unserer Ankunft an diesem Orte schickte der General über den Fluß, um dem Adigar, der sich auf der gegen über befindlichen Seite mit mehrern tausend Candyern gelagert hatte, zu melden, daß er den folgenden Tag übersetzen wolle. Das Thermometer stand heute auf 90°. Das außerordentlich heiße Wetter rührte mit von den umliegenden Bergen her, die alles versperrten. Ungefähr um drey Uhr erhielt der General einen Boten von dem Adigar mit der Erlaubniß, zu der Zeit, die er bestimmt hatte, über den Fluß zu gehen. Diese Nacht hatten wir Regen mit Donnern und Blitzen.

Den 19. Etwann gegen zwölf Uhr brachen wir unsere Zelte ab und begannen über den Fluß zu setzen. Eine unzähliche Menge Candyer drängte sich bis an den Rand des Wassers herab, um unsere Truppen zu sehen; sie waren nicht wenig über die Schnelligkeit und Leichtigkeit erstaunt, mit denen wir die Kanonen und Artilleriewagen hinüberschaften. Ein solches Schauspiel hatten sie seit vielen Jahren nicht gesehen, noch hatte man jemals hier solch schweres Metall in ihr Land gebracht. Die Fuhrt, wo wir übersetzten, war nicht über drey bis vier Fuß tief, indem es jetzt die trockne Jahreszeit war. Der Hinabweg auf unserer Seite war so steil, daß wir die Stiere von den Wagen abspannen und die Soldaten die Artillerie

rie durchs Wasser ziehen mußten, während die Lascars und Schanzgräber, die zu den Kanonen gehörten, die Munition auf dem Kopfe hinüber trugen. Wir schlugen unser Lager dicht am Flusse zu Golobodivilli auf, wo ein candysches Dorf mit einem Choultry steht, und wo man verschiedene Reihen von Gebäuden zur Aufnahme der Gesandten und ihres Gefolges errichtet hat, wenn sie hierher kommen, um mit den Europäern eine Unterredung zu haben.

Der General gieng in den Choultry, wo er von dem Adigar einen Besuch erhielt, vor dem ein Candyer vorausgieng, der des Königs Brief brachte, der in ein weißes Tuch gewickelt war, und den er über dem Kopf empor trug: ein Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, die man allemal dieser Farbe erweißt, weil sie die königliche Farbe ist. Der General hingegen überlieferte dem Adigar den Brief des Gouverneurs North. Die Hitze war heute außerordentlich groß. Das Thermometer stand auf 98°.

Den 20. Ich benutzte die Gelegenheit unsers heutigen Rasttages und besah die Ruinen eines Tempels, die sich dicht an unserm Lager befanden. Dies war das erste steinerne Gebäude, das ich auf der Insel zu sehen bekam. Von den Mauern standen noch ungefähr vier bis fünf Fuß mit Reihen von Treppen, die rund um dieselben herumliefen. Man hatte auf ihre Erbauung große Mühe gewandt; und an den Fliesen und Pfeilern, die ihre Grundlage ausmachten, waren noch verschiedene Aufschriften sichtbar. Nahe daran lag ein niedliches Dorf, das aber gänzlich verlassen stand, da es die Weiber insgesammt bey unserer Annäherung verlassen hatten und die

Männer

Männer einen Theil von der Miliz ausmachten, die den Adigar begleitete.

Ungefähr um acht Uhr Abends kam der Adigar bey Fackellichte in großem Staate, um bey dem General einen Ceremonienbesuch abzustatten. Die Zusammenkunft dauerte eine volle Stunde und wurde mit Complimenten zugebracht. Es waren bey dieser Unterredung eine Menge Offiziers zugegen, die heute beym General gespeißt hatten. Die Unterhaltung geschah stehend und wenn ich nach mir urtheilen darf, so waren alle Theile derselben herzlich überdrüssig und wünschten, daß sie bald geendigt werden möchte. Der Adigar versprach dem General, ihm fünf hundert von seinen Leuten zu schicken, welche die Geschenke, die für den König von Candy bestimmt waren, weiter schaffen und den Eingalesen in unserm Dienste unser Gepäcke und Lebensmittel transportiren helfen sollten; allein dies Versprechen scheint, wenn ich aus dessen Erfüllung schließen darf, auch unter die Complimente gehört zu haben. Regen, Donner und Blitz in der Nacht.

Den 21. machten wir halt. Wir schickten die Schanzgräber ab, um die Wege auszubessern, die in einem sehr schlechten Zustande seyn sollten.

Den 22. Der Adigar machte dem General in seinem gewöhnlichen Staate die Aufwartung; ihn begleiteten verschiedene Vornehme und etwann drey hundert von seiner Leibwache. Ihre großen Kanonen wurden von Männern auf den Schultern getragen, da sie nicht viel größer als Musketen sind; sie haben eine sehr weite Oeffnung mit Holzblöcken, die an das untere Ende des Laufes am Hintertheile befestigt sind. Wollen sie diese Kano-

 nen

nen abfeuern, so setzen sie dieselben bloß auf die Erde nieder, während die Mündung auf dem so eben erwähnten Stück Holz in die Höhe gerichtet ist. Unmittelbar dem Wege gegenüber, der zu dem Audienzplatze führte, stand ein sehr schöner Bannanbaum, um den man eine Art von Terrasse errichtet hatte, auf welcher die Priester des Buddu ihre Opfer zu verrichten und die Vornehmsten bey gelegentlichen Versammlungen ihre Sitze zu nehmen pflegten. Da der Adigar und sein Gefolge diesen Weg nehmen mußte, so stellten sich Mehrere von unsern Offizieren und gemeinen Soldaten auf diese Erhöhung, um die Prozession besser mit ansehen zu können. Zufällig bemerkte dies der Adigar, daß sie höher als er ständen, und äußerte einen großen Unwillen und verlangte, daß sie so gleich herunter gehen sollten, da in seiner Gegenwart niemand höher als er stehen dürfe, indem er die Person des Königs vorstelle, mit dem niemand auf dem Fuße der Gleichheit stehe und vor dem jedermann als dem Abkömmlinge der goldenen Sonne niederfallen müsse.

Vor dem Adigar wurden verschiedene Flaggen und Fahnen hergetragen, auf welche Musikanten, die auf einer Menge ihrem Lande eigenthümlicher musikalischer Instrumente spielten und ein Haufe von Burschen folgten, die mit großen langen Peitschen knallten, und einen schrecklichen Lermen machten, indem sie zugleich wie Rasende herumliefen.

Während der General und der Adigar mit einander im Gespräche begriffen waren, hatte ich vermittelst eines malayschen Priesters, der mir zum Dolmetscher diente, Gelegenheit, mich mit einigen der vornehmsten Candyer zu unterhalten, die außerhalb des Choultry warteten. Sie schienen ein schönerer Schlag Leute als unsere Einga-

galesen zu seyn; ihr Betragen war artiger und ihre Unterhaltung feiner. Sie waren eben so begierig, etwas näheres von unsern Gebräuchen zu erfahren, als wir die Ihrigen kennen zu lernen wünschten; sie untersuchten mehrere von unsern Kleidungsstücken sehr genau. Sie waren nicht wenig erstaunt, als der Capitain Vilant vom 19. Regimente in wenigen Minuten von Einem ihrer Oberhäupter ein Portrait entwarf und ihm dasselbe überreichte. Unsere Taschenuhren entgiengen auch nicht ihrer Aufmerksamkeit und sie waren sehr begierig, den Gebrauch dieser für sie außerordentlichen Maschinen zu erfahren. Als man ihnen einige kleine Geschenke anbot, schienen sie vor einander sehr erschrocken zu seyn und trugen Bedenken, dieselben anzunehmen, weil es der König erfahren könne. Sie sagten uns, daß es für uns unmöglich seyn würde, unsere Pferde und Wagen bis nach Candy zu bringen, was man auch nachmals als gegründet befand. Ich werde nie das bedeutende Lächeln vergessen, das Einer von Ihnen machte, als er einen Karren vorbey fahren sah; er schien damit sagen zu wollen: „den könnt ihr immer da lassen, wo er ist."

Als der Adigar von der Conferenz mit dem General zurück kehrte, schickte er Einige von seinen Leuten ab, um die Geschenke abzuhohlen, die der Gouverneur für den König von Candy bestimmt hatte. Sie waren sehr kostbar und bestanden unter Andern aus einer schönen Staatskutsche mit sechs Pferden; aus einer Betetschale, die mit massivem Golde verziert war, die dem verstorbenen Sultan Tippu Saib gehört hatte und die auf acht hundert Sternpagoden geschätzt wurde. Außerdem hatte man noch Geschenke von Rosenwassern und einer Menge feiner Mußeline. Nachdem man dieselben überliefert hatte und zwey hundert Candyer zu uns gestoßen waren, die der

Adigar schickte, um die Stelle derjenigen Eingalesen zu vertreten, die uns aus Furcht vor dem Himmelsstriche verlassen hatten, brachen wir um ein Uhr auf und marschirten etwann drey Meilen weiter bis nach Apolipitzi, welches eine kleine Ebene ist, die von sehr hohen Hügeln umgeben ist. Kaum hatten wir unsere Zelte aufgeschlagen, als ein Regenguß herabzustürzen anfieng, den das schrecklichste und fürchterlichste Krachen des Donners, das sich die Einbildungskraft nur denken kann, begleitete, während die lebhaftesten Blitze so schnell auf einander folgten, daß der Himmel nach allen Richtungen hin gänzlich in Flammen zu stehen schien. Dieser beunruhigende Aufruhr der Elemente dauerte über drey Stunden, und obgleich der Blitz in mehrere Zelte einschlug, so büßte glücklicher Weise doch niemand sein Leben ein noch wurde irgend Einem unserer Soldaten etwas davon zu Leide gethan.

Den 23. Der General gab dem ganzen Corps der Schanzgräber und Lascars Befehl, in Begleitung einer Compagnie Europäer und einer Compagnie Sepoys und Malayen aufzubrechen und in unserer Fronte einen Weg für die Artillerie zu machen, da der Weg, auf welchem unser Marsch hingieng, nicht allein außerordentlich schmal, sondern auch so voll steiler Anhöhen und Abgründe war, daß wenn man nicht die Einen ebenete, die Andern ausfüllte, durchaus an kein weiter Reisen zu denken war. Als der Adigar die Leute an diesem Werke arbeiten sah, schickte er an den General, um ihm seine Unzufriedenheit über diese Maßregel zu erklären; er protestirte gegen die geringste Verletzung des Gebietes seines Herrn, ob er schon selbst einsah, daß wir entweder einen Weg bahnen oder unsere Absicht, weiter zu reisen, aufgeben müßten. Ueberhaupt zeigte alles, daß dieser Minister

ster keinesweges sehr geneigt sey, uns irgend eine Gefälligkeit zu erweisen. Die ganze Strecke Weges, die wir auf unserer Reise nach Candy nehmen sollten, war mit Zweigen und Büschen bezeichnet, die man in geringer Entfernung von einander gesteckt hatte. Man wußte recht gut, daß dem Adigar ein weit besserer Weg bekannt war, als derjenige, den er uns angewiesen hatte. Hätten wir entweder eine westlichere oder südlichere Richtung genommen, wie es die Holländer zu thun gewohnt waren, so wären wir vielen von den Ungemächlichkeiten entgangen, die wir täglich auszustehen hatten. Der Minister schien überhaupt die beschwerlichsten und verwickelsten Wege für uns gewählt zu haben, damit wir auf unserer Reise recht viel zu leiden hätten. Die Vorsichtigkeit, mit der wir beständig bewacht wurden, zeigte uns deutlich, wie wenig Vertrauen die Candyer zur europäischen Ehrlichkeit hätten. Zwey bis drey Meilen von unserm Lager befand sich ein großes Corps königlicher Truppen, das, wie wir hörten, aus sieben tausend Mann nebst einigen Elephanten bestand. Dies Corps bekamen wir niemals zu Gesichte, indem es auf dem ganzen Wege immer etliche Meilen von uns voraus und so vorsichtig war, daß es sich immer gerade aus unsern Augen entfernt hielt. Keiner unserer Offiziere durfte sich ihm nähern noch irgend eine Gelegenheit suchen, die Anzahl desselben beobachten zu können. Ich bemühete mich zu erfahren, in wie ferne die Nachricht über diesen Punkt richtig sey, allein ob ich gleich durch Mehrere ihrer Partien ohne Hindernisse hindurch zu kommen suchte, so mußte ich doch umkehren, ohne meinen Zweck erreicht zu haben, da mir die Klugheit verbot, mich nicht gegen ihre Einwilligung weiter vorzuwagen. Außer den regelmäßigen Truppen befanden sich auch alle Einwohner dieser Gegend des Landes unter den Waffen und standen in al-

 len

len Richtungen um uns herum. Einige davon kamen oft zu uns und wenn jemand von uns aus unserm Lager heraus gieng, so sah er beynahe jederzeit Candyer in den Wäldern um unsere Nachbarschaft her lauschen. Die Abtheilung, die man des Morgens zur Ebenmachung der Wege ausgeschickt hatte, mußte wegen des Regen, des Donner und Blitzens, das eben so heftig als gestern zu wüthen begann, um ein Uhr wieder zurück kehren.

Den 24. Um eilf Uhr brachen wir unsere Zelte ab, um bis nach Ruanelli oder wie es die Candyer nennen, dem Thale der kostbaren Steine, zehn Meilen von Apolipitti zu reisen. Der Tag war außerordentlich heiß, indem das Thermometer auf 101 Grad stand. Hierzu kam noch, daß der Weg äußerst beschwerlich und ermüdend war. Ich hatte hier zu bemerken Gelegenheit, daß die Europäer die außerordentliche Hitze weit leichter ertrugen, als die Eingebornen. Die Mannschaft von der bengalischen Artillerie bewieß die größte Standhaftigkeit und die Soldaten vom 19. Regimente mußten die Kanonen durch die hohlen Wege und Defileen ziehen helfen. Die Schlechtigkeit der Wege aber war so groß, daß wir, trotz dieser Anstrengung und ohngeachtet man die Soldaten und Schanzgräber seit zwey Tagen die Stümpfe von den Bäumen und die Felsenstücke, die den Weg versperreten, hatte wegschaffen lassen, dennoch genöthigt waren, die Kanonen unter einer Bedeckung von zwey Compagnien Sepoys fünf Meilen hinter uns zurück zu lassen, unterdessen die Europäer und der Rest der eingebornen Truppen bis zu einem sehr großen Haine von Cocosbäumen bey Ruanelli marschirten, der den Namen Resue Orti Palagomby Watty oder der königlichen Gärten des Königs führte, wo wir unser Lager aufschlugen. Die Blutigel belästigten uns auf diesem

Mar=

Marsche auf eine sehr beunruhigende Weiße; vielen Soldaten strömte das Blut an den Beinen und an verschiedenen Theilen des Körpers herab. Als ich meine Handschuh und Stiefeln auszog, sah ich, daß ich auch nicht verschont worden war: denn was ich für nichts weiter als eine unmäßige Ausdünstung gehalten hatte, war, wie ich fand, eine Folge dieser Blutigel. Die Offiziere und Soldaten, die mit der Wegschaffung des Gebüsches beauftragt waren, gewährten einen furchtbaren Anblick, da sie ganz mit Blut bedeckt zu seyn schienen. Es war nicht möglich, den Angriffen dieser Blutigel durch irgend eine Vorsicht zu entgehen, weil sie in zahllosen Schaaren zwischen den Gebüschen und dem Grase herumschwärmten. Die Holländer sagten beständig, daß sie Einer der schlimmsten Feinde wären, mit dem sie zu kämpfen gehabt hätten. Der einzige ernsthafte Vorfall, der uns auf dem heutigen Marsche begegnete, war ein Sonnenstich, den ein Europäer erhielt und der ihn einige Stunden lang wahnsinnig machte. Es war uns unmöglich vor Sonnenaufgang aufzubrechen und dadurch die Hitze zu vermeiden, weil der am vorigen Tage gefallene Regen unsere Zelte so durchnäßt hatte, daß wir so lange warten mußten, bis sie die Morgensonne hinlänglich abgetrocknet hatte. Ueberdies konnten die Kanonen nicht ohne Tageslicht auf den elenden Wegen fortgeschaft werden, die wir zu marschiren hatten.

Auf unserm Marsche bekamen wir mehrere schöne und mahlerische Gegenden zu Gesichte, die sich durch eine reizende Mannichfaltigkeit von dicht bewaldeten Hügeln und herrlichen Thälern auszeichneten. Das Gehölz, in dem wir unser Lager aufschlugen, hatte ungefähr zwey Meilen im Umfange; gegen Westen wurde es von einem großen, tiefen und reißenden Arme des Malivagonga

begrenzt; in der Fronte gegen Ruanelli hin lief ein anderer Arm in einer südöstlichen Richtung, der sich auf eine solche Art wand, daß drey Seiten des Waldes vom Wasser begrenzt waren, während die Vierte mit dicken Hecken von Bambusrohr und Betelbäumen eingefaßt war. Dieser große Cocosbaumgarten befindet sich unmittelbar an sehr steilen und hohen Hügeln, von denen man eine sehr romantische Aussicht auf die umliegende Gegend hat. Er macht einen Theil der königlichen Domainen aus und ist der Ort, wo gewöhnlich die Elephanten des Königs aufbewahrt und abgerichtet werden.

Bis hierher war der Fluß für unsere Boote fahrbar gewesen und wir hatten einen großen Theil von unseren Vorräthen und Lebensmitteln auf dem Wasser fortschaffen können, weil er in einer solchen geraden Linie mit unserm Wege lief, daß wir uns dicht an seinen Ufern lagerten. Von Ruanelli an bis nach Candy aber wird er seicht, felsigt und weit enger, so daß die Fahrzeuge nicht ohne große Schwierigkeit weiter auf demselben hinauffahren können und dies ist auch noch bloß mit den Canots der Eingebornen möglich. Von Ruanelli bis nach Colombo beträgt die Entfernung zu Wasser etwann 60 Meilen; allein der schreckliche Regen, der während unsers hiesigen Aufenthaltes gefallen war, hatte den Strom so reißend gemacht, daß ein Boot nach Colombo in 8 Stunden fahren konnte und den größten Theil des Weges hatten die Bootsleute weiter nichts zu thun, als den Felsen, Baumstümpfen und Sandbänken auszuweichen, die ihnen etwann in den Weg kamen; zur Rückfahrt nach Ruanelli hingegen brauchte man gewöhnlich 9 bis 10 Tage, welche die größte Anstrengung erfoderten. Die Leichtigkeit des Transports von hier nach Colombo zu Wasser kam uns nachmals in Ansehung unserer Kranken sehr zu statten, da ver-

verschiedene von unsern Leuten und ich selbst von heftigen Dyssenterien und Ruhren angegriffen wurden, während wir uns hier gelagert hatten.

Den 25. Man schickte 2 Compagnien Malayen zurück, die die Sepoys ablösen sollten, die wir zur Bedeckung der Kanonen zurück gelassen hatten. Zugleich kehrte eine Abtheilung von den andern Truppen und dem Corps der Schanzgräber mit zurück, um ihnen bey dem beschwerlichen Weiterschaffen der Artillerie hülfreiche Hand zu leisten: denn ob man gleich vor jede Kanone eine Anzahl Ochsen gespannt hatte, so waren doch noch eine Menge Menschen nöthig, um sie durch die hohlen Wege und über die jähen Abhänge hinweg zu bringen. In dem Carnatik und an verschiedenen andern Orten des festen Landes von Indien braucht man hierzu Elephanten, um alle Schwierigkeiten dieser Art, die man etwann unter Weges antrift, zu besiegen. Es ist erstaunlich, wenn man die Klugheit dieser Thiere betrachtet, die, wenn sie eine Kanone in dem Fuhrwege stecken sehen oder eine Stockung bey Gelegenheit eines beschwerlichen Hinaufweges gewahr werden, sogleich herbeykommen und Beystand leisten, indem sie entweder das Rad mit ihrem Rüssel in die Höhe heben oder die Stirn an den hintern Theil des Wagens stemmen und ihn so fortschieben. Auf unserm gegenwärtigen Marsche vermißten wir einem solchen Beystand recht sehr, da die Ochsen auf Ceylon jenen auf dem festen Land so wohl an Größe als an Stärke weit nachstehen und die gesammten Kräfte einer Menge solcher kleinern Thiere nicht so benutzt werden können, daß sie so viel auszurichten im Stande wären als dies wenige von jenen größern und besser abgerichteten Ochsen thun können. Gegen zwey Uhr langte die Artillerie an und wurde auf der rechten Seite der Zelte aufgeführt, in denen sich die europäi-

schen Truppen befanden. Das Wetter war in den letzten zwey Tagen ungewöhnlich heiß, und das Thermometer stand heut zu Mittage auf 102°.

Den 26. Wir blieben in unserm Lager stehen. Eine Menge Coolies, die die Mudeliers um Colombo, Nigombo und Caltura geliefert hatten, liefen davon. Ehe wir daher weiter reisen konnten, fand es der General für nöthig, an Herrn North zu schreiben, daß er ihm Andere an deren Stelle schicken sollte. Der Adigar und seine Leute hatten sich etwann 2 Meilen von uns auf der entgegengesetzten Seite des Flusses gelagert.

In der Entfernung einer Meile von dem Platze, wo wir uns gelagert hatten und zwar gegen Colombo zu erhob sich ein Berg von einem sehr ungewöhnlichen und auffallenden Ansehen. Er lag mitten unter großen und steilen Felsen, wo hin und wieder Pisangs und Cocosbäume standen, die von der Hand der Natur gepflanzt waren. Unter dem Einen dieser Felsen war eine Höhle, in welcher sich ein dem Gotte Buddu gewidmeter Tempel befand. Die Erzählungen, die ich von diesem Orte gehört hatte, bewogen mich, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu besehen. Wenn man über eine reichlich bewässerte Ebene hinüber ist, gelangt man an den Fuß eines senkrechten Felsens von sehr großer Höhe, der von andern Kleinern umgeben ist. Der Hinaufweg in die Höhle beträgt etwann 40 Fuß und läuft auf einem schmalen sich krümmenden Pfade hin, der aus Felsenbruchstücken und Baumstümpfen besteht. Wenn man an den Eingang der Höhle kommt, so zeigt das wilde Ansehen, das sich darbietet; der Weg, auf dem man dahin gelangt, und das Schauspiel, das denselben umgiebt, zugleich eine Menge von Gegenständen, die das Auge fesseln, und macht

macht eine Wirkung auf das Gemüth, das sich viel leichter denken als beschreiben läßt. Beym Eintritte in den Tempel, der ein sehr niedriges und langes in Felsen gehauenes Gemach ist, war der erste Gegenstand, den man erblickte, eine sehr große Mannsfigur, die aus Holz gearbeitet und über 20 Fuß lang war. Man hatte für sie ein Bette und ein Kopfkissen aus dem Felsen gehauen; und in demselben lag sie auf der rechten Seite mit der rechten Hand den Kopf gestützt. Ihr Haar war wie beym Neger graus und ihr heiteres und ruhiges Gesicht war ganz mit rother Farbe überschmiert. Die innern Wände des Tempels waren ohne Kunst mit rothen und schwarzen Streifen bemahlt. Es waren zwey Priester zugegen, die uns ohne alle Schwierigkeit hineinließen; auch bestanden sie nicht darauf, daß wir unsere Schuhe ablegen sollten; ein Gebrauch, den sonst alle Besuchende insgemein beobachten müssen. Ihr Amt bestand darin, daß sie im Tempel bleiben mußten und die vor dem Götzenbilde brennende Lampe niemals auslöschen lassen durften. Ein anderer Grund trug vielleicht noch mehr zu ihrer beständigen Gegenwart als ihre Ordensregeln bey und dieser bestand darin, daß sie die Opfer der Andächtigen in Empfang nahmen, die beständig zu diesem Tempel herbeyströmten. Unser Detaschement waren ihnen sehr willkommene Gäste, da jeder, der hierher kam, etwas Geld, Obst, oder Reiß für den Dienst der Gottheit daließ. Die Eingebornen, die aus Andacht hierher kommen, müssen jederzeit entweder Geld, Reiß, Zeuge oder andere Sachen von Werthe opfern. Wegen der Menge von Andächtigen, die diesen Tempel besuchen, hält man die Priester für sehr reich und der König, der niemals mit ihnen zu theilen verfehlt, legt ihnen daher eine sehr hohe Taxe auf. Ich zweifle nicht, daß es seiner Majestät sehr angenehm ist, daß seine Priester öfters solche freygebige Besucher erhalten, dergleichen

sie an unsern Truppen während unsers Aufenthaltes zu Ruanelli fanden. An dem Tempel, worin das Götzenbild war, befanden sich zwey andere Gemächer, wo sich die Priester in solchen Stunden aufhielten, wo ihre Gegenwart bey dem Buddu nicht nöthig war.

Gegen 2 Uhr fieng es heute heftig zu regnen an und der Donner krachte dabey fast unaufhörlich. Vier Kranke von dem 19ten Regimente schickten wir nach Colombo zurück.

Den 27. Wir blieben hier noch halten. Der frühere Theil des Tages war ungemein heiß und um die gewöhnliche Stunde folgte ein furchtbares Donnerwetter. Der Abend war sehr kalt; der Thau, der in der Nacht fiel, war außerordentlich stark und verschwand nicht eher wieder, als bis den andern Tag die Sonne in ihrer völligen Gluth durchbrach. Wir verlohren mehrere Culies.

Den 28. Die Hitze war heute sehr groß; das Thermometer stand auf 104°. Entferntes Donnern und Blitzen. Der General wartete immer noch auf Culies, um diejenigen zu ersetzen, die uns verlassen hatten; auch war das Weiterreisen ohne eine günstige Veränderung in der Witterung nicht möglich.

Den 29. Morgens war es sehr heiß. Da der Capitain Kennedy, der die Abtheilung des 19ten Regimentes befehligte, seit unserer Ankunft an diesem Orte sehr krank worden war, so schickte man ihn zu Wasser nach Colombo zurück, wo er vierzehn Tage darauf starb. Gegen drey Uhr fieng es stark zu regnen an und dieser Regen dauerte unter heftigem Donnern und Blitzen bis um zehn Uhr fort.

Den

Den 30. Die nämliche Witterung wie gestern nebst einem eben so langen stürmischen Wetter. Während unsers hiesigen Aufenthaltes giengen verschiedene Boten zwischen dem General und dem Adigar hin und her; dieser hatte sich etwann 2 Meilen jenseits des Flusses gelagert. Die Eingebornen schienen sehr unzufrieden zu seyn, daß wir grobes Geschütz mit in ihr Land brachten, oder daß wir außerhalb den Grenzen unsers Lagers herumgiengen, ob wir schon vom Hofe zu Candy die Erlaubniß erhalten hatten, daß diese Gesandtschaft glänzender und zahlreicher als irgend Eine der Vorhergehenden seyn sollte und ob schon Befehl ertheilt war, uns auf die freundschaftlichste Art aufzunehmen. Man erzählte uns zwar, daß sich der König wegen der innern Uneinigkeiten und Parteyen unter seinen Unterthanen jetzt selbst in einer etwas mißlichen Lage befände; daher habe er gewünscht, daß die Begleitung der Gesandtschaft so zahlreich als möglich seyn möchte. Allein der Adigar, der ein Mann von großem Ansehen, aber sehr ränkesüchtig und wie wir Grund zu vermuthen hatten, eben kein großer Freund der Engländer war, hatte hinlänglichen Einfluß, um sich an mehrere Befehle des Königs nicht kehren und in vielen Fällen dessen Absichten entgegen handeln zu dürfen.

Das Wetter blieb beständig ungünstig und da wir keine Aussicht hatten, eine hinlängliche Anzahl von Leuten zu erhalten, welche die Lebensmittel und Vorräthe für die ganze Bedeckung weiter schaften, obgleich die Wege zwischen uns und Candy so fürchterlich schlecht waren, daß sie jeden Versuch mit unserm Gepäcke und unserer Artillerie weiter zu reisen beynahe unmöglich machten, so bewog dies den General, die Artillerie nebst den europäischen und dem größern Theile der einheimischen Truppen in diesem Lager zurück zu lassen und unter Bedeckung von 2 Compag-

pagnien Sepoys und eben so vielen Leuten von dem Malayenregimente nach Candy aufzubrechen. Er machte daher bekannt, daß er den folgenden Tag über den Fluß setzen wolle und übertrug während seiner Abwesenheit dem Obristen Torrens das Commando allhier.

Während der Zeit, die über einen Monat dauerte, daß sich die Abtheilung, die er zurück ließ, zu Re Sue Orti Palagamby Watty im Lager befand, vergieng kaum ein Tag, an dem nicht die heftigsten Regen fielen, die mit ununterbrochenem und starkem Donner und Blitzen begleitet waren. Dies Wetter, das beynahe allemal den Tag beschloß und auf das in der Nacht dicke kalte Nebel und am frühern Theile des Tages eine unmäßige Hitze folgte, brachte eine solche schnelle Veränderung in der Temperatur hervor, daß dieser Wechsel für die Gesundheit der Truppen die verderblichsten Folgen hatte. Durchläufe, Ruhren und Leberkrankheiten wurden häufig und das Buschfieber, das oft tödlich ist, wenn derjenige, der davon befallen wird, keine Gelegenheit hat, sogleich in die Seeluft gebracht zu werden, fieng sich zu zeigen an. Die Wälder um das Lager her waren so verschlossen, daß sich niemand herauswagen konnte, ohne die größte Gefahr zu laufen, sich in dem Labyrinthe derselben zu verirren. Zwey Soldaten giengen eines Tages heraus und waren auf diese Art nicht im Stande, das Lager wieder zu finden; sie blieben also einen Tag und eine Nacht in den Wäldern und waren allem Ungemache des so eben geschilderten Wetters ausgesetzt. Wahrscheinlicher Weise würden sie das Lager auch niemals wieder erreicht haben, wenn man nicht mehrere Commandos in verschiedenen Richtungen mit dem Befehle ausgeschickt hätte, von Zeit zu Zeit ihre Gewehre abzufeuern, weil man die Hoffnung hatte, daß die Verirrten den Knall der Flinten hören würden. Dies hatte den gewünsch-

wünschten Erfolg und man brachte diese armen Leute wieder ins Lager zurück, nachdem sie die schrecklichste Furcht ausgestanden hatten, daß sie ihr Leben in einem furchtbaren Walde würden aufgeben müssen.

Da wir vom Adigar die Erlaubniß erhalten hatten, Jagdpartien anzustellen, und auch Leute bekamen, die mit dem Lande bekannt waren und die uns zu Führern dienten, so hatten wir Gelegenheit, verschiedene Dörfer zu sehen, von denen wir aber die Meisten gänzlich von ihren Bewohnern verlassen fanden. Bey der Annäherung eines rothen Rockes gerieth sogleich alles in Aufruhr und die Eingebornen, Männer, Weiber und Kinder flohen sogleich in die Wälder. Erst nach einiger Zeit konnten wir Etliche dahin bringen, daß sie in ihren Häusern blieben; nie aber bekam ich von der Zeit an, wo ich das candysche Gebiet betrat, bis zu dem Augenblicke, wo ich es wieder verließ, etwas zu sehen, was einem Frauenzimmer ähnlich war. Es kostete uns viele Mühe, von den Eingebornen Schweine, Geflügel und Obst zu erhalten, ob dergleichen Gegenstände im Lande schon in großem Ueberflusse vorhanden waren. Dies setzte uns in keine geringe Verwunderung, da die Beamten des Königs ausdrücklich befohlen hatten, uns mit jeder Art von Lebensbedürfnissen zu versorgen. Wir waren geneigt, dies mehr den Landleuten selbst als irgend einer Hintergehung von Seiten des Hofes zuzuschreiben. Ueberhaupt verriethen die Candyer, besonders die niedern Klassen, wenige Neigung, mit uns in irgend eine Verbindung zu treten. Ihre Furcht vor den Europäern und ihr Haß gegen dieselben, der von den zahllosen Beleidigungen der Holländer und Portugiesen herrührt, ist zu tief eingewurzelt, als daß er so leicht wieder ausgerottet werden könnte. Diesem Umstande müssen wir das Mißtrauen und die Abneigung zuschrei-

schreiben, die sie gegen uns zu zeigen jede Gelegenheit ergriffen. Kaum hatten sie die Nachricht erfahren, daß wir von Colombo nach Sittivacca aufgebrochen wären, als sie sich sogleich in großer Anzahl auf ihren Grenzen zu versammeln anfiengen, weil sie glaubten, daß wir uns ihnen in feindlicher Absicht näherten. Eine Botschaft vom Könige räumte jedoch ihre Besorgnisse hierüber aus dem Wege; zugleich erhielten sie Befehl, sogleich zu den regelmäßigen Truppen zu stoßen und uns auf unserer Reise durch das candysche Gebiet nicht im geringsten hinderlich oder beschwerlich zu seyn.

In der Gegend von Ruanelli findet man verschiedene Arten von kostbaren Steinen und metallischen Substanzen; auch las ich in dem Sande und Kieße an den Ufern des Flusses, der vor unserm Lager vorbeyfloß, verschiedene sehr schöne Krystalle von verschiedenen Farben auf, die von den benachbarten Hügeln mit herabgespült worden zu seyn schienen. Auf der gegenüber befindlichen Seite des Flusses liegt ein Thal, das von schönern und weniger waldigen Hügeln umgeben ist, als diejenigen auf unserer Seite, und das Ruanelli oder der Platz der kostbaren Steine heißt. Hier fand man sie vormals in beträchtlicher Menge; allein der König hat ihre Ausgrabung oder Aufsuchung verboten, seitdem seine europäischen Nachbarn ihre Herbeyschaffung als einen Tribut gefodert haben. Die Schwarzen, die Malabaren und andere Personen, die zu unserm Detaschement gehörten, waren täglich mit ihrer Aufsuchung in dem Sande des Flusses beschäftigt. Der General Macdowal zeigte mir eine große Menge von Steinen und andere Merkwürdigkeiten, die ihm diese Leute gebracht hatten. Ich bemerkte eine schwarze glänzende Substanz darunter, die einer verstei-

ner-

nerten Schaale glich, mit welcher die Candyer ihre Sonnenschirme von dem Talipotbaume verschönern.

Den 31. Der General Macdowal gieng heute unter der Bedeckung der schon erwähnten Malayen und Sepoys und in Begleitung seiner Stabsoffiziere, seines Gefolges und solcher Herren von dem Detaschement, die den Wunsch, die Hauptstadt zu sehen, geäußert hatten, gegen eilf Uhr über den Fluß und reiste noch 2 Meilen weiter bis zu einem Orte, wo ein Choultry und eine Pagode steht. Der Regen stellte sich wieder um die nämliche Zeit, wie an den vorhergehenden Tagen, ein.

Den 1. April. Wir blieben an dem Orte stehen und trafen Anstalt zur morgenden Reise. Regen, Donner und Blitz.

Den 2. Wir reisten etwann 8 Meilen weit bis nach Edimalpani. Die Gegend war auf der heutigen Reise offener und weniger beschwerlich, als bey unserer Annäherung von Ruanelli.

Den 3. Wir machten halt. Heftiges stürmisches Wetter, wie sonst.

Den 4. Wir reisten 12 Meilen weit bis nach Attipitti. Der Weg war sehr beschwerlich und steil. Das Land war jedoch weit freyer und die Luft weit kühler als bisher.

Den 5. Wir reisten 6 Meilen weit bis nach Wolgoagoudi, das einen Boden mit Löchern und Höhlen bedeutet. Es hat seinen Namen von einer Menge Höhlen in den Felsen und Hügeln, mit denen dieser Theil des

Landes reichlich versehen ist. Der Weg war hier noch schlimmer zu gehen, als am vorhergehenden Tage. Die Luft war weit heiterer und kühler als an den Grenzen, und das Wetter fieng nunmehro beständiger zu werden an.

Den 6. Wir reisten bis nach Ganna Tenna oder bis nach dem Feuerplatze: diesen Namen hat er von den verschiedenen Vulkanen, die ehemals hier tobten. An vielen Orten im Innern haben zu verschiedenen Zeiten vulkanische Ausbrüche statt gefunden und die Hügel scheinen im hohen Grade die Bestandtheile solcher Ausbrüche zu enthalten, von welcher Art dieselben auch seyn mögen. Eisen und andere Erze könnte man in dieser Gegend an verschiedenen Orten erhalten, allein die Candyer haben seit vielen Jahren ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Entdeckung oder Bearbeitung der Adern gewandt. Ich untersuchte die Oberfläche mehrerer Felsen, die starke Spuren von metallischen Erzen verriethen: das Wasser, das aus ihnen herausfloß, zeigte häufig den dicken Schaum und die Kruste, die, wie man gewöhnlich glaubt, das Daseyn irgend eines Metalles zu erkennen geben. Die Gegend um Ganna Tenna war offener, felsigter und unfruchtbarer, als irgend Eine, durch die wir bisher gereist waren; und jemehr wir uns Candy näherten, desto höher schien sie zu werden. Dieser letzte Weg war sehr beschwerlich, da er sich auf schmalen verschlungenen Pfaden um verschiedene Hügel herum wand. Die steilen Hinauf- und Hinabwege, die man jetzt beständig zu steigen hatte, waren außerordentlich ermüdend. In einigen Thälern fand man angebauete Stellen, wo Reiß, Paddy und andere Getraidearten standen, da sie reichlich von den Strömen gewässert wurden, die von den Felsen und Hügeln herabstürzten.

Den 7.

Den 7. Wir machten halt, damit sich die Truppen von den Mühseligkeiten des gestrigen Marsches erholen konnten.

Den 8. Wir marschirten 9 Meilen weit bis zu dem hohen Berge Ganaroa. Der Weg war hier sehr steil, da er über zwey sehr hohe Hügel hingieng. Das Land schien angebaueter zu seyn, als irgend eine Gegend, die wir bisher durchreist hatten. Die Luft war reiner und kühler, dies war besonders in der Nacht der Fall; man traf hier weniger von jenen schädlichen Nebeln und Dünsten an, die man gewöhnlich in den niedrigern Theilen des Landes spürt. Am Fuße des Berges, wo die Bedeckung halt machte, liegt ein schönes Thal, das der Malivagonga bewässert. Die Aussicht von dem Berge Ganaroa ist außerordentlich groß und erhaben und beherrscht eine sehr große Reihe von Hügeln, die mit Wäldern und Gebüschen bewachsen und mit Thälern durchschnitten waren, in denen man hier und da eine fruchtbare Stelle erblickte, die die Candyer angebauet hatten. Die Trümmer eines alten Forts und eines Tempels liegen dicht an der Stelle, wo unsere Truppen lagerten.

Den 9. Wir machten halt. Zwischen dem Adigar und dem General giengen Boten hin und her, ehe der Letztere nach Candy aufbrach, das in einer kleinen Entfernung davon liegt.

Den 10. reisten wir bis zu einer Stelle am Malivagonga und lagerten uns dem Hügel gegen über, auf dem Candy steht. Auf der andern Seite des Flusses hatte sich im Angesichte unsers Lagers ein großes Corps Candyer postirt. Aller Verkehr zwischen demselben und unsern Leuten war verboten; niemand von der Bedeckung

durfte das Lager verlassen oder die benachbarte Gegend untersuchen. Die Verhandlungen und die Correspondenz zwischen dem Adigar und dem General wurde auf die feyerlichste Art und mit allen den kleinlichen Ceremonien betrieben, die nach den Vorstellungen der Candyer Gegenstände von der größten Wichtigkeit sind.

Die Bedienten und überhaupt alle Eingeborne schien das nämliche geheimnißvolle Stillschweigen zu beseelen; man konnte daher von ihnen über den König oder seine Politik wenig erfahren.

Der General war nunmehro an dem Orte angelangt, wo er sich während der Betreibung der Geschäfte seiner Gesandtschaft aufhalten sollte. Man sollte nunmehro glauben, er habe die Hauptschwierigkeiten, die ihm im Wege lagen, überwunden und man würde ihn für die Mühseligkeiten auf seiner langweiligen Reise durch einen offenen Empfang und durch eine schnelle Vorstellung bey dem Könige schadlos zu halten suchen; allein, man irrt sich; alles Bestreben der Candyer gieng dahin, dem Gesandten die höchsten Begriffe von ihrer Würde und von ihrer Herablassung zu geben, daß sie Eröfnungen von einer europäischen Regierung anhörten. Außer dieser Absicht waren noch so viele Ceremonien mit jeder Vorstellung beym Könige verbunden, daß nur wenige Geschäfte zu Stande gebracht werden konnten und zwischen jeder Audienz fand ein so langer Zwischenraum statt, daß der Gesandte, während seines hiesigen Aufenthaltes, der vom 10. April bis zum 3. May dauerte, bloß dreymal vorgelassen wurde.

Es war keine leichte Sache, vor den Audienzen über die Einführungsceremonien einig zu werden. Die Könige von Candy hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, zu

ver-

verlangen, daß sich die Gesandten, die ihnen vorgestellt wurden, vor ihnen niederwürfen und andere entehrende Bedingungen der Unterthänigkeit gefallen ließen. Die holländischen Gesandten hatten es allemal zugegeben, daß sie mit verbundenen Augen in die Hauptstadt eingeführt wurden und sich vor dem Monarchen niederwarfen.

Als wir in einem vorhergehenden Kriege den Holländern Trincomale abgenommen hatten, that man dem Könige Vorschläge, ihm bey der Vertreibung seiner Feinde von der Insel beyzustehen und einen Allianzvertrag mit ihm zu schließen. Nachdem unser Gesandter, der diese Sache zu betreiben hatte, zu Candy angelangt war, wollte ihn der König nicht stehend anhören; da er keine Verhaltungsbefehle hatte, wie er sich in einem solchen Falle zu benehmen hätte, so schlug er die Audienz aus, bis er von Madras Nachricht hierüber bekäme; hierbey verfloß so viele Zeit, daß der Auftrag der Gesandtschaft durch eintretende Umstände gänzlich scheiterte und der Gesandte ohne Audienz zurückkehrte. Selbst nachdem die Engländer durch die Einnahme von Colombo und die Vertreibung der Holländer sich hinlänglich mächtig gezeigt hatten, wollte dennoch seine candysche Majestät nicht im geringsten von ihren stolzen Ansprüchen nachlassen; und Herr Andrews, der oberste Civilbeamte der englischen ostindischen Compagnie, der kurz nach unserer Einnahme der Insel in einem Auftrag nach Candy geschickt wurde, mußte niederknieen, als er dem Könige vorgestellt wurde. Ja! die Eingebornen treiben ihre Vorstellungen von der Nothwendigkeit dieses königlichen Vorrechtes auf einen solchen ausschweifenden Grad, daß als im letzten Kriege unsere Truppen unter dem General Stewart

Trincomale einnahmen und der König von Candy daher genöthigt war, Gesandte nach Madras zu schicken, diese Leute den Lord Hobart sehr bescheidentlich ersuchten, er möchte sich vor ihnen niederwerfen und des Königs Brief auf den Knieen in Empfang nehmen. Allein dies lehnte der Lord Hobart ab und sagte ihnen, daß, da sie so sehr ans Niederknieen gewöhnt und so sehr ins Niederwerfen verliebt wären, (eine Sitte, die bey seinen Landsleuten nie gewöhnlich gewesen sey) sie, um diese wesentliche Ceremonie nicht zu vergessen, am besten thun würden, wenn sie sich vor ihm niederwürfen, da er hier die höchste Gewalt habe. Als sie sahen, daß der Lord ihren Vorschlag nicht annahm, so gaben sie ihre Einwilligung zu dem Seinigen.

Da der General Macdowal hörte, daß man von ihm bey seiner Vorstellung diese Ceremonie erwarte, so ließ er vorher seiner candyschen Majestät durch den Adigar sagen, daß er sich derselben durchaus nicht unterwerfen werde. Der König machte viele Einwendungen gegen die Annahme des Gesandten, wenn dieser nicht erst sich vor ihm niederwerfen und dann während der königlichen Audienz auf den Knieen liegen bleiben wollte. Der General aber schlug dies durchaus ab und meldete dem Minister, daß sein Souverain keinen Monarchen auf der Erde über sich erkenne und daß er lieber ohne Audienz nach Colombo zurückkehren wolle, als seinen Souverain in der Person seines Stellvertreters zu erniedrigen. Da es der König nicht wagte, es zu einem offenbaren Bruche mit uns kommen zu lassen, so ließ er von seinem Vorrechte nach; um aber diese Herablassung von seiner Würde mit seinen eigenen Gefühlen in Uebereinstimmung zu bringen,

ließ er dem General melden, daß es sein königlicher Wille wäre, ihn in diesem Falle der gewöhnlichen Ceremonien, die von den Gesandten bey ihrer Einführung gefodert würden, zu überheben, weil er von seinem Bruder, dem Könige von Großbrittanien gesandt sey, dessen große Gewalt und Stärke, wie ihm bekannt wäre, weit größer als jene der Holländer oder der ostindischen Compagnie sey.

Da man diesen wichtigen Gegenstand auf diese Art in Richtigkeit gebracht und der Zeitpunkt, den man zur ersten Audienz bestimmt hatte, da war, kam der Adigar mit einem zahlreichen Gefolge und zwar unter großem Fackelscheine (Audienzen finden hier allemal des Nachts statt) an den Rand des Flusses, um den General vor den König zu bringen. Der General setzte in Booten über den Fluß, die dazu bereit waren; ihn begleitete sein Staab und die Herren, die zur Gesandtschaft gehörten, nebst einer Bedeckung von Subalternoffizieren und 50 Sepoys. Der Adigar führte ihn alsdann etwann anderthalbe Meile weit bis zum königlichen Pallaste. Der Weg dahin gieng einen steilen Hügel auf schmalen krummen Pfaden hinan. Die Hauptstadt war mit dicken Dornenhecken und auch mit dergleichen Thoren eingefaßt, welche die Eingebornen Caravetties nannten. Das Candy zunächst befindliche Caravetty hat einen Wall oder eine Brustwehr, auf welche sie gelegentlich einige Artillerie aufpflanzen. Der Widerstand, den solche Festungswerke dem Anrücken einer regelmäßigen Armee leisten könnten, ist jedoch sehr unbedeutend: Candy hat seine Hauptbefestigungen der Natur zu verdanken.

Der Weg nach der Stadt hinauf war sehr beschwerlich und die Bedeckung wurde nicht wenig von der Menge von Eingebornen belästigt, die sich begierig herbeydrängten, um den Zug mit anzusehen. Dieser nebst dem Fackelscheine war Ursache, daß das Gefolge des Generals die Stadt nicht genau besehen konnte. Als die Gesandtschaft in diese eintrat, gieng sie durch eine lange breite Straße nach dem Pallaste. Ob die Häuser gleich bloß niedrige Hütten waren, so schienen sie doch sehr hoch zu seyn, weil sie auf jeder Seite der Straße auf hohen Anhöhen standen, die unten eine Art von Area bildeten. Am andern Ende dieser Straße befindet sich eine hohe Mauer um die Gärten, die zu dem Pallaste gehören. Wendet man sich hier etwas links, so bekommt man den Pallast, der rechts steht, zu Gesichte. In der Fronte desselben ist eine Flucht [1]) (Flight) von steinernen Treppen und eine Viranda und ein Balkon, auf dem eine Menge königlicher Guarden und Mehrere von den vornehmsten Hofbedienten standen. Gieng man über diesen hinweg und stieg eine andere Treppenflucht hinunter, so erblickte man einen großen viereckigen Platz, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und auf welchem sich noch einige Mannschaften von des Königs Leibwache befanden. Auf der entgegengesetzten Seite war ein großer gewölbter Thorweg, der zu einem innern Hofe führte, wo der König mit seinen vornehmsten Staatsbeamten wohnt. In dieser innern Abtheilung hatte der König seine eigene Leibwache, die aus Malayen und Malabaren bestand. Diese Truppen

war-

1) Adelung sagt, daß man sich auch im Teutschen dieses Wortes in dieser Bedeutung bediene.

D. Uebers.

waren mit Degen, Lanzen und Schilden bewaffnet, und im Falle eines plötzlichen Aufruhres oder Unruhe scheint der König sein Vertrauen ganz auf sie zu setzen.

Rechts in diesem innern Hofe stand eine offene Bogenthür, durch welche der Eingang in den Audienzsaal gieng. Dies Staatszimmer war eine lange Viranda, die an den Seiten mit abwechselnden Bögen und Säulen versehen war. Sowohl in Ansehung dieser seiner Bauart als in Betracht seiner Decke und seines Täfelwerkes hatte es viele Aehnlichkeit mit dem Chorflügel in einer Kirche. Die Säulen und Bogen waren mit Blumen von Mußlin und mit Verzierungen von dem Pisangblatte geschmückt, welches eine sehr artige Wirkung machte. Am andern Ende des Saales und zwar unter Einem der größern Bogen stand eine Art von Plateform oder Thron, der mit einem Teppich bedeckt war und auf den rund herum Stufen führten. Hier saß der König im Staatskleide. Ein kleiner Verschlag, der sich nach vorne zu erhob, verbarg dem Auge seine Füße und die untern Theile seines Körpers. Unter den Bogen an jeder Seite des Saales sah man die Hofleute, Einige hatten sich auf die Erde geworfen, Andere saßen stillschweigend mit kreuzweiß über einander geschlagenen Beinen, wie ein Haufe Schneider auf seinem Werktische da. Der Adigar und der nächste gegenwärtige Oberbeamte führten den General mit vielen Ceremonien und vieler Feyerlichkeit heran und dieser sezte sich mit dem Adigar auf die oberste Stufe des Thrones.

Obgleich der übrige Theil des Saales sehr gut erleuchtet war, so hatte man doch den Theil, wo der Kö-

nig saß, dunkler als das Uebrige zu machen gesucht; hierbey hatte man ohnstreitig die Absicht, denjenigen, die sich dem Könige näherten, eine größere Ehrfurcht einzuflößen. Dem Ansehen nach war der König ein junger Mann; er sah sehr schwarz aus und hatte einen *lichten* Barth. Er war keinesweges so ansehnlich oder wohl gebildet als der Adigar und mehrere andere Beamte um ihn her. Er hatte einen Anzug von sehr *feinem* Mußlin, der mit Gold gestickt war; er war auf der Brust befestigt, in mehrern Falten um die Hüften gezogen und hieng von hier wie ein Frauenzimmerrock herab. Die Arme trug er von dem Ellenbogen an bis herunter bloß. An den Fingern hatte er eine Menge sehr breiter Ringe, die mit allerhand kostbaren Steinen eingefaßt waren; um den Hals hatte er eine Menge goldener Ketten über ein steif *gefaltetes* Mußlin hängen, das einer Krauße der Königin Elisabeth glich. Auf dem Kopfe hatte er einen Turban von Mußlin, der von Gold flimmerte und auf dem er eine goldene Krone trug: ein Schmuck, durch den er sich von allen andern asiatischen Fürsten unterscheidet, die vermöge ihrer Religion dies Zeichen der königlichen Würde nicht tragen dürfen und deren Schmuck, wenn sie etwann dergleichen tragen, bloß in einem kleinen Zweige oder einer Feder von kostbaren Steinen besteht. Seine Hüften waren mit einer reichen Schärpe umgeben, an welcher ein kurzer gekrümmter Dolch oder Degen hieng, dessen Handgriff reich verziert und wo die Scheide von durchbrochener goldener Drahtarbeit war. Dem Ansehen nach hatte seine Majestät sehr viel Aehnliches mit den Portraits, wie wir von dem Könige Heinrich VIII. zu sehen gewohnt sind. Von dem Adigar konnte man dies wegen seiner größern Statur noch mehr behaupten; in Ansehung der Kleidung bemerkte man zwischen ihm und

sei=

seinem Souverain wenig Unterschied, außer daß der Minister keine Krone trug, ob sich schon auf seinem Turban auch etwas befand, das etwas Aehnliches mit einer kleinen Herzogskrone hatte.

Nachdem der General Macdowal seiner Majestät förmlich vorgestellt worden war und nachdem eine Menge Ceremonien vorbey waren, erkundigte sich der König nach der Gesundheit seiner großbrittanischen Majestät und nach dem Zustande unserer Angelegenheiten; der General beantwortete alle Fragen der Klugheit gemäß. Die Unterhaltung war sehr ernst und zurückhaltend. Selbst die geringsten Kleinigkeiten wurden flüsternd vorgebracht und dies geschah mit einer solchen Feyerlichkeit und Wichtigkeit, als ob das Schicksal ganzer Reiche davon abhienge. Der König richtete sein Gespräch an den Adigar, der auf einer Stufe unterhalb des Thrones stand und der die Worte seiner Majestät dem Maha Mudelier wiederholte, der mit der Gesandtschaft als Cingalesischer Dolmetscher angelangt war. Der Leztere übersetzte sie Hrn. Joinville ins Portugiesische, den der Gouverneur North hatte kommen lassen, um den portugiesischen Dolmetscher zu machen und der sie dem General Macdowal ins Französische übersetzte. Die Unterhaltung geschah also durch fünf Personen und in drey verschiedenen Sprachen. Die Anworten des Generals gelangten auf dem nämlichen Wege an seine Majestät.

Man sieht leicht ein, daß eine solche Art der Unterhaltung sehr langweilig seyn mußte und ob sie gleich beynahe drey Stunden lang dauerte, so gieng sie doch gänzlich mit Complimenten hin. Während der Audienz spreng-

te

te man häufig aus sonderbar gearbeiteten goldenen Gefäßen Rosenwasser herum und wohlriechende Sachen wurden auf goldenen und silbernen Präsentirtellern von durchbrochener Drahtarbeit herumgegeben. Allein die außerordentliche Hitze des Zimmers nebst den gewaltigen Ausdünstungen der wohlriechenden Oehle, die man in den Lampen brannte und dem ranzigen Geruche des Cocosnußöhles, mit dem sich alle anwesende Eingebornen gesalbt hatten, machten alle Vorsichtsmaßregeln fruchtlos und erstickten beynahe die europäischen Herren, die an dem einem Ende des Saales, wo die Guarde des Generals stand, hatten bleiben dürfen. Die ganze Audienz hindurch fiel der Regen ohne Unterlaß in Strömen herab und hielt so lange an, bis der General auf seinem Rückmarsche nach dem Lager war, wo er ganz von den Anstrengungen erschöpft morgens gegen fünf Uhr anlangte.

Nach dieser Audienz vergiengen mehrere Tage, ehe man eine zweyte erhalten konnte, da es eine beständige Maxime bey den Candyern ist, Geschäfte niemals zu beschleunigen oder irgend ein Kennzeichen von ängstlichem Verlangen nach ihrer baldigen Beendigung zu verrathen. Ich bin überzeugt, daß die Anhänglichkeit an diese Maxime ihnen diesmal keinen kleinen Grad von Unruhe kostete, indem ihr Argwohn gegen uns zu weit gieng, als daß sie nur im geringsten hätten ruhig werden können, so lange wir in ihrem Lande waren.

Bey der zweyten Audienz trug der General den Zweck seiner Gesandtschaft vor und machte diejenigen Anträge, die er von Seiten Großbrittaniens zu thun den Auftrag hatte. Ueber die Beschaffenheit dieser Anträge und der Antworten, die man darauf erhielt, halte ich mich nicht für

für berechtigt irgend eine Auskunft zu geben, da sie den Gegenstand einer Privatunterhandlung ausmachten. Doch sprach man öffentlich von einem Umstande, als habe ihn der General bey dieser Gelegenheit seiner candyschen Majestät vorgetragen. Unsere Regierung verlangte nämlich, daß dieser Fürst eine Straße anlegen und eine Verbindung zwischen Colombo und Trincomale, etwas nördlich von Candy, zu eröffnen erlauben lassen möchte. Dies würde für unsere Regierung eine Sache von der größten Bequemlichkeit und Wichtigkeit seyn, da bisher die Tapals oder Briefpakete einen Umweg längs der Seeküste über Manaar und Jafnapatam nehmen und doppelt so weit getragen werden mußten, als der vorgeschlagene Weg durch das candysche Gebiet beträgt. Der König wollte jedoch unter keiner Bedingung in diesen Vorschlag einwilligen, sondern äußerte seine entschiedene Abneigung gegen irgend einen Verkehr oder eine Verbindung zwischen seinen Unterthanen und den Europäern. Zugleich aber gab er das Verlangen zu erkennen, mit den Engländern, die nach seiner Meinung weit mächtiger als die Holländer seyn, auf einem freundschaftlichen Fuße zu leben. Was weiter über den Zweck der Gesandtschaft bekannt wurde, war zu sehr das Werk von Muthmaßungen, als daß es in einer authentischen Erzählung angeführt werden könnte.

Zwischen dieser Audienz und der zunächst darauf folgenden Abschiedsaudienz fanden zwischen dem General und dem Adigar verschiedene Bothschaften und Unterredungen über politische Gegenstände statt. Die Candyer hatten alle mögliche Vorsicht gebraucht, daß kein Verkehr zwischen unserer Bedeckung, besonders zwischen den Malayen und Malabaren und zwischen jenen in

des

des Königs Diensten statt fände. Man suchte es auf alle mögliche Art zu verhindern, daß unsere Soldaten, die den General an den Hof begleitet hatten, nicht mit den Eingebornen sprechen könnten. Allein trotz dieser Vorsichtsmaßregeln erhielten wir dennoch mehrere Nachrichten, die uns in Zukunft von Nutzen seyn können. Verschiedene Malayen in des Königs Diensten fanden Gelegenheit, ihr Bedauern zu erkennen zu geben, daß es nicht in ihrer Macht stehe, mit ihren ehemaligen Gefährten wieder nach Colombo zurück kehren zu können. Die Meisten von diesen Malayen waren holländische Sklaven gewesen und hatten sich wegen der schlechten Behandlung, die sie erfahren, auf das candysche Gebiet geflüchtet. Sie wären gern mit uns zu ihren ehemaligen Herren zurück gekehrt und hätten sich wegen ihrer Flucht lieber jeder Strafe unterworfen, als länger in beständiger Furcht vor den Launen eines despotischen und barbarischen Hofes zu leben.

Bey der Abschiedsaudienz hieng der König dem General eine goldene Kette um den Hals, und überreichte ihm zugleich einen Degen nebst einem gestickten Gehenke und Scheide. Auch schenkte er ihm einen Ring, der mit verschiedenen Arten kostbarer Steine eingefaßt war und einen Elephanten. Diese Geschenke (und wenn man auch diejenigen dazu rechnet, die der König dem Gouverneur North schickte) waren in Vergleich mit denen, die der König von unserer Regierung erhielt, von geringem Werthe. Die Offiziere, die den Gesandten [1]) begleiteten, be-

1) Der Verf. sagt: Den König, welches ein Druckfehler ist.

D. Uebers.

bekamen eine goldene Kette, einen Ring, und einige Schildkrötenschaalen von geringem Werthe und die gemeinen Soldaten erhielten bloß ein Stück groben Zeuges. Auch wurde die Bedeckung während ihres Aufenthaltes am candyschen Hofe nicht mit Lebensmitteln versorgt; eine solche Gastfreundschaft hatte man erwartet und bey vormaligen Gelegenheiten hatte man sie auch ausgeübt. Eine kleine Quantität Reiß und Paddy von einer geringern Sorte nebst ein wenig eingemachten Früchten, die mit sehr sparsamer Hand zugetheilt wurden, war alles, was unsere Truppen von der candyschen Gastfreyheit erhielten.

Nachdem der General von seiner Majestät Abschied genommen und Befehle zur Abreise erhalten hatte, trat er den 2. May seinen Weg nach dem Lager von Ruanelli an und traf daselbst den 6. ein. Den Tag darauf brach er mit seinem Staabe nach Colombo auf und hinterließ dem General Torrens den Befehl, den Rückmarsch anzutreten, sobald sich die Bedeckung, die ihn nach Candy begleitet hatte, von den Mühseligkeiten hinlänglich erholt haben würde.

Den 10. May brach das ganze Detaschement nach Sittivacca auf, wo es sich diese Nacht lagerte.

Den 11. marschirte es bis nach Gurrawaddi.

Den 12. machte es halt, da es Sonntag war.

Den

Den 13. setzte es seinen Marsch bis nach Cuddavalli fort.

Den 14. marschirte es bis nach Colombo und nachdem man es etliche Tage hatte ausruhen lassen, kehrte es wieder zu seinen Garnisonsdiensten zurück.

Verzeichniß der Wege auf Ceylon.

I. Der Weg längs der Küste der Insel Ceylon von Trincomale über Jafnapatam, Manaar, Colombo, Point de Galle, Matura und Baticolo nebst den Namen und Entfernungen der verschiedenen Stationen und Ruheplätze unter Weges sowohl für Reisende als für die Tapal- oder Briefbeutelträger, vorzüglich nach einer ganz neuerlichen Uebersicht des General-Postmeisters von Ceylon dargestellt.

Die Entfernungen sind nach inländischen Meilen angegeben, nach welchen die Eingebornen rechnen und wovon 1 Meile etwann 6 englische Meilen ausmacht.

Die Eingebornen theilen ihre Meilen in zwey Camuchies, welches die Umwechselung zwischen Palankinträgern bedeutet, um sich auf der Reise, wenn sie Rei-

 sende

sende tragen, ihre Mühseligkeiten zu erleichtern. Die Entfernungen sind in Landesmeilen nach der Sitte der Eingebornen zum Vortheil der Reisenden berechnet, da sie alsdann besser die Entfernung zu beurtheilen in Stand gesetzt sind, die sie zurücklegen. Auch sind zugleich die Stunden angegeben, in welchen die Tapal Peons den Weg von einer Station zur Andern zurücklegen und den Briefbeutel abliefern müssen. Alle untengenannten Orte sind solche, wo sich Leute aufhalten, um die Pakete weiter zu schaffen und laufen alle rund um die Insel herum, den Strich zwischen Bäticolo und Trincomale ausgenommen.

Von Trincomale nach Manaar.

Orte.	inul Meil.	St. f. d Tap	Bemerkungen über den Weg.
Von Trincomale nach Lavelly	1½	3	Sandig, sehr dicke Waldung, hügelig mit Elephantengebüsch.
Von Lavelly nach Couchavelly	2½	3½	Mehr gut, sehr waldig.
Von Couchavelly nach Terriate	2½	3½	Beynahe eben so; wilde Schweine und Büffel.
Von Terriate n. Cokelaye	2½	4	Mehr sandig und geht über Wasser.
Von Cokelaye n. Vattouvè	2½	4	Ueber Wasser, mehr hügelig und waldig, leidlich.
Von Vattouvè[1]) n. Malativoe	2½	4	Waldig, aber mehr gut; zahlreiche wilde Thiere.

Von

1) Hier endigt sich der Bezirk von Trincomale.

D. Uebers.

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tag	Bemerkungen über den Weg.	
Von Malativoe n. Matule	1½	3	Mehr sandig und waldig.	
Von Matule nach Chiondicalaw	2½	4	Sandig, üb. Wasser, waldig, morastiger Weg.	
V. Chiondicalaw nach Beschouter	2½	4	Sandig, angebauet; an jeder Seite Palmbäume.	
Von Beschouter nach Klalie	2½	4	Eben so.	
Von Klalie nach Chavacherry	1	2	Mehr sandig, mit Palmbäumen angebauet.	
V. Chavacherry n. Jafnapatam	2	3	Eben so, aber guter Weg, eben so angebauet.	
V. Jafnapatam n. Calamonie	1½	2	Man muß üb. d. Meer, sandig.	Auf einer Linie mit diesem Theile liegen d. kleinen Inseln und der Anfang des Gulfs von Manaar.
Von Calamonie nach Pounaveen	3	4½	Sandig, mit Palmbäumen.	
V. Pounaveen n. Bavatongy	2	2½	Sandig und waldig.	Das Land ist rund umher wild und voller Büffel, wild Schweine u. Elephanten.
V. Bavatongy n. Polveracotta	1½	2	Eben so, guter Weg.	
V. Polveracotta nach Palliar	1½	2½	Eb. so, leidl.	
Von Palliar nach Elpocarrie	1½	2½	Eb. so, eb. so.	
V. Elpocarrie [1] nach Vertativoe	1	2	Eb. so, eb. so.	
Von Vertativoe nach Mantotte	2½	4	Eben so, eben so.	

[1]) Ende des Bezirks von Jafnapatam.
D. Uebers.

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tay	Bemerk. über den Weg.
Von Mantotte[1]) nach Manaar	1	2	Eben so, übers Wasser nach d. Insel Manaar.
Von Trincomale nach Manaar	41½	66	

Von Mantotte verläßt man den Weg nach Colombo und geht rechts nach Manaar auf folgendem Wege bis ans Ende der Insel Manaar, wo man nach dem festen Lande über die Adamsbrücke nach Tulmanaar übergeht.

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tay	Bemerk. über den Weg.
Von Manaar n. Carrichelly	1	2	Sandig und wüste.
Von Carrichelly n. Congangelly	1	2	— — —
V. Congangelly n. Tulmanaar od. klein Manaar	1	1½	Mehr gut; hier geht man nach der Insel Ramiseram über, die dieser gerade gegen über liegt.
	3	5½	

1) Mantotte nach Bengalle 1—2.

Der Uebers.

Von Manaar nach Colombo.

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tap	Bemerk. über den Weg.	
Von Manaar n. Bangalle	1	2½	Sandig und über Wasser.	
Von Bangalle nach Arippo	1	2½	Mehr sandig, über Wasser; ein Dorf und ein Choultry. Hier fällt der Mulipattyfluß ins Meer.	
Von Arippo nach Callar	2	3½	Sandiger Weg; Perlenbänke liegen diesem Theile gerade gegenüber.	
Von Callar [1]) n. Marchichatty	1½	2½	Sandig und waldig.	
V. Marchichatty nach Mardodde	1½	2½	Mehr sandig und waldig.	
Von Mardodde n. Pomparipo	1½	2½	Eben so.	
Von Pomparipo nach Moeroundamvelli	1½	2½	Waldig und steinigt, viel Wasser und ein großer See bey Pomparipo.	
V. Moeroundamvelli nach Carediwo	1	2	Die Hälfte gut, das Uebrige steinigt, hügelig u. waldig	
Von Carediwo n. Ambellam	1½	2½	Leidlich gut.	Zahlr. wilde Thier. v. Arippo auf diesem ganzen Wege hin; einige Theile werden von Elephanten sehr unsicher gemacht.
Von Ambellam nach Potalum	1	2	Mehr sandig, Salzgr. hier herum dringt das Meer tief in dies flache Land ein.	

Von

1) Hier endigt sich der Bezirk Manaar und der Bezirk von

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tay	Bemerk. über den Weg.	
Von Potalum n. Onnavelly	$1\frac{1}{2}$	3	Mehr sandig und morastig.	Nahe dabey liegt die Insel Calpentin, in der Regenz. ein großer Theil Wasser; man muß auf einem andern Wege weiter reisen.
Von Onnavelly n. Andepannie	$1\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	Sandig und morastig.	
V. Andepannie n. Karcopannie	2	4	Sehr sandig.	Unfruchtbares wild Land mit Strecken von dicken Gebüsche und Cocosnußbäumen; wird von Elephanten sehr unsicher gemacht.
V. Karcopannie nach Chilou	$\frac{3}{4}$	$1\frac{1}{2}$	Eben so, durchs Wasser.	
Von Chilou nach Toddeway	$1\frac{1}{2}$	3	Eben so.	
Von Toddeway n. Merravellie	$1\frac{1}{2}$	3	Eben so.	
V. Merravellie nach Ullevettie	1	$2\frac{1}{2}$	Eben so.	Diese ganze Wüste ist von Manaaran sehr flach und sandig.
Von Ullevettie nach Kaimellie	1	$2\frac{1}{4}$	Eben so.	
Von Kaimellie nach Nigombo	1	$2\frac{1}{2}$	Eben so, ausgenommen ein kleiner Strich bey Nigombo.	
Von Nigombo n. Cordè	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	Der Weg sehr gut; hier ist ein Fort und Dorf.	

Von

Colombo fängt an; ob schon das Land von diesem an bis nach Chilow genauer einen Bezirk ausmacht und von Chilow bis nach Colombo einen Andern, so sind doch beyde von einander abgesondert, stehen aber unter der Gerichtsbarkeit von Colombo.

Der Uebers.

Digitized by Google

Orte.	inml. Meil.	St. f. d Tap	Bemerk. über den Weg.
Von Cordè nach Dandigam	1	$1\frac{1}{2}$	Sehr guter Weg.
Von Dandigam nach Jaillè	$\frac{1}{2}$	1	Eben so, üb. einen Fluß, etwas sand. { Angenehm u. schattig; der größte Theil des Wegs ist voller Cocosnußbäume.
Von Jaillè nach Maabolle	1	$1\frac{1}{2}$	Eb. so, sehr guter Weg, etwas sand.
Von Maabolle nach Paßbetale	$\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$	Eben so, man muß über einen sehr breiten Fluß.
Von Paßbetale nach Colombo	$\frac{1}{2}$	1	Sehr guter Weg; eine Menge Häuser stehen längs demselben hin zerstreuet.
Die Entfernung von Manaar n. Colombo beträgt	$29\frac{1}{4}$	57	

In der Regenzeit steht das Land zwischen Andepannie und Potalum ganz voller Wasser, so daß die Halbinsel Calpentin eine völlige Insel wird; wegen des Morastes kann man dann unmöglich zwischen diesen beyden Orten reisen. Die Briefe und Reisenden, die von Colombo nach Manaar oder von diesem nach jenem gehen wollen, müssen von Pombaribo nach Calpentin in einem Boote übergesetzt werden, und dann schlagen sie den folgenden Weg ein, um auf den gewöhnlichen Weg nach Andapani oder von da nach Colombo zu kommen.

Orte.	innl Meil.	St. f. d. Tag	Bemerk. über den Weg.
Von Pomparibo nach Calpentin	$2\frac{1}{2}$	$3\frac{1}{2}$	Sandig, man muß über die See und Wasser.
Von Calpentin nach Etally	$1\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	Sandig.
Von Etally nach Navacally	2	$3\frac{1}{2}$	Eben so.
Von Navacally nach Betapallie	2	$3\frac{1}{2}$	— — Wild und waldig
Von Betapallie n. Andepannie	2	$3\frac{1}{2}$	— —
	$9\frac{1}{2}$	$15\frac{1}{2}$	

Weg längs der südlichen Küste von Colombo nach Point de Galle, Matura und Baticolo.

Orte.	innl. Meil	St. f. d. Tag	Bemerk. über den Weg.
Von Colombo n. Galgieste	$\frac{3}{4}$	$1\frac{1}{4}$	Sehr sandig und waldig, links wächst Zimmt; schattig.
Von Galgieste n. Pantura	2	3	Ein wenig sandig, guter Weg; man geht durch einen Theil von den Zimmtgärten; über einen Fluß.
Von Pantura n. Caltura	2	3	Sehr gut, schattiger Weg; auf dem ganzen Wege Cocosnußbäume; über einen breiten Fluß; ein Fort und ein Dorf.
	$4\frac{3}{4}$	$7\frac{1}{4}$	

Die:

Dieser Weg wird 28 englische Meilen gerechnet; er ist außerordentlich kühl und angenehm zu reisen. Ich selbst habe ihn ohne große Ermüdung von Caltura nach Colombo in 7 Stunden gemacht.

Orte.	innl. Meil.	St. f. d. Tay	Bemerk. über den Weg.
Von Colombo n. Caltura	$4\frac{3}{4}$	$7\frac{1}{4}$	Das Fort und Dorf mit schönem und gut angebauetem Lande.
Von Caltura n. Barbarin	$1\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	Schattig, gut. Weg; mehr sand. angeb. Cocosbäum.
Von Barbarin n. Bentotte	1	$1\frac{1}{2}$	Ueb. Wasser; guter Weg; mehr hügelig; Cocosbäume; Austern werden hier verkauft.
Von Bentotte n. Goßgodde	$1\frac{1}{2}$	2	Guter Weg; hügelig; Cocosbäume.
Von Goßgodde n. Amblamgoddè	1	2	Eben so, über Wasser.
V. Amblamgoddè n. Ecottè	$1\frac{1}{2}$	2	Eben so, mehr sandig.
Von Ecottè nach Gendura	$1\frac{1}{2}$	2	Eben so.
Von Gendura n. Ponte Gallè	1	$1\frac{1}{2}$	Gut, aber mehr sandig, über Wasser.
Von Gallè nach Wakgalmodere	$\frac{1}{7}$	1	Dieser Weg ist hier und da schattig; mit sandigen Strichen und an der Küste wächst etwas Zimmt; über zwey breite Flüsse; zahlreiche zahme und wilde Thiere.
nach Cattecoeroende	1	$1\frac{1}{2}$	
nach Gaya Panè	1	$1\frac{1}{2}$	
nach Beligame	$\frac{3}{4}$	$1\frac{1}{4}$	
nach Gravettè	$1\frac{1}{2}$	$2\frac{1}{2}$	
nach Matura	$\frac{1}{2}$	1	
	19	$29\frac{1}{2}$	

Orte.	engl. Meil.	Bemerk. über den Weg.
Von Mantura nach Tangalee	12	Der Weg von Matura nach Baticolo läuft durch einen sehr wilden Theil des Landes und ist wegen der wilden Thiere sehr beschwerlich zu reisen. Er ist auch wegen der Eingebornen der Insel, die Vaddahs heißen, gefährlich. Diese leben in diesem östlichen Theile in Wäldern; daher muß man eine Bedeckung bey sich haben. Der Weg von Baticolo nach Trincomale ist eben so gefährlich als von Europäern unbesucht.
Rainneg und Tallavillie	20	
Ambentotte und Boundelli	24	
Patetoupanie und Tateri	25	
Patepoutanie und Koumane	18	
Mattiagamgottoa nach Baticolo	24	
Englische Meilen gegen	123	

Diese Strecke um die Insel herum kann in ihrem Umfange mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt werden und sie beträgt beynahe so viele Meilen, als man gewöhnlich Ceylon beylegt; nämlich 900 Meilen, wenn man die grössere Ausdehnung der See hinnimmt, welche längs der Küste hin Bayen und Vorsprünge von Land bildet.

Von

Orte.	engl. Meil.
Von Trincomale nach Manaar	250
= Manaar nach Colombo	160
= Colombo nach Baticolo	220
	630
Eine Strecke zwischen Baticolo und Trincomale; Unterschied zwischen ihrer größten Ausdehnung und dem hier angegebenen Wege	70

II. Weg

II. Weg von Colombo nach Candy, den der General M'Dowal genommen hat.

Orte.	engl. Meil.	Bemerk. über den Weg.
Von Colombo nach Cudavilli	10	Ein ebener und angenehmer Weg.
V. Cudavilli nach Gurrawaddie	11	Mehr hügelig, obgleich leidlich.
Von Gurrawaddie nach Sittivacca	14	Hügelig und beschwerlich.
Von Sittivacca nach Apolipitti	4	Ebener Weg.
Von Apolipitti nach Ruanelli	8	Beschwerlich, voller Hügel und enger Hohlwege.
Von Ruanelli nach Edimalpani	10	Beynahe eben so.
Von Edimalpani n. Atipitti	12	Sehr beschwerlich.
Von Atipitti nach Wolgoagoddi	6	Eben so.
Von Wolgoagoddi nach Ganna Tenna	8	Außerordentlich steile Hügel.
V. Ganna Tenna n. Gannaroa	9	Ein sehr steiler Hügel unter Weges.
Von Gannaroa nach Candy	3	Der Hinaufweg nach Candy sehr steil.
	95	

III.

III. Weg von Trincomale nach Candy, den Herr Boyd gewählt hat.

Der Weg, den Herr Boyd von Trincomale nach Candy genommen hat, ist bloß von Engländern genommen worden.

Orte.	engl. Meil.
Von Candy nach Gunnoor, dies halte ich für Gannaroa, wo der General Mc Dowal halt machte = =	5
Von Gunnoor nach Oßpoot =	16
nach Allaway = =	18
= Nallendy Caravetty =	18
= der Choultry = Ebene =	5
= Gona = =	18
= dem Felsenflusse =	16
= Wishtegall = =	5
= Pulian Caravetty =	20
= Permaumado =	10
= Tertolay = =	10
= Tumbela Canmun =	16
= Copputorey =	6
= Trincomale =	9
	167

Dieser Weg ist nach Herrn Boyds Erzählung außerordentlich beschwerlich und viele Theile sind wegen der Elephanten gefährlich. So viel ich erfahren habe, beträgt der Weg zwischen Trincomale und Candy nicht über

120

1) Nicht 167 sondern 172.

120 Meilen und von Colombo bis nach Candy beläuft er sich etwann auf 90 Meilen. Ich zweifle nicht, daß die Candyer Herrn Boyd die längsten und beschwerlichsten Wege besonders an den zwey oder drey letzten Tagen seiner Reise geführt haben, da sie ihn offenbar in der Runde auf den Colombischen Weg nach Gunnoor brachten.

Sollten es die Umstände nöthig machen, daß die Engländer in Zukunft auf eine feindliche Weise nach Candy marschirten, so giebt es andere weit kürzere und weniger beschwerliche Wege, als die hier angegebenen. Zwischen Chilow und Putalom ist ein Weg, den einstmals die Holländer nahmen und zwischen Caltura und Point de Galle liegt ein Anderer, auf dem die Entfernung nicht über 70 bis 80 Meilen beträgt.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

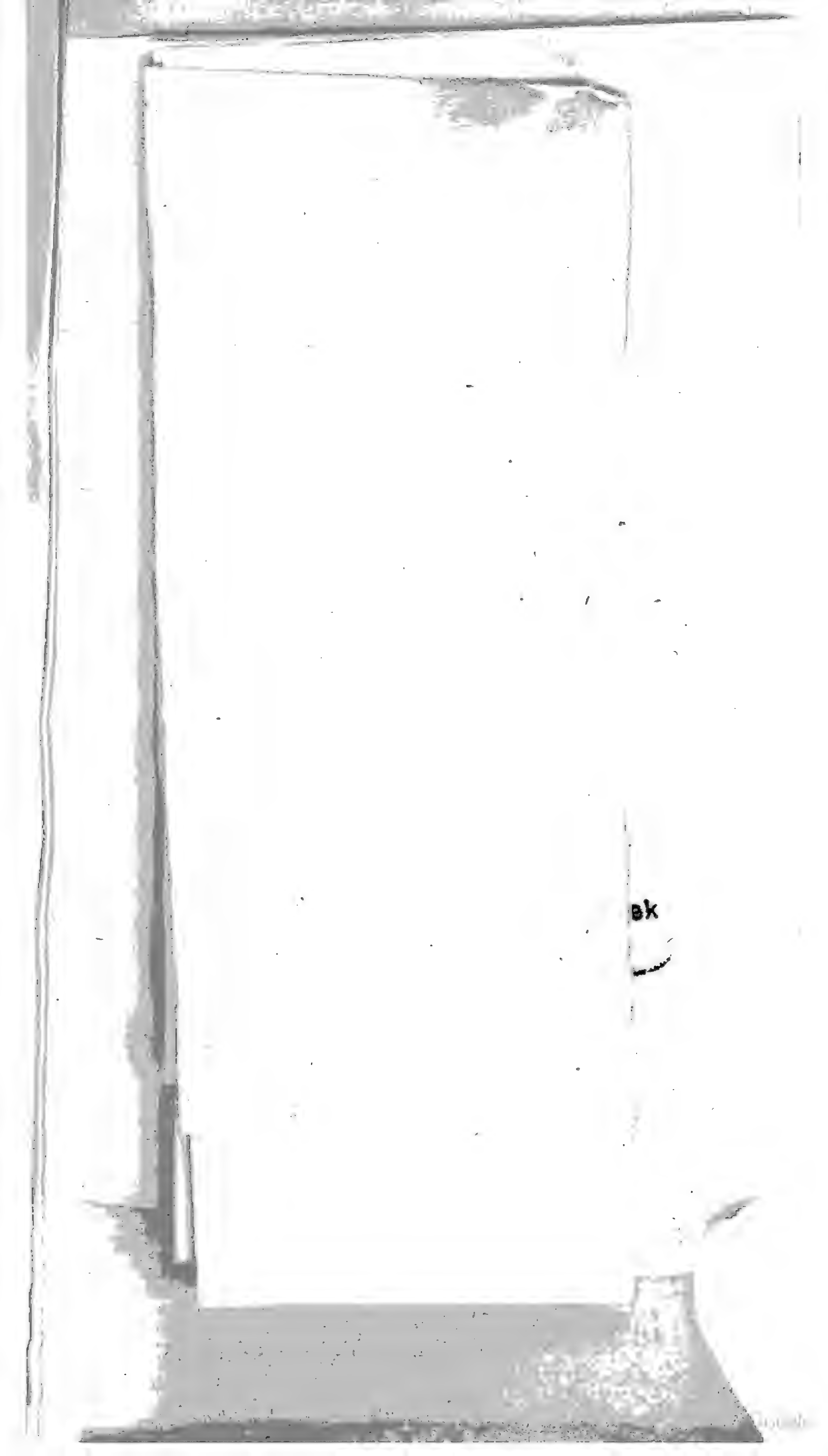
Druckfehler.

Seite	Zeile	
5	15	v. u. Jeden l. Jeder
10	6	Besuche l. Besucher
12	8	demselben l. denselben
13	5	v. u. Hauptleute l. Kaufleute
14	11	v. u. nach Stärke l. der Insel
19	1	v. u. ihres l. seines
23	14	v. u. Binsen l. Gebüsche
24	14	immer l. allemal
24	20	derselbe l. dieselbe
27	8	v. u. nach nach l. den
33	3	Offenburg l. Ostenburg
37	12	der l. die
43	7	nördlichen l. nördlichern
43	10	v. u. Theil l. Theils
47	12	die l. das
49	7	v. u. ihm l. ihnen
53	2	v. u. Theil l. Theils
56	9	v. u. Frackaolino l. Fra Paolino
73	9	den l. der
75	10	v. u. Tutocorien l. Tutocorin
77	11	v. u. Herausssteigen l. Heraufsteigen
79	6	v. u. Geschwindigkeit l. Geschmeidigkeit
82	12	v. u. Insel l. Küste
87	6	v. u. Letztere l. Perlenbänke
87	4	v. u. ist l. sind
87	3	v. u. war l. waren
90	8	nochmals l. nachmals
95	5	v. u. Perlen l. Perle
98	7	v. u. Der Uebersetzer del. so wie auch S. 100 Z. 3. 101 Z. 1. 109 Z. 3. und 112 Z. 1.
106	3	v. u. Lanwind l. Landwind
107	15	Muschel l. Muscheln
128	16	v. u. nach aus l. den
133	4	das l. den
139	7	die l. der
158	5	zollen l. zölle
158	11	v. u. Isaggery l. Jaggery

Seite	Zeile	
162	11	v. u. nach Insel l. seit einigen Jahren
195	1	v. u. Badjou l. Hadjou
201	3	nach Allein l. die
227	3	v. u. Heiße l. Hitze
250	16	Theil l. Theils
261	5	stand l. war
272	1	und l. in
280	15	Zähen l. Zehen
282	8	obrigkeit l. obrigkeiten
294	16	Wdda l. Udda (u. so allemal)
300	3	untermittirenden l. intermittirenden
329	11	Bestrafung l. Bezahlung
329	12	Goldstrafe l. Geldstrafe
338	16	v. u. würde l. würden
338	9	v. u. nach Stücken l. um sie
351	12	v. u. hinten l. hin
410	11	v. u. das l. die

Zusätze.

361	13	v. u. die indische Schlangenwurz ist Ophiorhiza Mungos Lin.
410	11	Nepenthes ist die Nepenthes destillatoria t. Kannenträger, Wasserkannenträger.
414	1	Paddy ist Reiß in Schaalen.



Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hand-Buchbinderei
Max Schödl
München, Urbanstraße 28

Digitized by Google

Digitized by Google